



21

Alt 482

3992

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von
Eduard Ottmann in Gießen,
Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Wertes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Mathalie.

Von

Julia Kavanagh.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Edmund Boller.

Siebentes bis zwölftes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franck'schen Buchhandlung.

1851.

10

Handwritten title or header, likely bleed-through from the reverse side.

Small handwritten mark or number.

Second line of handwritten text, possibly bleed-through.

Third line of handwritten text, possibly bleed-through.



Fourth line of handwritten text, possibly bleed-through.

Fifth line of handwritten text, possibly bleed-through.

Sixth line of handwritten text, possibly bleed-through.

Small handwritten mark or number at the bottom.



Neunzehntes Kapitel.

Der folgende Morgen war mild und sonnig, und kaum war Nathalie in den Salon eingetreten, als Madame Marceau sie aufforderte, einen Spaziergang zu machen: „es würde ihr gut thun.“

Nathalie willigte, überrascht von dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit, ein. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Herr von Sainville eine Einladung von seiner Schwester erhielt, welche ihn zu sprechen wünschte. Als er kam, entschuldigte sie sich in dem Tone des Bedauerns, „daß sie ihn in seinem Morgenspaziergang störe, sie wisse, daß dies seine Stunde sei; aber sie wünsche mit ihm über eine Sache von Wichtigkeit zu sprechen:“ und sie wiederholte zum Schlusse ihre Entschuldigung, „daß sie ihn in ihrem Morgenspaziergange unterbrochen.“

„Da ich nach Marmont gehe, so ist es von keiner Bedeutung,“ sagte er, indem er sich setzte und ihre Anrede zu erwarten schien.

Aber die Mittheilung, welche Madame Marceau ihrem Bruder zu machen hatte, werden wir erst später mittheilen.

Ehe sie in den Garten ging, rief Nathalie ihrer alten Freundin. Sie fand sie trostlos und frierend am Kamine.

„Welch' ein milder, sonniger Morgen!“ sagte Nathalie freundlich.

„Mild! Alles milde Wetter ist für immer dahin. Die Welt wird jeden Tag älter und die Sonne —“

Nathalie unterbrach sie und zog den Vorhang zurück; die Sonne goß ein so strahlendes Licht und eine so angenehme, alles durchdringende Wärme in das Zimmer, daß das Stiftsfräulein, auf diesem Punkte zurückgeworfen, sich hinter die Worte verschanzte: „die Welt werde von Tag zu Tag älter.“

Nathalie stellte auf den Tisch neben Tante Madegondens Armstuhl eine Vase voll frischer Frühlingsblumen, stumme und doch berebte Zeugen des ewig neuen und frischen Lebens der Natur.

„Sie werden sterben,“ sagte das Stiftsfräulein, „alles muß sterben; die Welt wird nicht nur jeden Tag älter, sondern auch trauriger.“

Nathalie begann ein heiteres provençalisches Lied zu singen — heiter, aber nicht ohne Anklang an den alten Romanzenton. Der Kanarienvogel von Tante Madegonde erhob seine Stimme laut und hell, um die Melodie des Liedes nachzuahmen. Erheitert durch den Wettkampf, nahm Nathalie ein rascheres Tempo; aber je schneller sie sang, desto schneller pfiß der Vogel seine Noten in brillanten Coloraturen, bis das provençalische Lied zu Ende war und der Vogel, wenigstens seiner Meinung nach, Steiger blieb.

„Sehen Sie!“ rief Nathalie, indem sie das geröthete Gesicht und die glänzenden Augen nach dem Stiftsfräulein wandte: „der Sonnenschein, die Blumen, der Vogel selbst gibt Zeugniß gegen Sie.“

„O, Petite, Sie sind besser als der Sonnenschein, die Blumen oder der Vogel in seinem Hause,“ bemerkte das Stiftsfräulein, und die unnatürliche Trauer, welche zuletzt auf ihren Zügen lag, verschwand allmählig, während sie das junge Mädchen mit ihrer klaren Stirne, dem hoffnungsvollen Blicke, dem glänzenden Lächeln und der über dem ganzen Wesen ausgegossene Wärme und Jugendfrische betrachtete.

Sie würde hinzugefügt haben: „glücklich der Mann,

der ein so helteres und liebliches Wesen besitzen wird," hätte sie nicht der Gedanke an ihre Warnungen vor der Ehe daran gehindert.

"Und das Buch, *Marraine*?" sagte Nathalie schmelzend.

"Ja, ich habe danach gesehen und es liegt hier auf dem Tische. Es war einst Armands Exemplar und er liebte es sehr, wie ich Ihnen schon früher sagte; aber ich kann nicht verstehen, warum Sie nach so trockener Lectüre drängen mögen."

"Ich wünschte schon lange, es zu lesen," sagte Nathalie, ein kleines Buch in Duodez rasch in ihre Tasche steckend.

"Nun, Sie mögen es haben; eine Novelle würde ich Ihnen nicht geliehen haben; aber Maximen mögen Ihnen nicht schaden."

Das Gesicht des Stiftsfräuleins umwölkte sich, als sie sah, daß das junge Mädchen gehen wolle; aber es that ihr wohl, als Nathalie sie küßte und Abends wieder zu kommen versprach.

Der Morgen war lieblich. Der Garten schien grün und schön und als Nathalie leicht auf den Sandwegen hinging, überdachte sie in ihrem Herzen, ob Tante Madegonde wohl wahr gesprochen: ob die Welt wirklich alt geworden? Ihr war sie nie so frisch und jung erschienen, als an diesem Frühlingmorgen. Nachdem sie lange in Garten und Park umhergewandert, kam sie endlich zu dem Treibhaus. Es war Herrn von Sainvilles Lieblingsaufenthalt, aber die Stunde seines Spaziergangs war bereits vorüber; Nathalie blieb, ohne zu fürchten, ihm zu begegnen.

Nachdem sie die frischen und duftigen Blumen bewundert hatte, welche in diesem engen Raume vereinigt waren, setzte sie sich auf die niedere Steinbank, welche die Brüstung des Bogensfensters bildete.

Das Fenster war halb geöffnet, um die Wärme des

Mittags zu den Blumen und Pflanzen bringen zu lassen; ein Mandelbaum, der draußen stand, hielt die Sonnenstrahlen ab und warf seinen leichten wogenden Schatten auf die Züge Nathaliens, welche zurücklehnte und die über das wogende Gras dahinziehenden Schatten beobachtete, während sie der leisen Stimme des Windes lauschte, der durch die zitternden Zweige der nahen Tannen rauschte.

Sie hatte nicht lange so dageessen, als sie sich plötzlich des Buches erinnerte, das sie mitgenommen. Sie zog es rasch aus der Tasche und blätterte darin. Bald hielt sie sich bei einer Stelle länger auf, bald ging sie rasch darüber weg, und wurde während des Lesens immer ernster. Das Buch, welches sie auf diese Weise am Morgen eines Frühlingstages las, war keine Liebesgeschichte, kein Roman, wie sie die Jugend so sehr liebt, und oft auch die reiferen Jahre noch gerne in den Händen haben, sondern eine Sammlung der traurigsten und ernstesten Erinnerungen, welche aus der Geschichte und der Erfahrung des menschlichen Herzens zusammengestellt worden ist — die Maximen von La Rochefaucauld. Einige von den Maximen waren unterstrichen: drei von diesen zogen namentlich die Aufmerksamkeit Nathaliens auf sich:

„Ein Mann darf lieben, wie ein Wahnsinniger, nicht wie ein Narr.“

„Es gibt wenige Frauen, deren Verdienste ihre Schönheit überdauern.“

„Wahre Liebe ist gleich Geistern; Jedermann spricht davon, Wenige haben sie gesehen.“

„Wie! Lesen Sie immer noch Nicole?“ sagte die Stimme des Herrn von Sainville.

Nathalie blickte auf; er stand lächelnd vor ihr. Sie erröthete: rasch gleitete sie von ihrem Sitze herab und in der Eile fiel ihr dabei das Buch auf den Boden. Er hob es auf und sah ihr gleich darauf forschend und erstaunt ins Gesicht.

„La Rochefaucauld! Sie lesen La Rochefaucauld!“

Und das Exemplar scheint sehr gebraucht, — ein Lieblingschriftsteller also. O, Sie ächte Tochter Eva's! konnten Sie auf solch' bittere Frucht nicht warten?"

Es lag eine leichte Bitterkeit in seinem Tone, während er so sprach, und in dem Buche blätterte. Plötzlich schien ihm etwas aufzufallen.

„Woher bekamen Sie dieß Buch, mein Kind?“ fragte er in sehr verändertem Tone.

„Von Frau von Sainville, mein Herr.“

„Meiner Tante? Eine seltsame Reliquie für die Tante, ein seltsames Buch für Sie.“ Er steckte das Buch entschlossen in seine Tasche, blickte Nathallen fest ins Auge und sagte in einem Tone zwischen Scherz und Ernst:

„Ich confiscire La Rochefaucauld. Obwohl dieß Exemplar seit Jahren nicht mehr in meinen Händen gewesen, so ist es dennoch mein Eigenthum; auch wünsche ich nicht, daß Sie es lesen. Um's Himmels willen, halten Sie sich doch an das, woran die Mädchen Vergnügen finden; überlassen Sie La Rochefaucauld ernsteren Händen, älteren Köpfen und traurigeren Herzen. Halten Sie sich an Romane und Dichtungen — die wahre Nahrung für Achtzehnjährige.“

Ein verächtliches Lächeln spielte um Nathallens Lippen, als sie antwortete:

„Romane, Dichtungen und so fort sind die Leckereien, die Bonbons für ein armes Mädchen von achtzehn Jahren. Wie schmeichelhaft!“

„Sie drängen nach kräftigerer Kost? Beruhigen Sie sich, Sie sollen sie bald haben — vielleicht zu bald.“

Sie antwortete nicht. Er fuhr fort:

„Ich habe Sie Ihres Buches beraubt. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen diesen Nachmittag Etwas von meiner Bibliothek sende.“

„Romane und Dichtungen?“ fragte Nathalie spöttisch.

„Ja, Romane und Dichtungen. Glauben Sie, ich

lese nie solche Sachen. Die geistige Nahrung bedarf immer eines solchen Dessertes."

"Und das Dessert ist natürlich für ein Mädchen von achtzehn Jahren!" bemerkte Nathalie in lebhaftem und gereiztem Tone.

"Nun, es steht Ihnen alles zu Diensten, was Sie wünschen. Haben Sie eine besondere Vorliebe für Nationalökonomie, oder interessieren Sie sich für Agricultur? Sind Sie eine Freundin von Statistik? Bitte, wählen Sie. Ich bedaure, keine interessanten Werke über Geschichte oder unterhaltende Reiseschriften zu besitzen; aber ich habe wenig Vertrauen auf Geschichtserzählung, und bin zu viel gereist, um mich für die Reiseerlebnisse Anderer zu interessieren. Meine Bücher sind deshalb entweder zu leicht oder zu schwer. Was ziehen Sie vor?"

"Was Ihnen beliebt, mein Herr. Eine interessante Abhandlung über das Manufacturssystem; oder über die beste Art der Viehmastung; oder über den neuesten Plan, das Land in kleinen Wirthschaften zu bebauen; — kurz, irgend etwas, was in dieser Art belehrend, erhebend, oder unterhaltend ist."

"Sie sind sehr empfindlich. Ernstlich gefragt, lieben Sie La Rochefaucauld so sehr?"

Nathalie zuckte die Schultern: „sie wisse es nicht, sie habe nicht viel gelesen.“

"Wünschten Sie mehr zu lesen?"

Sie schien völlig gleichgültig gegen die Sache.

"Ich freue mich, das zu hören. Dies Buch, so wahr es in mancherlei Hinsicht, ist wiederum in anderer Rücksicht sehr falsch und müßte Ihnen die Frische des Geistes rauben. Hätte ich Sie einfach davor gewarnt, so wären Sie die Nächte aufgeblieben, bis Sie es ganz zu Ende gelesen. Ich nahm es deshalb in Verwahrung; denn ich weiß, daß Sie einen zu kühnen und forschenden Geist haben, um sich durch Kleinigkeiten abschrecken zu lassen; — erinnern Sie sich des Abenteuers mit den Beeren?"

Sie antwortete nicht. Sie stand vor ihm, mit eröthendem und halb abgewandtem Gesichte, die eine Hand trug ihre Wange, die andere beraubte einen schönen Lorbeerbaum seines Laubes. Er stand zwischen ihr und der Thüre und schien sich an ihrer Verlegenheit zu weiden. Es trat eine Pause ein.

„Was thun Sie meinem armen Lorbeerbaum?“ rief er plötzlich.

Nathalie erschrad, drehte sich um und blickte, als sie den Boden mit Blättern bedeckt sah, mit furchtsamem Auge in das Gesicht des Herrn von Sainville. Er gab sich ein unzufriedenes Aussehen und sie suchte eine reuige Miene anzunehmen.

„Behandeln Sie die Pflanzen so?“ fragte er; „wenn dem so ist, werde ich die meinen schützen.“

„Schließen Sie die Thüre, mein Herr.“

Sie schlüpfte an ihm vorüber und trat aus dem Treibhaus, während sie sprach.

„Ein kluger Rath, der nicht bald genug befolgt werden kann,“ antwortete er, indem er ihr hinausfolgte und die Thüre des Treibhauses schloß.

Nathalie schien verlegen, als er gelassen neben ihr ging. Im ersten Moment der Verwirrung hatte sie nicht den Pfad eingeschlagen, der zu dem Schlosse führte, sondern eine Fichtenallee in entgegengesetzter Richtung. Der Boden war graslos, aber das gefallene Laub der Fichten machte ihn warm und weich, wie einen Teppich; goldene Strahlen fielen auf die dunkeln Stämme und noch dunkler waren diese nordischen Bäume, welche sonst kalt, wie die Luft des Frühlingsmorgens, aussahen. Als er bemerkte, daß seine Begleiterin nicht sprach, eröffnete Nathalie entschlossen die Unterhaltung, indem sie auf die Schönheit des Wetters anspielte — diesen fruchtbaren Gesprächsgegenstand in zweifelhaften Klimaten. Er lächelte, antwortete jedoch nicht.

„Es liegt etwas Reizendes in der Frische der Normandie,“ fuhr sie fort.

„Sie lieben die Normandie?“ sagte er mit einem scharfen, fragenden Blicke. „Sie — eine Südländerin, gewöhnt an die warme Sonne und ihre tieferen Tinten; — Sie bewundern unsere kleine grüne Provinz, — trotz ihrer Ruhe und Gewöhnlichkeit?“

Nathalie schien über diesen geringschätzenden Ton erstaunt.

„Ich verstehe,“ begann er wieder, indem er den Ausdruck ihres Gesichtes mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit erklärte: „weßhalb ich an einem Orte bleibe, den ich so wenig zu schätzen scheine, meinen Sie? Nun, wenn ich hier bleibe, geschieht es nicht deshalb, weil ich die Normandie oder Sainville liebe, obwohl mir beide durch Familienerinnerungen von Werth sind, sondern weil ich weiß, mein Kind, daß es gut für die Heimath des Menschen ist, daß sie sei, wie sein Glück — gewöhnlich und ruhig. Haben Sie genug von La Rochefaucauld gelesen, um mit mir übereinzustimmen?“

Nathalie antwortete auf die letzte Bemerkung nicht.

„Die Normandie ist hübsch,“ sagte sie, „dennoch würde ich einen reineren Himmel und eine wärmere Sonne vorziehen.“

„Sie lieben den Süden: ich auch; aber nicht um darin zu wohnen. Dies endlose Fest der Natur mit ewig blauen Wolken und ewig duftender Luft entnerbt die Seele. Der Mensch ist nicht er selbst, wenn er nichts zu kämpfen hat. Das Leben ist nicht und soll nicht ein Tag voll Sommersonnenschein sein, der in üppiger Freude verschwelgt wird. Haben Sie nie in der Phantasie ein sanftes südliches Klima mit dem traurigen Norden und seinen eisigen Seen verglichen, die sich am Horizonte mit dem kaum minder schwarzen Himmel vermischen? Haben Sie nie an jene einsamen und felsenumgürteten Gestade, nie an die wilden und unfruchtbaren Regionen gedacht, die man durch den

fallenden Schnee erblickt; wo die Sonne blaß und matt aussteht, wie der Mond unserer gemäßigteren Zonen, wo eine Pflanze kaum gedeihen und der Mensch kaum wohnen kann, worin aber doch ein festerlicher und melancholischer Reiz liegt, der in der Erinnerung fortlebt, wenn die grüne Erde, das azurblaue Meer und die heitere Wolke des Südens vergessen sind?"

Er sprach mit einem an Enthusiasmus grenzenden Eifer.

Nathalie sah ihn traurig an.

"Es muß hier sehr kalt sein, mein Herr!" sagte sie mit einem leichten Schauer, "ich liebe die Sonne — die Sonne des Südens, meine ich."

"Das heißt, nicht die Sonne unserer armen Normandie."

Nathalie antwortete nicht.

"Doch ernstlich gesprochen," fuhr er fort, "was fehlt unserer Provinz? Ist ihr Reichthum nicht bekannt; es ist ein grüner, hübscher Fleck; und wenn der Himmel bisweilen umwölkt ist, so gibt es Wohnungen genug, um Schutz zu gewähren. Nehmen Sie Sainville zum Beispiel; Sie lieben Sainville, nicht wahr?" fügte er plötzlich hinzu.

"Ja, mein Herr," antwortete sie etwas kalt, "ich liebe es."

"Aber nicht sehr, wie es scheint. Sie mögen das Schloß nicht."

"Nein, mein Herr, das Schloß ist sehr hübsch."

"Sie sprechen sehr kalt; was fehlt diesem armen Schlosse?"

"Nichts, mein Herr."

"Und was haben Sie zu dem Garten oder zu dem Parke zu sagen?"

"Nichts, mein Herr."

"Nichts! O mein Kind, sagen Sie das nicht. Sie lieben Sainville — ich hoffe, Sie lieben es."

Er sprach mit so viel Wärme, daß er plötzlich inne hielt. Er nahm ihre Hand und sah lebhaft zu ihr herab. Sie wurde sehr blaß und zitterte sichtlich. Er lächelte.

„Sehen Sie nicht so erschrocken aus,“ sagte er freundlich; „treten Sie hier ein, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Ein Zauber schien auf Nathalien zu liegen: sie gab nach, wie ein Kind, als er sie in die Nische der schlafenden Nymphe führte, wo sie eben vorüberkamen. Als er sah, wo sie waren, hielt er inne, ließ sie los und warf einen düstern Blick rings umher.

„O Petite, Petite!“ sagte er bitter, „was brachte uns hieher?“

„Ist das nicht ein hübscher Platz?“ fragte Nathalie, indem sie gefaßt zu sein sich das Ansehen gab.

Anfangs antwortete er nicht.

„Sie lieben ihn?“ sagte er endlich, „thun Sie das nicht; der Schatten des Todes ruht darauf — ein Schatten, den nichts verscheuchen kann. Sehen Sie die Nymphe an! Ihr Schlaf ist kein irdischer — es ist der Schlaf des Grabesgenius, den ich einst auf einem alten Leichensteine in Italien sah und dessen Stirne, obgleich mit Blumen umwunden, von einer noch schwereren Alpe, als dem bloßen Schlummer niedergedrückt schien. Sie lieben die Sonne. Wie strahlt sie durch diese Eiben und Cypressen, — Bäume, die sich für grabähnliche Orte vortrefflich eignen.“

Er sprach mit ungeduldiger Bitterkeit. Es entstand eine lange Pause, die nur von dem leisen Plätschern der Fontaine unterbrochen war. Nathalie blickte Herrn von Sainville und die Nymphe in ihrer Eibennische an; sie lauschte dem leisen Murmeln des herabfallenden Wassers, und schien zu allem, was sie sah und hörte, wie zu einem halbgeahnten Geheimniß den Schlüssel zu suchen.

„Ja, ich liebe diesen Platz,“ bemerkte sie endlich.

„Er macht Sie nicht traurig, oder niedergeschlagen?“

„Nein; warum dies?“

„Allerdings, warum sollte er auch? Und doch, das

ewige Plätschern der Fontaine ist schrecklich monoton und der Luftzug, den sie verursacht, ist sehr kühl. Ihr Haar ist mit Schaum bespritzt."

"Es kühlt die Stirne und hat großen Reiz für das Ohr."

"Aber es wird Sie traurig stimmen."

"Ich bin nicht leicht traurig zu stimmen."

"Nein, armes Kind! Ich darf sagen, Sie haben das Bischen Glück, das Sie auf Ihrem Wege fanden, so gut als möglich genützt."

Er blickte freundlich, aber mit schmerzlichem Ausdruck auf sie herab.

"Es ist so schwer, lange unglücklich zu sein," sagte sie.

"Doch hatten auch Sie Ihre Sorgen."

"Die Hoffnung auf ein namenloses, unbekanntes Glück hielt mich mit ihrem Troste aufrecht."

"Es war nicht die Hoffnung: es war die Frische Ihrer Jahre: die Unerfahrenheit der Jugend, welche nicht weiß, was das Leben am Ende ist — eine schwere Bürde — eine dunkle Gefangenschaft."

"Ich glaube das durchaus nicht!" rief Mathalie, "es ist zu hart, dies zu glauben," fügte sie hinzu, über die Lebhaftigkeit erröthend, mit welcher sie sprach.

"Hart allerdings — aber leider nur zu wahr."

"Doch, mein Herr," sagte Mathalie ernst, "es gibt ein Ding, das Glück heißt."

Er antwortete nicht.

"Wie kurz es auch sein mag," fuhr sie fort.

"Und welches Glück kann wahr genannt werden, das keine Dauer hat? Wenn wir von dem Glücke wissen, daß es mit dem Leben endigt, so hat auch das längste Glück keine Dauer, keinen Werth. O, der Gedanke, daß alles sterben muß und jedes Ding sein Ende erreicht! Wie das Gerippe bei den alten egyptischen Gastmählern hört er jedes Fest der Sterblichen."

Er sprach sorgenvoll. Mathalie sah ihn traurig an.

„Weshalb sollte man aber das Gerippe anblicken, oder an den Tod denken?“ fragte sie in leisem, sanftem Tone.
 „Es ist an und für sich schon so schwer, daran zu glauben, so leicht, es zu vergessen. O, wenn die Sonne so hell scheint, wenn die Luft so rein, der Himmel so blau, die ganze Erde so schön ist, sollte man dann nicht bisweilen glauben, blickt man auf das Universum, von welchem wir, doch ein, wenn auch ein kleiner Theil sind, — es werde ewig dauern.“

Sie sah ihn an; er legte ihren Arm in den seinigen.
 „Mein armes kleines Ding,“ sagte er, „der Tod wird Sie ereilen, wie er uns alle ereilt, mit den Jahren, die wie die Tage vergehen, und mit verrätherisch schleichenden Schritten, die das Ohr nicht hört, das Auge nicht sieht. So frisch und schön, wie Sie jetzt sind, müssen Sie doch das Schicksal der lieblichsten und herrlichsten Geschöpfe der Welt theilen; auch Sie müssen vergehen, verschwinden und sterben.“

Der leise und traurige Klang seiner Stimme zitterte durch das Herz Mathallens. Sie sah mit festem Blicke und geöffneten Lippen, mit ernster und unverwandter Aufmerksamkeit ihm ins Gesicht. Weit entfernt, sie traurig zu machen, hatten seine Worte nur eine tiefere Röthe auf ihre Wangen und ein sanfteres Licht in ihre Augen geströmt; in den düstern Bildern, die er vor ihre Seele gezaubert, schien Freude, nicht Trauer, für sie zu liegen. Sie lächelte wie Jemand, der ein schönes Traumgesicht vor sich erblickt.

„Gleichviel,“ sagte sie, indem sie ihre Hände an den Busen drückte, während das Lächeln noch auf ihren Lippen ruhte; „gleichviel, es gibt doch noch ein Glück.“

„Ich hoffe das,“ erwiderte er in seinem gewöhnlichen Tone; „aber Sie zittern; der kalte Ort ist wohl daran schuldig.“

Er führte sie weg; sie stiegen eine Treppe stumm

nebeneinander hinan; er blieb vor einer sonnigen Bank auf der ersten Terrasse stehen.

„Lassen Sie uns hier niedersitzen,“ sagte er, „und unser Gespräch fortsetzen. Weßhalb lieben Sie Sainville nicht?“

„Ich sagte nicht, daß ich es nicht liebe, mein Herr,“ antwortete Nathalie, über diese unerwartete Bemerkung erstaunt.

„Aber Sie sprachen sehr kalt. Sehen Sie es mal an! Sieht das alte Schloß nicht warm und heiter im Sonnenschein aus, während der blaue Himmel es überwölbt? Würden Sie sich immer nach der Provence sehnen, wenn Sie lange hier leben sollten? Vergessen Sie Arles und lieben Sie Sainville.“

„Ich liebe Sainville, mein Herr.“ Sie sprach so leise, daß die Worte kaum hörbar waren.

Sie saßen beide auf der Bank, er beugte sich herab, um sie besser zu hören, als ein leiser Husten in der nahen Allee die Ankunft Amandas verrieth.

Beide standen wie von einem Gefühle bewegt auf. Herr von Sainville schien blaß und ängstlich. Das Mädchen der Dame brachte einen dicken Shawl auf ihrem Arme:

„Madame befürchte, das Fräulein möchte bei dem kühlen Morgen frieren und sende sie deshalb mit diesem Shawl.“

„Rosalie ist sehr aufmerksam,“ bemerkte Herr von Sainville ruhig, „und da Sie nun den Shawl haben, wollen Sie nicht noch einen andern Spaziergang durch den Garten machen?“

Er nahm ihren Arm, während er sprach; aber Nathalie machte sich schnell los. Sie erröthete, zögerte, stammelte und antwortete endlich, daß sie sich ermüdet fühle und lieber in das Schloß zurückkehren wolle. Er schien über diese Entscheidung nicht sehr erfreut, machte jedoch keinen Einwurf. Er ging durch die Bibliothek

hinein. Sie begab sich durch den Haupteingang, sogleich nach dem Salon.

„Haben Sie einen angenehmen Spaziergang gemacht?“ fragte Madame Marceau. Sie hatte sich halb auf den Ellbogen erhoben, um Nathalie zu sehen. Der Shawl war zurückgefallen und verhüllte ihre Gestalt nicht mehr, die einst so voll und stattlich, jetzt in Folge der Krankheit hager und abgezehrt war. Die Vorhänge des Salons ließen, wie gewöhnlich, das klare Licht nicht hereindringen, aber der rothe Schein fiel vergeblich auf ihre blassen Züge und machte sie noch blasser durch den fieberhaften Glanz ihrer eingesunkenen Augen.

„Ja, Madame, einen sehr angenehmen Spaziergang,“ antwortete Nathalie.

„Aber sehr einsam. Wie Schade!“

„Ich begegnete Herrn von Sainville,“ sagte Nathalie in einem leisen Tone.

„Wirklich! Ich dachte, er sei in Marmont. Wo begegneten Sie ihm?“

„In dem Treibhause.“

„Selnem Lieblingsaufenthalt: dem Ihrigen wohl auch?“

„Keineswegs!“ antwortete das junge Mädchen trocken.

„Nun, Bitte, machen Sie kein so ernsthaftes Gesicht. Legen Sie die Arbeit bei Seite und sehen Sie mich an. Ah, so! Ich habe eine Frage an Sie zu richten: was sagte Armand zu Ihnen?“

Sie erhob sich wieder auf den Ellbogen. Nathalie erröthete tief und sah verlegen aus; aber sie antwortete nicht.

„Ich dachte es doch!“ rief die Dame entrüstet und sank in ihren Sessel zurück. „Nun,“ fügte sie scharf hinzu, „Sie antworten nicht!“

„Ich möchte allerdings eine Antwort verweigern,“ sagte Nathalie ziemlich stolz, „aber es ist nicht der Mühe

werth. Herr von Sainville sprach über die allerallgemeinsten Dinge mit mir."

"Und über nichts Besonderes?"

"O, ja," antwortete sie hinwerfend, "über den Norden, den Süden und so weiter."

"Und was meinen Sie mit diesem „und so weiter?" fragte Madame Marceau mit einem kurzen Lachen.

Nathalie blickte auf, so geröthet und gereizt, daß die Dame sofort an sich hielt.

"Petite," sagte sie, "Sie sind verdrüsslich. Ich will mich nicht entschuldigen, aber Ihre Hand will ich hierher legen," sie legte dabei die Hand Nathaliens auf ihr Herz — "und hierher," fügte sie hinzu, indem sie sie das heiße, klopfende Handgelenk fühlen ließ, "dann fragen Sie sich selbst, ob das Fieber, welches das Leben in solcher Weise verzehrt, den Geist ruhig und das Temperament ungestört läßt?"

"Sie haben ein starkes Fieber; lassen Sie mich nach dem Arzte senden," rief Nathalie, die sogleich besänftigt war.

"Ich bin nicht krank; mein Fieber ist ein Fieber des Geistes, das kein Arzt stillen kann. Ich war vorhin sehr thöricht; als ich jedoch hörte, daß Sie Armand begegnet seien, schloß ich, er habe Ihnen mitgetheilt, was zwischen ihm und mir vorgefallen, ehe er in den Garten ging."

"Ich besitze nicht das Vertrauen des Herrn von Sainville," antwortete Nathalie ernst.

"Wenn aber das, was zwischen uns vorging, Sie betraf?"

"Mich!" rief Nathalie.

"Ich sehe, daß er verschwiegen war. Um so besser. Die Männer verderben Alles, was sie angreifen. Sehen Sie nicht so verlegen aus; ich kann mich vor Verlauf mehrerer Tage noch nicht darüber aussprechen. Nur soviel kann ich Ihnen sagen: Armand macht mich sehr unglücklich. Wir zanken uns nie; aber wir stehen mit unsern

Ansichten sehr weit auseinander. Weßhalb sollte ich mich beklagen? Er ist gegenüber von mir, was er gegenüber von allen — namentlich von sich selbst ist — unerbittlich. Ich bin ehrgeizig; es liegt in unserer Familie. Ja," fügte sie hinzu, während der alte Stolz in ihr erwachte: „Ehrgeiz und fester Wille liegen in dem Blute der Sainvilles. Habe ich nichts, worauf ich stolz sein kann? Sie kennen meinen Sohn; er ist jung, schön und voll Talent. Glauben Sie nicht, daß er ein guter Vertreter der Ehre der alten Familie sein wird? Selen Sie offen," fügte sie mit einem durchdringenden Blicke hinzu, „glauben Sie das nicht auch?"

Nathalie schien wider Willen verlegen.

„Kind," entgegnete Madame Marceau lächelnd, „weßhalb erröthen Sie? Welche Mutter sollte das, was sie selbst so tief fühlt, übel deuten? Wir wollen keine Erklärungen," fügte sie hinzu, als sie sah, daß Nathalie verlegen wurde, „ich gehe weiter. Glauben Sie nicht, daß mein Sohn dem alten Namen unserer Familie Ehre machen wird? Sie glauben es? aber sein Oheim, mein Bruder," fügte sie mit großer Bitterkeit hinzu, „ist anderer Ansicht."

Nathalie hatte dies schon zu lange geahnt, um darüber erstaunen zu können.

„Sie scheinen nicht verwundert," sagte die Dame argwöhnisch: „dann hat er Ihnen also doch erzählt! Gestehen Sie."

„Madame," antwortete Nathalie in einem Tone, der etwas ungemein Ueberzeugendes hatte, „er hat mir nicht mal eine Andeutung davon gegeben."

„Vergeben Sie, Petite; ich bin in diesem Punkte äußerst empfindlich. Aber um wieder auf die Sache zurückzukommen, halten Sie meinen Ehrgeiz, meine Hoffnung, meinen Traum, oder wie Sie es nennen mögen, — für so extravagant? Sollte das, was für die edelsten Familien Frankreichs geschehen, nicht auch für uns gethan

werden? Wir würden keine Rohans, keine Richelieus haben, wenn das salische Gesetz durchgeführt worden wäre. Heirathete nicht die Nichte des großen Cardinals ihren Musiklehrer? Und die letzte Tochter der Rohan, verliebte sie sich nicht in Chabot, den Gasconner, den sie später heirathete, wodurch sie einen fast dem Erlöschen preisgegebenen Namen rettete? Aber weder Vernunft, noch Beispiel, noch Beweis vermochten etwas; er hat es abgeschlagen, — rund abgeschlagen. Und aus welchem Grunde? — weil der Name, den er mit so vielen Opfern, so vieler Mühe vor der Schande gerettet, nicht von Neuem gefährdet werden solle!"

Sie hielt inne. Ein rother Fleck glühte auf ihrer blaffen Wange: sie sah fieberhaft erregt aus. Nathalie, welche ihr mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte jetzt ruhig:

„Aber wie kann Herr von Sainville verhindern, daß sein Name wieder gefährdet werde? Wenn er zum Beispiel heirathete?“

Madame Marceau wandte sich langsam um, blickte dem jungen Mädchen in das aufmerksame Gesicht, lächelte, wandte sich noch einmal um und murmelte vor sich hin: „Heirathen! Armand heirathen! Petite,“ fuhr sie in ihrem gewöhnlichen Tone fort, „Sie setzen mich in Erstaunen! Ich dachte, Jedermann wüßte, daß mein Bruder nicht heirathet. Sie können sich denken, daß wenn ich nicht so gewiß wüßte, als ich es weiß, ich ihm niemals den Vorschlag gemacht hätte, einen Namen auf meinen Sohn übergehen zu lassen, der das ausschließliche Recht seiner eigenen Kinder gewesen wäre. Also,“ fügte sie hinzu, indem sie sich nochmals umwandte und dem jungen Mädchen fest und scharf ins Auge blickte: „Sie wußten und ahnten wirklich nicht, daß Armand niemals heirathen wird?“

Nathalie antwortete nicht.

„Wie seltsam!“ fuhr die Dame fort, indem sie lachte

und sehr erheitert schien, „entschuldigen Sie mich, Petite. Aber der Gedanke, daß Armand heirathen könnte, hat etwas gar zu Seltsames für mich, in der That sehr seltsam!“ Sie lachte wieder. „Also,“ fuhr sie fort, als ihre zum Lachen geneigte Stimmung vorüber war, „Sie bemerkten nie seine gezwungene Höflichkeit gegen uns Frauen, Sie sahen nie, wie er Ihre kleinen Thorheiten belächelte, wie ungeduldig er mit unserer Schwäche ist, wie wenig er sich bemüht, seine wirkliche Ansicht über uns zu verbergen — nämlich, daß wir schwach, leichtfertig, unbeständig jedes wahren und hohen Gefühles unfähig seien und nur als Spielsachen für eine müßige Stunde betrachtet werden müßten? Auch beobachteten Sie nie, wie er über Liebe und Ehe spottet, und doch waren Sie einen ganzen Winter hier, Petite?“

Nathalie schwieg beharrlich.

„Sie sehen,“ sagte Madame Marceau, „ich kannte sein feterliches Gelübde — und wann hat Armand je sein Wort gebrochen. — Das machte mich hoffen. Als ich ihn jedoch diesen Morgen daran mahnte, zerstörte er alle meine Hoffnung mit den kalten Worten: „Ich will der Letzte meines Namens bleiben.“ Aber ich muß und will gerecht sein: Armand sprach sehr freundlich von Charles, freundlicher als ich erwarten konnte. „Natürlich,“ sprach er, „wird er mein Erbe sein; tröste Dich damit, Rosalie; ich hoffe, er ist verständig genug, daß er keinen großen Werth auf den Besitz dieses Namens legt; in jedem Falle weiß ich ein Mittel, die Enttäuschung minder bitter zu machen. Ich war bis jetzt ein kalter, ernster Oheim gegen ihn, doch ich werde ihn in einer Weise gewinnen, die er nicht erwartet.“ Aber wie blaß und matt sehen Sie aus, Petite! Ich fürchte, Sie sind nicht wohl! Sie bleiben zu viel zu Hause — Sie bedürfen mehr Bewegung, größerer Spaziergänge, wie diesen Morgen. Ich hoffe, Sie werden sich auch künftig in Sainville gefallen: es ist uns viel daran gelegen. Sie sind ein großer Liebling von uns

Allen. Ach! wenn Sie den Plan wüßten, den wir erfunden, um Sie länger hier zu fesseln."

Nathalie stand schnell auf, sie wurde abwechslungsweise blaß und roth; sie heftete einen forschenden und brennenden Blick auf die franke Dame.

"Gnädige Frau," sagte sie, "meinen Sie, Herr von Sainville beabsichtige —"

"Erwarten Sie, daß ich Ihnen das sagen werde," unterbrach sie die Dame heiter, indem sie mit der Hand scherzend abwinkte, "nein, Petite, obwohl eine Frau, weiß ich doch ein Geheimniß zu bewahren."

Nathalie setzte sich nieder, aber sie erhob sich bald wieder. Sie sah geängstigt und verlegen aus. Madame Marceau lachte und fragte, ob sie sich nicht für das Opfer eines tief angelegten Planes halte? Vergeblich suchte das junge Mädchen etwas Bestimmtes zu erfahren; sie erhielt nur Andeutungen, die so unbestimmt und illusorisch waren, als der Lichtstrahl, welcher auf die unruhige Woge fällt. Sie fühlte sich geblendet, aber nicht aufgeklärt.

Dies dauerte den ganzen Tag, denn Madame Marceau wollte sie nicht von sich lassen. Gegen Abend fiel sie in ihren gewöhnlichen Schlaf. Nathalie saß bei ihr, allein. Die Lampe war nicht angezündet, aber die Vorhänge waren vor dem Mittelfenster zurückgezogen, dessen weiter Bogen ein stilles Bild von dunkeln Bäumen einrahmte, das, so gesehen, die Umrisse einer Waldeinsamkeit darzustellen schien. Droben an dem blauen stillen Himmel hing der Mond, die geweihte Lampe in dem großen Tempel der Natur, für die Ewigkeit aufgehängt. Das Zimmer war still; ein sanftes, blaßes Licht fiel auf den Boden; der Abend war mild — das Feuer brannte tief und warf ein schwaches Licht ringsumher. Nathalie fühlte sich trübe und niedergedrückt; sie sah nach der ruhigen Scene, welche das Fenster ihrem Blicke darbot — es schien eine friedliche, stille Region, obwohl sie wußte, daß es der staubige Weg war, der sich draußen hinzog, und selbst diese Täu-

schung wirkte wohlthätig. Die Worte Davids: „O daß ich hätte die Flügel einer Taube, daß ich hinwegfliegen und ruhen könnte,“ traten ihr vor die Seele. Einen Augenblick trug sie ein Traum auf seinen raschen Fittigen hinweg; die Frische dunkler Orte schien ihren ermüdeten Geist zu erquickten, der kühle Trunk einer eiskalten Quelle ihr inneres Fieber zu stillen. Sie erhob sich langsam und blickte Madame Marceau an. Die Kranke bewegte sich nicht; ihr Athem wurde regelmäßig und leise; sie klagte über unruhige Nächte; ihr Abendschlummer war jedoch immer tief und schwer. Nathalie hatte sich den ganzen Tag gesehnt, zu Tante Madegonde hinaufzugehen; jetzt glaubte sie ungehört entschlüpfen und wieder zurückkommen zu können, ehe sie vermißt werde. Sie schlich sich leise nach der Thüre, öffnete sie, schloß sie geräuschlos und stand Herrn von Sainville auf dem Flur gegenüber. Sie wollte an ihm vorüber: er hielt sie zurück.

„Weshalb kamen Sie nicht zum Essen herab?“ fragte er.

„Madame Marceau wünschte, daß ich mit ihr speise.“

„Weshalb? Ihre Stimme klingt nicht, wie gewöhnlich; hat Sie etwas beunruhigt und belästigt?“

Sein Ton war kurz, sein Blick scharf und durchdringend; sie wandte ihr Gesicht ab, ohne zu antworten.

„Lassen Sie mich wissen, was es ist, ich bitte Sie darum.“

Seine Stimme war ungewöhnlich freundlich und mild. Thränen zitterten an den Wimpern ihrer niedergeschlagenen Augen.

„Lassen Sie es mich wissen, ich bitte Sie,“ sagte er wieder, indem er seine Stimme dämpfte, daß kein vorübergehender Diener seine Worte hören könnte.

Ehe Nathalie antworten konnte, öffnete sich die Thüre des Salons und Madame Marceau erschien mit ihrem blassen Gesichte und ihren glänzenden Augen auf der

Schwelle. Das gedämpfte Licht der Lampe, das eine marmorne Sclavin hielt, schien auf ihre drei Gesichter.

„Petite,“ sagte sie in einem kurzen, abgebrochenen Tone, indem sie Nathaliens Arm nahm, während sie sprach: „warum verlassen Sie mich? Sie wissen, daß ich nicht gerne allein bin, seitdem ich mich unwohl befinde.“

„Und Du bist heute krank, sehr krank,“ bemerkte ihr Bruder mit einem Ausdrucke zwischen Aerger und Mitleid, indem er ihr aufgeregtes Gesicht und ihren zitternden Körper betrachtete, „komme herein, Rosalie.“

Er hieß sie Nathalien loslassen, nahm ihren Arm und führte sie in den Salon, indem er die Thüre hinter sich schloß. Nathalie ging nach dem Boudoir des Stiftsfräuleins.

„O, Petite! wie freut es mich, daß Sie kommen,“ rief Tante Madegonde ihr lebhaft entgegen; „ich fühlte so große Langeweile; aber nun wird Alles wieder gut werden; denn Sie wissen, was ich diesen Morgen sagte: Sie sind besser, als Sonnenschein, Blumen und Vögel im Käfig.“

Das junge Mädchen lächelte schwach, und setzte sich still auf einen niederen Stuhl zu den Füßen ihrer alten Freundin. Fünf Minuten vergingen; sie öffnete ihre Lippen nicht. Das Stiftsfräulein bückte sich, hob ihr das Gesicht empor, daß sie ihr in dasselbe blicken konnte, und rief:

„Wie blaß Sie sind —“

„Ich habe heftigen Kopfschmerz gehabt.“

Es entstand wiederum eine lange Pause.

„Marraine,“ bemerkte Nathalie plötzlich, „ist es wahr, daß Herr von Sainville ein Gelddniß that, nie zu heirathen?“

Ihr Blick haftete an den Zügen der Tante. Sie ließ ihr Strickzeug sinken und wurde sehr blaß: ihre Züge bewegten sich convulsivisch, ihre Lippen zitterten und in ihre Augen traten Thränen.

„Ja,“ antwortete er in gebrochenem Tone, „er hat ein Gelübde gethan, nie zu heirathen.“

Nathalie stand sehr verstört auf, ihre Züge waren kaum weniger bewegt, als die von Tante Madegonde. Sie ging mit hastigen und ungleichen Schritten im Zimmer auf und nieder; endlich blieb sie bei dem Stuhle von Tante Madegonde stehen und sagte, indem sie ihre Hand auf den Arm ihrer alten Freundin legte, in vorwurfsvollem Tone:

„Ich war grausam — vergeben Sie mir.“

„Mein armes Kind, — Sie konnten nicht wissen, woran mich diese Frage erinnern mußte.“

„Ja, ja, ich weiß es,“ rief das junge Mädchen in gebrochenem Tone, „ich weiß es nur zu gut.“

Das Stiftsfräulein schob den Stuhl zurück, um sie besser sehen zu können.

„Petite,“ sagte sie, „Sie täuschen sich; Sie wissen nichts.“

„Nichts,“ antwortete Nathalie bitter, und sie faltete ihre Hände, indem sie in dem Zimmer auf und nieder ging.

„Petite, was wissen Sie?“

Nathalie schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Eine heftige Röthe ergoß sich über die Züge von Tante Madegonde.

„Sie müssen es mir sagen, Sie müssen,“ rief sie mit ungewöhnlicher Wärme.

„Und wo könnte ich die Worte finden, die Sie nicht schmerzen würden?“ fragte Nathalie mit tiefer Trauer. „Wie soll ich sagen, daß ich die traurige Geschichte von einer Person kenne, deren Bild in diesem Zimmer hängt, — die lieblich und für das Glück geschaffen war und die so viel durch einen andern litt, der Ihnen auch theuer ist.“

„Er ist es nicht, er ist es nicht!“ rief das Stiftsfräulein leidenschaftlich; „ich habe ihm niemals in meinem

Herzen vergeben; ich werde nie vergeben. Ich hasse mich selbst bisweilen, weil ich unter diesem Dache wohne und sein Brod esse; ja, ich hasse mich selbst."

Nathalie sah sie mit verlegenem Blicke an. Es liegt etwas Seltsames und Unheimliches in dem unmächtigen Zorn des Alters, diesem letzten Auflobern eines ersterbenden Feuers. Als das junge Mädchen das sanfte Stiftsfräulein so wunderbar erregt sah, begann sie die Stärke und Tiefe des Hasses zu verstehen, der so lange geschlummert hatte.

"Wissen Sie," fuhr das Stiftsfräulein in demselben erregten Tone fort, "daß sie mir wie mein eignes Kind theuer, daß sie eine arme mütterlose Waise war, die Tochter einer geliebten und einzigen Schwester, daß ich sie in diesem Hause erzog und daß sie mich sechszehn Jahre lang nie verließ, daß sie schön war, wie der Tag und das lieblichste Wesen, das jemals gelebt, daß, sie sehen, auch sie lieben hieß, und daß, wenn ein einziges hartes Herz nicht gewesen, sie noch jetzt bei mir wäre, — eine Freude für Alle, ein Segen für mich. Sie weinen, Sie fühlen für sie. Gott segne Ihr freundliches Herz; — sagen Sie, traf sie nicht ein hartes Schicksal? Er kam bald zurück; ihr Vater gab nach: er aber wollte nicht; sein Stolz — jener Stolz, der das Gericht über ihn herabrufen wird — gestattete ihm nicht, nachzugeben oder zu verzeihen. Er ließ sie fast vor seinen Augen einen Andern heirathen. Sie starb an gebrochenem Herzen; er lebte ruhig, vom Schicksal begünstigt und glücklich weiter."

Nathaliens Wange hatte oftmals die Farbe gewechselt, während sie Tante Madegonde zuhörte. Ihre Hände waren krampfhaft gefaltet; ihr Blick war fieberhaft; in einem Tone, dem sie vergeblich Ruhe zu geben suchte, sagte sie: "woher wissen Sie, daß er glücklich ist? woher wissen Sie, daß nicht auch er leidet?"

Das Stiftsfräulein warf ihr einen traurigen Blick zu.

„Um zu leiden, müßte er ein Herz haben, und er hat nicht ein Herz, sondern einen Stein. Ich warnte immer mein Kind, ihn nicht zu lieben; aber Jugend ist rasch und sie wollte sich nicht warnen lassen. Sie hätte noch manchen andern Bewerber finden können, denn sie war sehr lieblich. Dies Portrait ist ihr wahres Bild. Betrachte sie! Meine Tante Adelaide war gewiß schön, aber nicht halb so schön, als meine Lucile. Sie besaß nicht das feine seidene Haar, das meine Hand so oft gestrichen und geglättet; sie hatte nicht die sanften blauen Augen, die so oft lächelnd in die meinen geblickt — ach so oft! so oft.“

Sie hielt inne; ihre Thränen flossen in Strömen. Mathalle blickte die beiden Portraits an: die düstere und die heitere Schönheit; das Gesicht, welches dies reiche, warme und zarte Colorit eines alten venezianer Meisters besaß, und das andre ruhige Antlitz, mit den lieblichen, aber blassen Zügen eines raphaellischen Kopfes. Sie verglich sie: Adelaide von Sainville sah sehr schön aus, als sie jedoch ihren Blick nach dem heiteren Antlitz wandte, war es ihr, als ob die bezaubernde, aber doch noch irdische Schönheit vor der reinen und idealen Lieblichkeit der Nichte von Tante Madegonde verschwände.

„O, Marraine!“ rief sie in leisem Tone, „wenn er nicht leidet, sich erinnert und bereut, wozu dies Gelübde?“

„Stolz, mein Kind, — Stolz. Von einem Weibe getäuscht — wird er sich nicht zum zweiten Male täuschen lassen.“

„St!“ sagte Mathalle lebhaft.

Ihr Ohr hatte den wohlbekannten Schritt vernommen: die Thüre öffnete sich, Herr von Sainville trat ein. Das Stiftsfräulein sah verlegen aus; Mathalle bewegt. Er betrachtete sie von der Thürschwelle mit seinem scharfen Blicke; schloß die Thür, trat näher und entschuldigte sich mit seinem gewöhnlichen ruhigen Tone, daß er seine Tante nicht von seinem Besuche benachrichtigte.

„Das hat nichts zu sagen, Armand — durchaus

nichts," antwortete sie; aber ihre Stimme und ihre Hände zitterten, als sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Ihr Nefse blickte von ihr zu Mathalien herab. Das junge Mädchen war aufgestanden; sie miß seinen Blick, nahm ein Buch, das auf dem Tische lag, blätterte einige Seiten durch und schloß es, worauf sie das Zimmer verließ, ohne zu sprechen.

"Tante," fragte Herr von Sainville plötzlich, "was ist mit Mademoiselle Montolieu?"

"Sie hat heftiges Kopfweg."

"Nichts sonst?"

Sein Blick war durchbringend; aber das Stiftsfräulein fuhr ruhig fort:

"Nein, Armand, nichts sonst, wovon ich wüßte."

"Es ist heute in diesem Hause etwas vorgefallen, was ich nicht begreifen kann," sagte er ungeduldig. "Was ist es? Du scheinst erstaunt. Nun ich glaube, daß Du nichts weißt. Doch will ich Dir sagen: Petite ist unwohl, sie muß häufig spazieren gehen; veranlasse sie dazu — Du kannst es, wenn Du willst — daß sie morgen geht."

"Gewiß, Armand," antwortete das Stiftsfräulein lebhaft, denn diese Theilnahme an einem Wesen, das sie liebte, besänftigte sie und schmeichelte ihr. Als eine Art amende honorable für die schlimmen Gefühle, die sie gegen ihn hegte, fügte sie hinzu: "ich bin Dir sehr verbunden, Armand, für das Interesse, das Du an Petite nimmst."

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die blassen festgeschlossenen Lippen von Herrn von Sainville, als er diesen Dank entgegennahm und auf die kleine, aber aufrechte Gestalt seiner Tante blickte.

"Petite!" wiederholte er, "wie kommst Du dazu, sie so zu nennen; sie ist nicht klein."

"Nein, allerdings nicht, aber ihr ganzes Wesen hat etwas so Leichtes, Lustiges. Sie ist keines von jenen Frauenzimmern zum Beispiel, welche ein Zimmer füllen;

eine Art von Frauenzimmer, die ich nie leiden möchte," fügte das Stiftsfräulein emphatisch hinzu.

"Petite, wie Sie sie nennen, ist allerdings keine von jenen umfangreichen Frauen; aber sie kann ein Zimmer mit ihren Tönen erfüllen. Hörte ich sie nicht diesen Morgen singen, oder war es Amanda?"

"Amanda!" rief die Tante entrüstet; „glaubst Du, Armand, ich werde der femme-de-chambre meiner Nichte gestatten, im meinem Zimmer, in meiner Gegenwart zu singen?"

"Ich dachte, Sie lieben das Kind," antwortete ihr Nefse, indem er sie fest ansah, „sie sei ein Theil von Ihnen."

"Aber ich halte sie doch in einiger Entfernung — in großer Entfernung sogar," sagte seine Tante emphatisch.

"So war es also Mademoiselle Montolieu, welche sang?"

"Ja, sie war diesen Morgen so heiter, als ein Vogel, aber diesen Abend öffnete sie kaum die Lippen."

"Sie ist nicht wohl, ich sah es gleich," entgegnete Herr von Sainville mit einem kurzen Ausdruck von Angst. "Ich hoffe, Sie werden sie morgen zu einem Spaziergang veranlassen."

"Beruhige Dich, Armand," sagte das Stiftsfräulein mit einem klugen Nicken, „ich werde ihr rathen, an der Flußseite auf und nieder zu gehen; es ist dort die beste Luft."

"Biel zu scharf," antwortete ihr Nefse lebhaft; „überdies sind dort Arbeiter beschäftigt, was sie gewiß belästigen würde."

"Dann werde ich sie auffordern, auf der ersten Terrasse spazieren zu gehen, wo die Sonne so warm ist."

"Lasse sie ihren eignen Weg wählen, Tante," sagte er etwas ungeduldig, „es wird sie mehr freuen."

Es entstand eine Pause; Herr von Sainville wünschte seiner Tante gute Nacht, ging nach der Thüre,kehrte aber

alsbald wieder zurück; er zog La Rochefaucauld aus seiner Tasche und legte ihn auf den Tisch.

„Ich traf Mademoiselle Montolieu mit diesem Buche,“ sagte er kurz; „ich nahm es ihr, es schien mir schade zu sein, daß die Frische solcher Jugend durch diese bitteren Lehren abgestreift werden sollte. Warum liehen Sie ihr nicht eine Erzählung, eine Novelle, Tante?“

„Eine Erzählung, eine Novelle! Armand; und einem jungen Mädchen?“

„Weshalb nicht?“ fragte er gefaßt, „ich setze voraus, daß keine Erzählung oder Novelle, die sich in Ihrem Besitze befindet, unpassend für sie ist! Und ich glaube, daß der Jugend solche Bücher gehören.“

„Das ist nicht meine Ansicht,“ sagte das Stiftsfräulein entschieden.

„Tante, Romane werden viel zu ungerecht behandelt, sie sind ein natürliches Bedürfnis unserer Phantasie, das befriedigt sein will und muß. Jugend muß Romane haben, sonst wird sie, was weit schlimmer ist, selbst welche spielen. Aber das ist nicht die Frage, um die es sich jetzt handelt; ich bringe Ihnen dieses Buch zurück, weil Sie es ihr gaben; es war früher mein Eigenthum, aber ich lege jetzt keinen Werth mehr darauf. Apropos,“ fügte er hinwerfend bei, „Sie mögen Mademoiselle Montolieu auffordern, ihren Spaziergang zu verlängern und ihr sagen, daß eine schöne Azalea heute Mittag angekommen, die im Treibhause steht.“

„Eine Azalea!“ rief das Stiftsfräulein, „gut, dann werde ich selbst mit Petite hinabgehen, um die Azalea zu sehen.“

„Nein, bitte, thun Sie das nicht,“ sagte ihr Neffe lebhaft; „es weht noch ein scharfer Wind.“

Und als er wieder an der Thüre stand, wandte er sich nochmals um, indem er sehr ernst sagte:

„Tante, versprechen Sie mir, daß Sie morgen nicht ausgehen.“

Die Tante gab das verlangte Versprechen.

„Er ist doch sehr freundlich,“ sagte sie, als ihr Nefse gegangen war, und um sogleich seinen Wunsch zu erfüllen, läutete sie. Amanda erschien.

„Ich wünsche Mademoiselle Montolieu zu sehen,“ sagte das Stiftsfräulein in dem zurückhaltenden Tone, den sie bei dem vorhergehenden Gespräche angeschlagen.

„Ich bedaure, Madame sagen zu müssen, daß Mademoiselle Montolieu, von heftigem Kopfweh heimgesucht, sich auf ihr Zimmer zurückgezogen.“

„Dann muß ich sie morgen früh sehen, wenn sie hinabkommt. Mademoiselle Montolieu ist meine Gesellschafterin und ich gestehe, daß die Art und Weise, wie meine Schwester sie mir entzieht, mir sehr wunderbar erscheint. Ich hoffe, sie morgen früh bei mir zu sehen, ich habe ihr eine wichtige Mittheilung zu machen. Es ist dringend nothwendig, daß Mademoiselle Montolieu spazieren geht und in dem Treibhause ist etwas für sie zu sehen. Ich muß mit Mademoiselle Montolieu darüber sprechen.“

Und mit einer würdevollen Handbewegung wurde Amanda entlassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Künstler haben das Privilegium der Vergesslichkeit und Mademoiselle Amanda war, wie sie sich gerne selbst nannte, „vergeßlich.“

Als sie am folgenden Morgen Nathalie sah und eine volle halbe Stunde über verschiedene auf ihre Kunst bezügliche Gegenstände und die Langeweile des Schlosses

sprach, vergaß sie deshalb auch den Auftrag des Stiftsfräuleins auszurichten; so daß durch die Schuld ihrer Bergeßlichkeit die Blumen der Azalea blühten, verdorrten und abfielen, ohne daß sie Nathalie gesehen.

Raum war das junge Mädchen in den Salon hinabgekommen, als Madame Marceau erklärte, sie sehe blaß und krank aus. „Die Langeweile und Abgeschlossenheit dieses Lebens auf dem Schlosse muß daran Schuld sein. Sie bedürfe der Abwechslung. Ob sie nicht den Tag, den ganzen Tag bei ihrer Schwester zubringen wolle?“

Nathalie lehnte ab; aber die Dame drängte und sie gab nach. Eine halbe Stunde später stand sie in dem stillen Hofe vor der Thüre von Madame Lavigne. Der Ort schien noch stiller und einsamer, als gewöhnlich — es war ein milder Aprilmorgen, grau, feucht, ohne Sonnenschein, aber ruhig und mild, mit dem letzten kühlen Hauche des Winters, der vor der warmen Frühlingsluft wegschmolz.

Rose saß allein. Sie grüßte ihre Schwester ruhig, aber mit einem langen, ernsten Blicke, den sie in letzter Zeit oft auf sie geheftet hatte. Nathalie wich diesem Blicke aus und faßte das andre Ende des Zeuges an, an welchem Rose nähte. Aber die Arbeit lag bald in ihrem Schooße; sie lehnte sich zurück in den Stuhl, indem sie mit der einen Hand den Kopf stützte und mit halb abgewandtem Gesichte nach dem gegenüberliegenden alten Thurme blickte: sie sah blaß und gedankenvoll aus.

„Was fehlt Dir?“ fragte Rose plötzlich.

„Es ist das Wetter,“ antwortete Nathalie langsam, indem sie die Arbeit wieder aufnahm. „Ich bin sehr träumerisch gestimmt. Es liegt in diesem wolkigen Himmel, in dieser feuchten Atmosphäre, in diesem feinen Regen, der die Erde kaum benetzt, auf die er niederfällt, in der Milde der Luft, die uns sagt, daß der Frühling wiederkehrt, es liegt etwas darin, was meine südliche Natur ganz entnervt. Ich fühle mich niedergedrückt, leidend, und wie

ein Träumender, der nicht zu erwachen wünscht, — alles erscheint mir unbestimmt und verschwommen; Gedanken steigen in mir auf, und führen mich, ich weiß nicht wohin und nicht wie. Wenn ich jetzt in dem Garten spazieren ginge, würde ich ins Unendliche fortwandern; aber nun, da ich hier sitze und nach dem alten Thurme hinausblicke und den krächzenden Raben zusehe, ist es mir, als ob ich mein ganzes Leben hier bleiben könnte.“

„Du warst nicht so, als Du zuerst nach Sainville kamst!“ versetzte Rose.

„Vielleicht nicht. Ich lebte bei Mademoiselle Dantin mit Kindern; aber es ist jetzt, als hätte ich die Grenze des Lebens überschritten. Ich erinnere mich der letzten Jahre nur als einer längst vergangenen Zeit.“

„Dein Leben ist zu langweilig,“ entgegnete Rose besorgt.

„Ich finde das nicht. Ich bin eine Nonne geworden, wie Du, Rose; und ich liebe die Stille, ich hätte beinahe gesagt die Einsamkeit, meines Klosters.“

„Du mußt das Schloß verlassen,“ drängte Rose; „der Zweck Deines Aufenthaltes dort ist erreicht; Du mußt es verlassen und Dir ein thätigeres Leben schaffen.“

„Verlassen, und die schweren Kämpfe des Lebens allein durchkämpfen, Rose?“ sagte Nathalie mit einem düsteren Lächeln; „seltsamer Rath — und kein Rath für mich. Ich bin dreist, aber nicht muthig. Ich kann sogar kühn sein, wenn die Gefahr sehr entfernt ist; stelle mich aber an das Ufer der stürmischen See des Lebens, zeige mir die schwache Barke, die mich tragen soll — und mein Herz sinkt mir vor Furcht. Die Zeit, in welcher ich nach Unabhängigkeit mich sehnte, ist vorbei. Was ist diese auch, als ein anderer Name für Eigensinn? Ich kenne nichts Glenderes. Warum will man denn seinen eigenen Weg gehen, wenn es um so viel bequemer ist, sich von der sicheren Hand eines Andern leiten zu lassen und mit geschlossenen Augen den Strom hinabzugleiten?“

Rose sah nach ihrer Schwester, als sie so sprach; sie schien antworten zu wollen, unterdrückte jedoch die Versuchung; sie arbeiteten beide stille weiter, bis Madame Lavigne erschien. Die blinde Frau war noch mürrischer, als gewöhnlich; nichts wollte ihr gefallen: Nathalie vermochte nicht ihre gute Laune wieder herzustellen, obwohl sie es im Verlaufe des Tages mehremal versuchte. Sie stand einmal auf, um ihre Rissen zu ordnen, aber kaum hatte ihre Hand dieselben berührt, als Madame Lavigne sich umwandte und mürrisch sagte:

„Laß das sein, Du weißt, ich kann das Schmeicheln nicht leiden.“

Sie sah auch gar nicht aus, wie Jemand, dem man schmeicheln wollte, aber Nathalie war in einer versöhnlichen Stimmung und warf ihr nur einen Blick des Mitleids zu.

„Nun, was behest Du hier?“ fragte Madame Lavigne in auffahrendem Tone, indem sie sich mit ihrer gerunzelten Stirne nach dem jungen Mädchen umwandte, „hast Du nichts zu sagen?“

„Nichts, fürchte ich, was Sie unterhalten könnte.“

„O wie sanft wir heute sind: wie sanft wir mit den kleinen, leisen Stimme sprechen: „Nichts, fürchte ich, was Sie unterhalten könnte!“ fügte sie, sie nachahmend hinzu; „wie, wenn wir nun von dem besten Freunde sprächen, würde Dich das nicht aufbringen und böse machen.“

„Weßhalb sollte es mich böse machen, Madame?“

„O, Du weißts.“

„Nein, ich weiß Nichts.“

„Es wird Dich nicht böse machen, wenn ich sage, er ist rauh und schlecht?“

„Ich werde daraus schließen, daß Sie in einem Irrthume befangen sind: er ist freundlich und gut gegen Alle.“

„Er ist ein Despot.“

„Nicht im Mindesten: er ist gerecht und gut gegen Alle.“

„Und gegen Dich?“ sagte Madame Lavigne spöttisch.
 „Er ist sehr gut gegen mich,“ antwortete Nathalie ernst.

„Sage mir das nicht: ich kenne diese Sainvilles; sie sind Stahl und Stein. Ich kenne ihn, als er noch jung war und die Leute ihn Herrn Armand nannten; damals schon sah er finster und ernst aus — und so wird er wohl jetzt noch sein.“

„Sahen Sie ihn damals?“ fragte Nathalie.

„Ich saß in der Messe neben ihm und seiner schönen Cousine — jeden Sonntag, zwei Jahre lang.“

„Wem glich sie — wie sah sie aus?“

Ein unangenehmer und finsterner Ausdruck überzog die Gesichtszüge von Madame Lavigne. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken; sie schüttelte ihn langsam und lachte ein einsilbiges „Ha! Ha!“ vor sich hin.

„War sie sehr hübsch?“ wiederholte Nathalie, indem sie näher zu dem Stuhle der blinden Frau rückte.

Rose legte ihre Arbeit nieder und betrachtete beide.

Madame Lavigne erhob ihren Kopf und wandte sich nach dem jungen Mädchen um, als ob sie mit ihren verschleierten Augen noch sehen könnte.

„Sie war schön!“ sagte sie emphatisch, „aber nicht wie Du; sie war wie ein Engel, aber Du bist wie ein neckischer Geist oder ein Salamander.“

„War sie nicht sehr blaß?“

„Ja, so blaß, wie eine frisch aufgeblühte Rose; aber dabei das zarteste Geschöpf, das je ein Auge gesehen, eine Sphäre mit einem Wort. Doch so jung, schön und lieblich sie auch war, sie starb, während die alte, häßliche und blinde Madame Lavigne am Leben blieb.“

„Das ist wohl schon sehr lang her?“ fuhr Nathalie fort.

„Einige fünfzehn Jahre. O! sie war ein liebliches Wesen!“

Wunderbare Macht fleckenloser Schönheit! der war gekommen: Jahre waren vergangen, aber die Zeit hatte die Erinnerung an die ideale Schönheit nicht verwischt, welche so über das Grab hinaus zu leben und zu dauern schien. Nathalie fragte nicht weiter: sie sprach überhaupt nicht mehr.

„Geh,“ rief die blinde Frau ungeduldig, indem sie dem jungen Mädchen hinwegwinkte: „Du bist langweilig und schwärmerisch geworden; es ist nicht ein Bißchen Laune mehr in Dir; ich glaube gar, Du bist sentimental.“

Rose blickte ihre Schwester an; Nathaliens Gesicht war jedoch von ihr abgewandt und sie konnte den Ausdruck in demselben nicht erkennen.

Als der Abend dämmerte, verließ das junge Mädchen das Haus. Rose begleitete sie bis zur Thüre. Sie standen allein in der dunkeln Flur; die ältere Schwester blickte die jüngere mit festem und ernstem Auge an.

„Mein armes Kind!“ sagte sie in leisem Tone, „Du bist nicht wohl, das sehe ich. Komme öfter zu mir.“

Nathalie antwortete nicht; sie schlang ihre Arme um Rosens Hals, küßte sie und war verschwunden; Rose fühlte jedoch, daß Thränen auf ihrer Wange geblieben waren, Thränen, die sie nicht selbst geweint.

In der wohlerleuchteten Halle des Schlosses begegnete Nathalie Amanda. Die femme-de-chambre kam ihr entgegen und sagte mit unterdrücktem Lächeln und niedergeschlagenem Blicke:

„Werde ich das Vergnügen haben, Mademoiselle in ihr Zimmer zu begleiten?“

„Und weshalb?“ fragte Nathalie sehr erstaunt.

„Ich dachte, Mademoiselle würden mich bei Ihrer Toilette nöthig haben.“

Nathalie hielt Mademoiselle Amanda für sehr zudringlich; sie antwortete jedoch blos, daß sie ihren Anzug nicht zu wechseln gedenke und ging dem zu Folge allein

nach ihrem Zimmer. Sie blieb lange dort; nach dem Salon hinabzugehen und dort Madame Marceau und ihren Bruder zu treffen, war ihr unangenehm: sie konnte sogar den Gedanken nicht ertragen, Tante Madegonde in ihrem einsamen Boudoir zu besuchen; sie wollte allein sein — allein mit ihren Gedanken. Ein schweres, niederdrückendes Gefühl, der Vorbote kommender Uebel, lag auf ihr; sie suchte mit Gründen dagegen anzukämpfen, aber es machte sich immer wieder von neuem geltend: es gab kein Mittel dagegen, als sich ihm zu unterwerfen, — dem Gefühle nachzugeben und ihm seinen freien Lauf zu lassen. Dies that sie auch und diese Passivität hatte etwas Erleichterndes für sie. Um neun Uhr entschloß sie sich, hinabzugehen; sie hätte es zwar vorgezogen, in ihrem Zimmer zu bleiben, allein sie befürchtete, es möchte gar zu seltsam aussehen. Sie blieb vor der Thüre des Salons einen Augenblick stehen; ein regelmäßiger und monotoner Schritt ließ sich drinnen hören — es war Herr von Sainville; sie glaubte, er würde sich indessen entfernt haben: aber ob er nun da war oder nicht, sie mußte hinein. Sie öffnete die Thüre und trat ein, blieb jedoch nach einigen Schritten wie an den Boden gewurzelt stehen, wo sie stand. Neben seiner Mutter sah sie den finstern und schönen Charles Marceau sitzen.

Jene seltsame, herzerstickende Bangigkeit, welche man in den großen Krisen des Lebens fühlt, überkam Nathalien in diesem Augenblicke. Sie fühlte sich wie Jemand, der sich einen beschwerlichen Weg über felsige Abhänge hinaufgemüht und nun auf der höchsten Spitze steht, die einen Blick in das verheißene Land gewährt, hier aber von eiserner Hand plötzlich wieder hinweggezogen und mittheilslos in das dunkle Thal herabgeschleppt wird, wo die reizende Aussicht für immer von rauhen und starren Felsen verdeckt ist.

„D!“ dachte sie mit einem vorübergehenden Gefühle von Verzweiflung, „der lange gefürchtete Augenblick ist

gekommen.“ Aber sie blieb äußerlich ruhig, denn sie sah, daß Aller Blicke auf sie gerichtet waren, von Madame Marceau auf ihrem Lager bis zu Herrn von Sainville, der jetzt bewegungslos, wie sie, in der Mitte des Zimmers stand. Charles erhob und verbeugte sich: Mathalie neigte den Kopf und trat näher: Herr von Sainville setzte seinen Spaziergang fort; seine Schwester grüßte das junge Mädchen kalt, Niemand sprach.

Sie setzte sich nieder und nahm ihr Arbeitskörbchen. Sie blickte Madame Marceau an; diese wandte ihr kaltes und strenges Gesicht ab; dann sah sie nach Herrn von Sainville; er ging im Zimmer auf und nieder und sah weder nach rechts, noch nach links; zuletzt wandte sie nach Charles Marceau ihre Blicke; er allein schien vollkommen gefaßt und er allein sah sie an. Sie arbeitete ungefähr eine Stunde lang; aber es war ihr als träumte sie, denn sie hörte noch immer den eintönigen Schritt neben ihr und auf der andern Seite begegnete sie festen und wachsamem Blicken, so oft sie die Augen erhob. Sie legte plötzlich ihre Arbeit nieder und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte vorausgesehen, daß es so kommen würde. Weßhalb sollte sie auch immer in diesem Hause bleiben? Und doch war es ihr jetzt schwer und bitter, zu gehen. „Und muß ich denn wirklich gehen?“ fragte sie sich, die Stirne auf ihre Hand lehrend; aber Gewissen und Stolz gaben ihr nur eine Antwort: „Geh! Du hast kein Recht, hier zu bleiben und die Ursache eines nutzlosen Streites zu werden; — geh! — Sie kämpfte mit sich und gab endlich nach. Sie wollte am andern Morgen, in der Frühe, gehen, ohne daß sie Jemand gesehen. Aber konnte das nicht den Anschein haben, als wäre sie geflohen? Sie würde vermist werden; man würde die Diener fragen und alles müßte höchst seltsam erscheinen. Sie entschloß sich endlich, an Herrn von Sainville zu schreiben; als das Briefchen jedoch — ein sehr kurzes — gesiegelt auf dem Pulte lag,

fragte sie sich selbst, wie er es wohl aufnehmen würde. Es in ihrem Zimmer zu lassen, war nutzlos; es einem Diener zu geben, war gerade, was sie vermeiden wollte. In ihrer Verlegenheit dachte sie sogar daran, in die Bibliothek hinabzugehen und Herrn von Sainville um eine Unterredung zu bitten; aber sie verwarf den Gedanken plötzlich wieder, da ihr ein anderer in den Sinn kam.

Nathalie hatte lange genug in dem Schlosse gelebt, um die täglichen Gewohnheiten des Besitzers zu kennen. Er stand sehr früh auf und ging jeden Morgen in die Bibliothek hinab. Das junge Mädchen gedachte um diese Zeit bereits fort zu sein; ein Brief, welcher vor ihm auf dem Tische lag, an einem recht auffälligen Orte, konnte ihm nicht entgehen und mußte jedenfalls von irgend jemand gefunden werden. Sie kannte ihren Wirth nur zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß er sogleich Maßregeln treffen werde, jede indiscrete und unangenehme Vermuthung abzuschneiden. Diesen Weg wollte sie deshalb einschlagen. Sie löschte ihr Licht aus und setzte sich bei dem Fenster nieder, um zu warten, bis ein Licht in dem gegenüberliegenden Thurme erschiene. Sie wartete lang; endlich aber kam es und mit ihm erschien die Gestalt des Herrn von Sainville, die durch die Mouffeline-Vorhänge sichtbar war. Nathalie wartete nicht länger. Sie ^{nahm} den Brief, öffnete die Thüre, blieb stehen und lauschte. Das ganze Haus war still. Sie ging leise durch den Corridor — Madame Marceau hatte seit ihrer Krankheit ein Zimmer unten bezogen — und als sie an der Treppe angelangt war, blickte sie über das Geländer hinab. Ein schwacher Lichtschein schimmerte unten in der Dunkelheit, sie wußte, daß es die Lampe in der Halle sein mußte, die im Erlöschen war; sie hatte Recht. Der letzte Diener hatte sich zur Ruhe begeben — Niemand konnte sie sehen oder hören. Ihr Schritt war leicht: ihre Atlasschuhe machten kein Geräusch und waren auf dem polirten Eichenholz nicht zu hören. Sie war den ersten Treppenabsatz hinabgegangen,

als sie plötzlich stehen blieb. Die Thüre von Madame Marceau, welche dem Salon gegenüberlag, stand offen und ein leichter Lichtstreif drang auf den dunkeln Ruheplatz. Während Nathalie zögerte und überlegte, ob sie vorwärts gehen oder sich zurückziehen sollte, hörte sie die Stimme von Madame Marceau, welche rief:

„Charles, table mich nicht! Was ich sah, bringt mich in Verzweiflung! Table mich nicht! Ich meinte es gut und that Alles nur zu Deinem Besten. Brich mir das Herz nicht — mein Sohn!“

Ihr Sohn gab eine leise Antwort, die nicht bis zu Nathaliens Ohr drang.

„Und ich sage Dir,“ antwortete seine Mutter leidenschaftlich, „wenn ich darben müßte, es soll nicht sein! — Ste! — sie! — es darf nicht sein, es darf nicht sein!“

Ihre Stimme wurde bei jedem Worte lauter. Nathalie hörte den jungen Mann aufstehen und die Thüre schließen. Die Flur wurde plötzlich dunkel und still. Das junge Mädchen blieb noch einen Augenblick stehen und schlich sich dann leise hinab. Sie erreichte die Halle, die durch das schwache, flackernde Licht der erlöschenden Lampe noch matt erleuchtet war, ohne ein Echo in dem stillen Hause geweckt zu haben. Zum Glücke fand sie die Bibliothekthüre offen: sie trat ein und schloß sie hinter sich.

Trotz seiner Vorliebe für kalte Climate schien Herr von Sainville doch einem guten Feuer nicht abgeneigt, denn die Reste von einer sehr glänzenden Erwärmung des Zimmers brannten noch in dem Kamine. Aber sie goßen nur noch ein warmes mildes Licht aus, das die schattige Dunkelheit des Zimmers nicht ganz zerstreuen konnte: es war eine klare, lebhafteste Flamme, die alles genau unterscheiden ließ; Nathalie konnte nur ihren Weg sehen. Sie erreichte den Tisch, legte ihren Brief auf ein Buch und wollte bereits voll Freude über das Gelingen, nach der Thüre gehen, als sie Herrn von Sainville neben sich stehen sah. Er war über die geheime Treppe gekommen und

ungehört eingetreten. Sie war wie versteinert. Selbst in diesem zweifelhaften Lichte konnte sie den Ausdruck des Erstaunens auf seinem Gesichte sehen. Sie hatte diesen Umstand so wenig erwartet, daß sie all' ihre Geistesgegenwart verlor und bewegungslos und stumm dastand. Er ging ruhig zu dem Kamine, steckte ein Zündhölzchen in die Kohlen und zündete dann die beiden Lichter auf jeder Seite des Kaminmantels an.

„Sie wollten nach meinen Büchern sehen?“ sagte er mit einem Lächeln. „Nun, Sie werden, wie ich sagte, Gedichte und Novellen darunter finden.“

Er sprach in leichtem, scherzendem Tone, als fände er es ganz natürlich, daß sie um diese Stunde in einem Zimmer sei, das ausschließlich sein gehörte; aber wenn er sich auch diese Mäcke gab, um sie von ihrer Verlegenheit zu befreien, konnte Mathalie doch recht wohl sehen, daß sein rascher und scharfer Blick fortwährend von ihr nach dem Tische schweifste. Auch konnte sie in dem Spiegel vor ihr bemerken, daß sie sehr blaß war und zitterte.

„Mein Herr,“ begann sie stammelnd, „ich sehe, wie erstaunt —“

„Nein, ich war nicht sehr erstaunt,“ unterbrach er sie; „mein erster Eindruck war, daß nur ein Geist so leise gehen könne; es ist jedoch nicht Gespensterzeit, noch nicht Mitternacht und ich schloß, es werde Mademoiselle Amanda sein, welche einen literarischen Anflug hat und hier eine Stunde lesen wolle: aber sie trägt nicht das einfache braune Kleid, an welchem ich Sie erkannte.“

Mademoiselle Amanda war allerdings zweimal so sehr aufgepußt, als Mathalie, welche die einfache, quäckerartige Kleidung beibehalten, die sie bei Mademoiselle Dantin trug. Ihr Grund dazu war freilich mit dem Stolze näher verwandt, als mit der bescheidenen Tugend der Demuth. Die Andeutung ihres Wirthes mißfiel ihr deshalb auch gar nicht, im Gegentheil würde sie ihr sogar geschme-

thelt haben, wenn sie jetzt an etwas Anderes, als an ihre Verlegenheit hätte denken können.

„Mein Herr,“ begann sie etwas ruhiger wieder, „ich begreife, daß Sie sich wundern müssen.“

„Wundern! — nein! Ich wundere mich über nichts.“

„Erlauben Sie mir, es muß seltsam erscheinen, aber ich kam zu dieser Stunde nicht ohne Grund hieher. Ein Brief —“ Sie blickte auf den mit Papieren bedeckten Tisch und konnte ihren Brief nicht sehen.

„Sie legten ihn auf diese Encyclopädie,“ sagte er ruhig. Er trat näher, nahm den Brief, blickte auf die Ueberschrift, erbrach das Siegel und las ihn aufmerksam.

„So,“ sagte er, indem er mit einem festen Blicke Nathallen ansah; „Sie benachrichtigen mich von Ihrem Gehen, danken mir für meine Gastfreundschaft, die große Freundlichkeit und so fort. Darf ich Sie um den Grund dieser schnellen Abreise fragen?“

„Weil Ihr Neffe zurückgekehrt ist, mein Herr,“ antwortete Nathalie ernst.

„So beruhigen Sie sich; wenn ich nicht falsch berichtet bin, wird er morgen wieder abreisen. Er kam ohne meine Erlaubniß und wird auf meinen Befehl wieder gehen.“

Er sah streng und drohend aus.

„Sie bleiben natürlich,“ fügte er nach einem Augenblicke hinzu.

„Nein, mein Herr,“ antwortete sie ernst, „ich bin fest entschlossen, Sainville zu verlassen.“ Sie sprach mit Emphase.

„Entschlossen, Sainville zu verlassen,“ wiederholte er mit einem Lächeln, als ob er die Drohung nicht für Ernst hielt. „Mein Kind, fassen Sie nie einen Entschluß, nächst dem Gelübde ist es das Thörichteste, was ich kenne.“ Er sprach langsam Wort für Wort.

Nathalie sah ihn mit plötzlichem Erstaunen an.

„Thöricht! Sie halten ein Gelübde für thöricht!“

rief sie. In ihrem festen Blicke und den geöffneten Lippen lag die eifrigste Frage.

„Thöricht und albern,“ antwortete er in entschiedenem Tone, „aber welches Interesse haben Sie dabei? Haben Sie ein Gelübde gethan, daß Sie so bestürzt aussehen? Dann folgen Sie mir und brechen Sie das Gelübde, nach dem Grundsatz, daß wenn es thöricht ist, ein Gelübde zu thun, es zu halten, eine Sünde wäre.“

„Sie halten ein Gelübde nicht für bindend?“ fragte Mathalie in leisem Tone.

„Nein, wenn es nicht ein Versprechen ist. War das Ihre ein Versprechen?“

„Nein, wenigstens halte ich es nicht dafür.“ Sie sprach zurückhaltend, aber ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Nun,“ sagte er, mit einem Lächeln, indem er sie aufmerksam betrachtete, „ich sehe, ich war ein guter Casuist und habe Ihre Gewissensbisse beseitigt: und nun sagen Sie mir, welche Wolke hat in den beiden letzten Tagen über Ihnen gelegen, daß Sie entweder unsichtbar oder stumm blieben?“

Sie erröthete, antwortete jedoch nicht.

„Ich habe heftiges Kopfsweh,“ antwortete sie endlich. Er lächelte etwas sceptisch, sagte jedoch ganz einfach:

„Ist es vorbei?“

Sein Blick und Ton gaben ihr sogleich ihre Fassung wieder, und sie antwortete sehr kalt:

„O nein!“

Er verfolgte diesen Punkt nicht weiter, sondern nahm ihren Brief nachlässig auf und bemerkte:

„Natürlich betrachte ich dies Schreiben als non-avenue; Sie bleiben? wie? Sie scheinen noch nicht entschlossen? Sagte ich Ihnen nicht, daß Charles morgen geht?“

Er sprach mit ernster Kürze. Wenige Personen würden es gewagt haben, in einer Sache Einsprache zu

thun, über die Herr von Sainville bereits entschieden: Mathalie wagte es.

„Madame Marceau ist sehr krank, mein Herr,“ drängte sie bittend.

„Aus diesem Grunde befehle ich auch nicht augenblicklich, daß Charles das Haus verlassen solle.“

„Befehle!“ Sie hatte ihn nicht für so streng und herrschsüchtig gehalten, als ihn dies eine Wort schon schilderte. Er blickte sie aufmerksam an und sagte dann plötzlich:

„Sie kennen die Natur eines Contractes, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, ich kenne sie.“

„Nun, es ist zwischen mir und Charles ein Contract abgeschlossen worden. Gewisser Vortheile wegen, die ich hier nicht auseinandersetzen kann, hat er aus freiem Willen mir in allen Dingen, bis auf eines, gehorsam zu sein versprochen; ich selbst habe festgesetzt, daß er in diesem Punkte ganz sein eigener Herr sei. Hätte er totale Unabhängigkeit vorgezogen, er hätte sie haben können; auch würde ich den Sohn meiner Schwester nicht ohne Unterstützung sich durch das Leben haben kämpfen lassen, aber er zog es vor, seinen Hals unter das Joch zu beugen, um schneller zu steigen. Ich sagte ihm, daß ich entweder vollständige Unterwerfung oder keine haben wollte; er willigte ein, hat jedoch den Contract bereits zweimal verletzt. Er ist nun für immer gebrochen.“

Alles dies war sehr klar und logisch und weil es so logisch war, hielt Mathalie, die immer noch vom Gefühle sich leiten ließ, es für hart.

„Gestehen Sie, daß Sie mich für despotisch halten?“ sagte Herr von Sainville.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Mathalie etwas verwirrt, „es ist nur gerecht.“

„Aber eine Art von Gerechtigkeit, die Sie nicht lieben.“

„Madame Marceau ist sehr krank, mein Herr.“

„Glauben Sie, sie wünsche seine Anwesenheit hier? Glauben Sie, er fragte nach ihren Gefühlen, als er zurückkam?“

„Sie mag ihm zürnen, mein Herr: aber sie wird über ihren Zorn gewiß sehr betrübt sein.“

„Er hat den Contract gebrochen; ich kann ihm nicht helfen.“

„Madame Marceau ist sehr krank, mein Herr.“

„Ich bedaure es herzlich.“

„Der Schlag könnte ihr gefährlich sein.“

Er sagte nichts.

„Ja, wirklich, es könnte ihr sehr gefährlich sein,“ sagte sie mit gleicher Beharrlichkeit.

„Glauben Sie, ich solle Charles diesen zweiten Ungehorsam vergeben?“

„Ja, mein Herr.“

„Dann bitten Sie mich darum.“

Er sprach leise; seine Arme waren auf der Brust gekreuzt, seine Blicke zu Boden gesenkt und suchten sie nicht.

Nathalie glaubte, sie habe falsch gehört und blickte ihn verlegen an.

„Sie wollen nicht?“ sagte er, sich an sie wendend, „Sie sind zu stolz, eine Bitte auszusprechen?“

„Nein, mein Herr, aber —“ sie stockte.

„Ich sehe, ich muß mich erklären,“ fuhr er fort. „Haben Sie nie die Geschichte von dem gestörten Geiste gelesen, der zuerst gefragt werden mußte, ehe er sprechen konnte. Wir wollen eine andere Version dieser Geschichte annehmen: daß es ein Geist sei, der von einem unschuldigen Sterblichen um eine Begünstigung angesprochen werden müsse, ehe er sie gewähren kann.“

„Aber, mein Herr,“ sagte Nathalie, „es sind ja hier keine Geister im Spiele.“

„Woher wissen Sie das? Was wissen Sie von Geistern und ihrem Thun und Treiben? Warum sollten die

Menschen nicht mehr von ihnen besessen sein, wie zur Zeit, wo das Evangelium gepredigt wurde?"

„Das waren böse Geister.“

„Ja und diese haben die Erde noch nicht verlassen; sie gehen noch jetzt täglich unter uns in mancherlei menschlicher Gestalt umher. Kind, sind nicht die bösen Leidenschaften Geister, die nur durch einen reinen Einfluß abgehalten werden können. Ist der Wille nicht Tyrannet; der Stolz nicht eine Sünde des Satans?"

Nathalie zögerte noch immer; sie verstand nicht, weshalb Herr von Sainville um das gebeten sein wollte, was er jetzt freiwillig zu gewähren bereit schien.

„So darf ich also hoffen, mein Herr,“ bemerkte sie zögernd, „daß Sie eine Bitte gewähren?"

„Weshalb wollen Sie das wissen und haben doch nicht den Muth, den Geistern gegenüberzutreten, deren Dasein Sie läugnen?"

„Herr von Sainville,“ sagte Nathalie, etwas gereizt, „ich bitte Sie, Ihrem Neffen zu vergeben.“

„Seht, was ein wenig Kühnheit vermag!“ antwortete er mit einem Lächeln; „die bösen Geister ziehen sich scheu zurück; das Gesuch ist gewährt. Was würde meine stolze Schwester sagen, wenn sie wüßte, daß das junge Mädchen, das ihr Sohn nie mit ihrer Einwilligung heirathen wird, ihn vor einem schmerzlichen Fall gerettet hat. Und doch ist dies ziemlich fatal,“ fügte er nach einer Pause hinzu; „denn obwohl sie noch nichts davon weiß, habe ich Charles bereits erklärt, daß alles zwischen uns aus sei. Ich muß mein Wort zurücknehmen. Doch wir wollen darüber nicht sprechen. Ich habe eine andere Frage an Sie zu richten.“

„Mein Herr,“ sagte Nathalie, indem sie mit einem gewissen Unbehagen nach der Uhr sah, „es ist spät: wäre es nicht besser, wenn ich ginge?"

„Weshalb? Ich werde Sie nicht lange aufhalten;

und Sie werden wohl nichts Unschickliches darin finden, einige Augenblicke hier mit mir zu sprechen."

Er sprach sehr ernst und sie antwortete ebenso ernst:
"Nein, mein Herr!"

"Ich habe nur eine kurze Frage an Sie zu richten: Sie beabsichtigten Sainville zu verlassen; was waren Ihre Pläne für die Zukunft?"

Er wandte sich langsam nach ihr hin, um sie besser zu sehen, während sie über die erwartete Antwort mit sich zu Rathe ging. Nathalie fühlte sich etwas verlegen. Sie hatte über diesen Gegenstand mit der lebenswürdigen Gleichgültigkeit ihrer Jahre hinweggesehen; die Zukunft war für sie ein unbestimmtes Gut auf Lager; ein großes Reich, dessen Beherrscherin sie war und dessen Grenzen sie nur überschreiten durfte, um Besitz davon zu nehmen.

"Ich hatte keine Absichten für die Zukunft," antwortete sie endlich, "aber die Welt lag vor mir; ich bin jung; ich konnte arbeiten, kämpfen und wenn die Noth eintrat, ertragen." Sie sprach ernst und war deshalb nicht wenig gereizt, als sie ihren Wirth mit einem sceptischen, doch nicht unfreundlichen Lächeln auf sie herabblicken sah.

"O weise Kühnheit der Jugend!" entgegnete er. "Sie sind achtzehn; das heißt, etwas mehr als ein Kind; und sie wollen Ihr Glück versuchen, ohne Zweifel und ohne Furcht."

"Ich habe kein Glück zu versuchen; ich wollte einfach — leben."

"Und Leben ist bei unsern angenehmen socialen Zuständen an und für sich schon ein großes Glück. Haben Sie eine Idee von den Kämpfen eines Weibes, namentlich, wenn sie ihr tägliches Brod verdienen soll? Und Sie mit Ihrem Stolz, Ihrem Zutrauen, Ihrer Arglosigkeit und Ihrer Offenheit — Sie wollen wirklich dem Geschicke trotzen? Wie würden Sie vertraut haben, wie getäuscht worden sein," fügte er hinzu, indem er sie theil-

nehmend anblickte, „namentlich von den Frauen! Sie sind von Natur leichtgläubig; — sehen Sie mich nicht so unwillig an; ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe sogar eine aufrichtige Achtung vor einer gewissen Unkenntniß der Dinge — Sie sind leichtgläubig, sage ich, und vertrauensvoll und deshalb sehr leicht zu hintergehen.“

„Wirklich, mein Herr,“ sagte Nathalie erröthend und mit beinahe beleidigter Miene, „all' das ist nicht sehr schmeichelhaft.“

„Nicht? Würde es Ihnen lieber gewesen sein, wenn ich mich etwa gegen Sie ausgedrückt hätte: Mademoiselle Montolieu, ich bewundere Ihren Entschluß, sich mit einem Male in den Kampf des öffentlichen Lebens zu stürzen. Ich hege das Vertrauen, daß eine so unternehmende und kluge Dame siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen werde. Ihre Klugheit und Ihr Scharfsinn macht es rein unmöglich, daß ein Mann Sie täusche oder eine Frau Sie hintergehe. Würde Ihnen das besser gefallen haben?“

„Nein, mein Herr; aber es gibt etwas, was uns nicht hintergeht und nicht hintergangen wird.“

„Den Mittelweg: nein; — glauben Sie mir, das ist selten — selten! es ist unmöglich.“

„Dann möchte ich wohl wissen, wie viele Leute Sie wohl, so lange Sie leben, hintergangen haben?“ dachte Nathalie augenblicklich.

„Sie können es auch laut aussprechen,“ bemerkte er mit einem Lächeln. „Nun, ich habe allerdings Manchen hintergangen; ziehen Sie keine falschen Schlüsse daraus; ich bin kein Schüler Machiavellis. Ich gebe Ihnen mein Wort,“ fügte er emphatisch hinzu, „daß ich nie getäuscht habe, wo man mich nicht zuerst täuschte; in diesem Falle war es nur Selbstvertheidigung — eine so rechtmäßige, als leichte.“

Nathalie sah ihn neugierig und verwundert an.

„Ich sehe,“ fuhr er fort, „daß Sie zu wissen wünschen, wie diese leichte Kunst geübt wird; ich will es

Ihnen sagen, weil, selbst wenn Sie es wissen, Sie diese Kunst nie erlernen werden; denn sonst würde ich meine Lippen nicht öffnen. Diese große Kunst besteht darin, den, welcher mich täuschen will, glauben zu lassen, daß es ihm gelungen — das ist das Ganze. Sie scheinen mehr erwartet zu haben und denken: ist das Alles? Sie glaubten schlaue Pläne und feine Gegenpläne von mir entwickeln zu hören. Nun, glauben Sie mir, all' das ist langweilig und nutzlos; Menschen, welche uns täuschen wollen, sind stets auf Gegenintriguen oder gänzlichen Sieg gefaßt; sie sind jedoch auch schwach und eitel, wie alle Sterblichen, sie glauben an den Sieg ihrer Klugheit, wenn sie keine Gegenminen sehen; das aber, worauf sie am wenigsten vorbereitet sind, ist, daß ihre Pläne entdeckt werden und sie dennoch keinen Widerstand finden. Sie sehen, es liegt durchaus nichts Schätliches in meinem System — ich hintergehe nur passiv."

"Wenn es so leicht ist, mein Herr, weshalb sollte ich es nicht auch versuchen?"

"Weil es Ihnen nicht glückte. Sie können selbst nicht passiv hintergehen."

"Das ist durchaus nicht hintergehen, es ist nur, sich nicht durchschauen lassen."

"Allerdings; es ist die Kunst, un durchsichtig zu sein."

Er fügte nicht hinzu: „und Sie sind durchsichtig,“ aber sie fühlte, daß dies darin lag.

"So soll ich also immer hintergangen werden?"

"Sehr oft, fürchte ich."

"Und es ist doch thöricht, sich leicht hintergehen zu lassen."

"Wie so? Nicht Talent ist es, mit welchem die Leute täuschen oder dem Betäuschtwerden entgehen, es ist nicht eine Sache des Geistes, sondern des Charakters. Ein Narr kann einen Plan erdenken, der ein Genie täuscht; er bleibt doch immer ein Narr und ein Genie ein Genie. Wenn ich dies alles erwähne, so geschieht es nur, um

Sie zu befriedigen — Sie werden dennoch künftig ebenso leicht hintergangen werden, als wenn ich nichts gesagt.“

„Mein Herr,“ sagte Nathalie, durch diese wiederholten Behauptungen etwas verletzt, „ich glaube nicht Jedem, wie Sie wohl denken.“

„Nicht? — Ich meinte, Sie seien immer zu glauben bereit.“

„O nein,“ antwortete sie sehr kalt.

„Wem glauben Sie denn? Wie! Sie antworten nicht? Das sieht sehr ernsthaft aus. Ich werde bei mir selbst beginnen; — glauben Sie mir?“

Er sprach in dem leichten Tone, hinter welchem sich oft eine tiefere Meinung verbirgt; aber der Blick, der auf ihr ruhte, war scharf und durchdringend.

Nathalie sah ernst aus oder wie es die Franzosen so unvergleichlich nennen: recueillie.

„Ja, mein Herr, ich glaube Ihnen,“ antwortete sie langsam.

„Aber in sehr unbestimmter Weise — nicht wahr?“

Er sprach immer fragend. Sie blickte auf.

„Ganz,“ war ihre Antwort.

„Ich sehe, daß das Ihre aufrichtige Meinung ist,“ sagte er endlich: „es liegt in Ihren Worten — in Ihren Blicken Glauben. Wie unflug Sie aber sind? Warum glauben Sie mir? Wie könnten Sie wirklich wissen, daß ich Ihr Vertrauen verdiene?“

„Wenn man es weiß,“ sagte sie lebhaft, „wo ist dann Vertrauen?“

Sie bereute augenblicklich ihre Worte und erröthete tief; aber obgleich sie auch auf seinen blassen Wangen eine leichte Röthe aufsteigen zu sehen glaubte, sah er sich doch weder um, noch schien er sie gehört zu haben, wie er so da stand und an den Tisch gelehnt in das Kaminfeuer blickte.

„Sie haben eine vortreffliche Definition von „Vertrauen“ gegeben; viel zu gut für Jemand, der fortgehen

und sich in den Kampf des Lebens stürzen wollte. Mein armes Kind, lassen Sie sich nicht mehr träumen, Sainville zu verlassen. Wenn Sie davon so ruhig sprechen, so glaube ich ein Kind zu sehen, das auf einem Brette lächelt, welches von der stürmischen See hin und her getrieben wird. Glauben Sie mir, es ist gut hier sein; es ist gut, von den festen Mauern und dem breiten Dache meines alten Schlosses geschützt zu werden, es ist gut, an dem stillen Herde des häuslichen Friedens zu sitzen und dem Rauschen und Tosen des Sturmes zu lauschen; nichts andres mit diesen wilden Tönen zu schaffen zu haben, als sich von ihnen zu süßem und ruhigem Schlafe einlullen zu lassen, während die Wogen sich rings umher brechen, und zu fühlen, daß die dunkle Fluth nie Ihren Fuß erreicht oder benezt. Vertrauen Sie mir, ich bin ein alter Pilot; die Kämpfe meines Lebens begannen, als Sie noch friedlich in Ihrer Wiege schlummerten. Sie fühlten kaum den ersten scharfen Hauch und Sie sind noch voll Muth und Hoffnung. Aber ich, der ich manchen Sturm bestanden, und endlich diese sichere Zufluchtsstätte gewonnen, ich möchte Sie hier zurückhalten und Sie vor den Gefahren der Noth bewahren, die vielleicht doch in einen schrecklichen Schiffbruch zu endigen bestimmt sind. Bleiben Sie, mein Kind, bleiben Sie!"

Sie standen nicht ferne von einander. Er legte seine Hand freundlich auf ihr Haupt und sah in ihr geröthetes und lauschendes Antlitz mit ernster und theilnehmender Zärtlichkeit.

Sie schien so bewegt, als er ruhig. Ihr Herz pochte so laut, daß sie fürchtete, er werde am Ende die heftigen Schläge hören. Hoffnung und eine beinahe wahnsinnige Freude beherrschten sie einen Augenblick; denn sie sagte zu sich selbst, sie habe die sichere Hand gefunden, der sie noch an diesem Morgen ihr Boot anzuvertrauen gewünscht. Er schwieg jetzt, aber sie schien immer noch seine leise, freundliche Stimme die Worte sagen zu hören; „Bleiben Sie

mein Kind, bleiben Sie!“ Sie hörte keine andern Töne, wohl aber er. Er hörte rasche Tritte über seinem Kopfe, das plötzliche Oeffnen einer Thüre, das heftige Klingeln der Glocke; und seine Hand von dem Kopfe Nathaliens erhebend, rief er:

„Was ist geschehen?“

Die Töne kamen von dem Zimmer seiner Schwester, welches gerade über der Bibliothek lag; er wußte es, schien betroffen und wandte sich nach der Thüre; plötzlich aber kehrte er zurück, als Nathalie ihm folgen wollte.

„Gehen Sie nicht,“ sagte er; „ich habe Ihnen eine Bitte gewährt — gewähren Sie mir diese. Bleiben Sie hier, bis ich zurückkehre. Ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Sie schlagen mir es doch nicht ab?“

„Nein, mein Herr.“ Aber sie sprach zögernd.

„Sie sehen ängstlich aus. Haben Sie bange, hier allein zu bleiben, mein Kind? Ich werde nachsehen, was es ist, und bin bald wieder zurück.“

Er führte sie zu einem Stuhle, ließ sie niedersitzen und versicherte sie mit einem Lächeln, daß er nicht lange ausbleiben werde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sie blieb allein.

Raum hatte sich die Thüre hinter Herrn von Sainville geschlossen, als sie ihn kurz fragen hörte:

„Charles, was gibt es?“

„Meine Mutter ist krank,“ antwortete des jungen Mannes Stimme in der Halle.

„Was ist daran Schuld?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Charles, was hat Deine Mutter so plötzlich krank gemacht. Sie schien nicht unwohler, denn gewöhnlich, als sie nach ihrem Zimmer ging. Sprachst Du mit ihr?“ fügte er nach einer Pause hinzu.

„Ja, ich habe mit ihr gesprochen.“

„Und was hast Du ihr gesagt?“

„Nichts, als was Sie so gütig waren, mir zu sagen,“ versetzte der junge Mann mit einiger Bitterkeit.

Herr von Sainville antwortete nicht, aber Mathalie hörte ihn einem Diener befehlen, nach dem Arzte zu gehen; dann ging er die Treppe hinauf — kurz darauf hörte sie ihn im Zimmer oben — aber in wenigen Minuten war alles still. Es entstand eine lange Pause, die nur von einem leisen, eintönigen Flüstern unterbrochen war — dem Klange von Stimmen. Bisweilen war es ihr, als steigerten sie sich bis zum Streite — dann hörte es wieder ganz auf. Endlich vernahm sie die Schritte von Herrn von Sainville; sie glaubte, er komme herab und beugte sich lauschend vor: — nein; er ging nur in dem Zimmer seiner Schwester auf und ab. Sie sank mit einem Seufzer der Ungeduld und Enttäuschung in ihren Stuhl zurück und sah zerstreut umher. Das Feuer war herabgebrannt, das einsame Wachslicht brannte bleich und flackernd in dem weiten Raum. Die Büsten sahen weiß, gespenstisch und doch wie lebend aus; einen Augenblick glaubte sie, der cynische, aber wunderbar geistvolle Kopf Voltaires lache von seinem Postamente sarkastisch auf sie herab, während das edle und ideale Gesicht Fenelons sie mit sanftem Vorwurfe ansehe; — der eine verspottete, der andre table ihre thörichten Gedanken. Ein kleines Buch lag offen auf dem Tische vor ihr — sie nahm es in die Hand; es war „die Nachfolge Jesu Christi,“ welche beim sechsten Kapitel des ersten Buches aufgeschlagen war; sie las das Kapitel durch. Was behandelte es? Die

Mächtigkeit ungerogelter Neigungen; den Tod des Fleisches; die Vergänglichkeit aller menschlichen Gefühle; den Frieden, der in einem leidenschaftslosen Herzen ruht. Sie legte es ungeduldig nieder. Das Buch des menschlichen Scepticismus und Thomas a Kempis — sagten ein und dasselbe.

Er hatte versprochen, bald wiederzukommen, aber eine Stunde war vorüber und er kam nicht, endlich öffnete sich die Thüre, — er trat ein. Er sah ernst und finster aus; eine Wolke zog über seine Stirne, als er Mathalieu sah.

„Sie blieben?“ sagte er, als ob er nicht erwartet hätte, sie noch hier zu finden.

„Ja, mein Herr, Sie nahmen mir das Versprechen ab, zu bleiben.“

Er sah sie weder an, noch sprach er.

„Und etwas zu hören, was sie mir zu sagen hatten,“ fuhr sie fort.

Er sagte nur „Ah!“ und begann auf und niederzugehen. Mathalieu betrachtete ihn mit flimmer Verwunderung.

„Wie befindet sich Madame Marceau, mein Herr?“ fragte sie nach einer Pause.

Er hörte sie offenbar nicht; sie mußte ihre Frage wiederholen. Er blickte zu ihr auf und lächelte bitter.

„Sehr schlimm,“ antwortete er, „in der That sehr schlimm. Schlimmer glaube ich, als sie sich selbst einbildet; sonst —“ er brach ab und schritt wieder in dem Zimmer auf und nieder.

Mathalieu erhob sich, um zu gehen; er bemerkte es, ging zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte, indem er mit einiger Bewegung auf sie herabblickte:

„Sie wollen gehen, — ich halte Sie nicht zurück — ich habe nichts zu sagen — Sie kamen zu spät: der böse Geist, den Sie beschwören und bändigen sollten, ist wiederkehrt und hat, ehe er sich auf die Flucht begab, den Zauber plötzlichen Schweigens auf mich gelegt. Es wäre

gut für mich gewesen, wenn ich, weniger hart, — die Sache nicht bis zum Aeußersten getrieben; jetzt ist es zu spät, zu bereuen. Ich hielt mich selbst für klug, weise und hellsehend, während ich doch blind und thöricht war; ich glaubte die Zeit, die Zustände und den Willen meiner Umgebung beherrschen zu können und ward getäuscht. Es thut mir nicht um meines sondern um Ihetwillen leid. Ich glaubte Ihren Pfad eben und angenehm machen zu können; Ihnen auf Ihrer kleinen Wanderung Schmerz und Kummer zu ersparen; doch jetzt finde ich, daß es unmöglich; daß der Weg, den ich Sie führen wollte, nun Ihnen selbst überlassen bleiben muß, daß, wenn Sie jenes Ufer erreichen wollen, wo Sie das Glück erwartet, Sie wie Petrus über die stürmische Fluth gehen müssen — durch den Glauben: — aber ach! allein und ohne hülfreiche Hand; Gott weiß, ich verlasse Sie nicht gerne; aber der Mann ist elfersüchtig auf seine Ehre und es ruht noch kein Flecken auf der meinen. Ich werde gerecht sein, was es auch kosten möge. Gute Nacht; — doch nein, wir können so nicht scheiden. Sagen Sie mir noch einmal, daß Sie Vertrauen zu mir haben. — Sie zögern; wollen Sie Ihr Wort zurücknehmen?"

„Ich nehme nichts zurück.“

„Aber Sie sehen beängstigt aus; — nun, allerdings, die Probe ist zu schwer.“

„So schwer sie auch sein mag, es gilt mir gleich.“
Er sah sie traurig an.

„Sehen Sie sich vor,“ sagte er; „jedermann hat seine schwache Seite, die für ihn ist, was für Achilles die verwundbare Ferse; und der meinigen soll blindlings vertraut werden. Das können Sie nicht.“

„Weshalb nicht?“ fragte sie, indem sie mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen aussah; „weshalb nicht?“

„Wie? selbst, wenn das, was ich nicht läugnen kann und will, was Sie schmerzen und verwunden mußte, Ihnen vor Augen gelegt würde? Was dann?“

Es entstand eine kurze Pause; er betrachtete sie scharf.

„Ja,“ sagte sie, „selbst dann.“

„Versprechen Sie mir.“

„Ich verspreche.“

Eine plötzliche Veränderung ging mit ihm vor; eine Röthe übergoss seine Stirne: seine Augen leuchteten, seine Lippen zitterten. Er zog sie an sich und sah ihr in das glühende Gesicht: dann bückte er sich — um zurück zu treten, sie loszulassen und im nächsten Augenblicke blaß zu werden.

„Gute Nacht,“ sagte er in völlig verändertem Tone, „es ist spät, ich halte Sie nicht zurück; schlafen Sie wohl: Sie werden es nöthig haben. Gute Nacht!“

Sie verließ ihn und ging nach ihrem Zimmer. Die Thür stand halb offen; obwohl sie sorgfältig geschlossen, als sie das Zimmer verließ, achtete sie jetzt doch nicht darauf: es schien ein Schleier auf ihren Augen zu liegen und ein Nebel auf ihren Gedanken. Sie schritt in dem engen Raume mit fieberhafter Hast auf und nieder und fragte sich immer wieder die eine Frage:

„Was wollte er? Was meinte er, als er mir das Versprechen abnahm — als er mich an sich zog und mir so eifrig in das Gesicht sah? Was meinte er da?“

Ihre Stirne klopfte und glühte; durch ihre Adern schien Feuer zu strömen und ihr Kopf schwindelte einen Augenblick. Die Atmosphäre des Zimmers fiel erstickend auf sie; sie öffnete ihr Fenster, lehnte ihre brennende Stirne an das Eisen des kleinen Balkons und gab sie der kühlen Nachtluft preis.

Es liegt eine ruhige und feierliche Stille in dem Anblicke der Nacht, welche den fiebernden und überreizten Geist zu ihrer eignen tiefen und heiligen Ruhe herabstimmt; die Scenen, auf welche wir täglich blicken, erhalten von der Zeit einen geheimnißvollen Liebreiz. Im Dunkel zu sehen, was wir nur bei dem freien, hellen Lichte des Tages

gekant, ist, als ob wir in eine neue offene Welt treten, wo alles fremd, unbestimmt und weit aussieht.

Als Nathalie auf die Scene unter ihr blickte, fühlte sie etwas von der geheimen Verbindung, welche nie ganz aufhört zwischen der Natur und dem menschlichen Herzen. Der Mond schien bleich und matt mit seinem zweifelhaften Lichte, und wurde dann und wann von dunkeln, rasch vorüberziehenden Wolken bedeckt. Es hatte geregnet, wie sie an der feuchten Frische der Luft fühlen konnte: einige Tropfen fielen noch bei dem Rauschen des Windes, der durch die Gartenalleen streifte und in der Ferne langsam erstarb. Die hohen und schattigen Linden der Allee wogten in dunkeln Massen an dem düsteren Himmel; bisweilen lag der ganze Garten in stille Dunkelheit eingehüllt, bis sich der Wind erhob und mit verschwimmendem Gemurmel die Wolken verscheuchte und der bleiche Mond den Contrast der dunkeln parterres mit den weißen Sandwegen und einer blaffen und einsamen Statue zeigte, die aus dem Dunkel der Nische hervorschimmerte.

Die Stille und Frische der Stunde beruhigte nach und nach Nathalien; ihre Stirne klopfte und glühte nicht mehr und ihr Puls hörte auf fieberhaft zu schlagen. Das leichte Delirium, das sie erfaßt hatte, verschwand: sie überließ sich ihren Gedanken in milderer und hingebenderer Stimmung, als ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie beugte sich lebhaft über den Balcon und sah hinab; Alles jedoch, was sie sehen konnte, war, daß zwei Gestalten aus der Bibliothek kamen. Sie blieben einen Augenblick in leisem Gespräche auf den steinernen Stufen stehen, welche in den Garten führten; dann trat eine der Gestalten wieder in das Innere zurück: die andere blieb volle fünf Minuten auf derselben Stelle stehen, ohne sich im mindesten zu bewegen. Nathalie glaubte den Herrn von Sainville zu erkennen; wer aber war der andere? — ein Diener; sein Neffe vielleicht! Was konnten sie um diese Stunde hier wollen?

Herr von Sainville — denn sie wußte, daß er es war, — ging weiter und betrat einen der Wege. Eine Zeitlang konnte sie seine Gestalt noch erkennen: endlich verschwand sie. Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe er wieder erschien und mit langsamem Schritte einen Weg heraufkam, der ihr gerade gegenüber lag. Der Mond schien jetzt heil und klar, das Licht fiel voll auf sein Gesicht. Nathalie konnte jeden Zug so deutlich, wie bei Tage, unterscheiden; anfangs machten sie seine gekreuzten Arme und sein niedergeschlagener Blick zweifelhaft, — ob sie sich täusche: als er jedoch wirklich stehen blieb und aufblickte, konnte sie sehen, — daß Trauer, ja, tiefe Trauer auf jedem seiner Züge lag. Er schritt die Allee auf und nieder; sie wartete mit fieberhaftem Interesse den Moment seiner Rückkehr ab, aber jedesmal, so oft ihr Blick auf sein Gesicht fiel, hatte es denselben düstern Ausdruck. Weshalb war er so traurig? War es die Erinnerung an vergangene Zeiten, die ihn quälte? Umschwebte sie ihn noch immer, obgleich Jahre und die unüberschreitbare Grenze des Grabes ihn aufforderten, zu vergessen? Einen Augenblick fühlte auch sie tiefen Kummer: im nächsten flüsterte ihr eine Stimme zu: „Du bist jung und schön: Du weißt es; er weiß es auch — weshalb grämst Du Dich um die Vergangenheit?“

Ein leises Rochen an der Thüre schreckte sie auf; sie ging und fand Amanda mit einem Lächeln in dem Corridor stehen.

„Wie gut, daß Mademoiselle noch nicht entkleidet sind,“ rief sie, „Madame wünscht sehr, Sie zu sprechen.“

„Mich zu sprechen!“ sagte Nathalie höchlich erstaunt.

Nathalie folgte ihr die Treppe hinab. „Wie geht es Madame jetzt?“ fragte sie, als sie auf die Flur des ersten Stockwerks kamen.

„Biel besser. Doctor Laurent gab ihr einen beruhigenden Tranke.“

„Wollen Mademoiselle warten, während ich hineingehe?“ flüsterte Amanda.

Sie gab Nathalien das Licht. Diese trat in den Salon; Amanda öffnete die Thüre von Madame Marceaus Zimmer, sie schloß es jedoch nicht, und der Klang der Stimmen drang bis zu Nathalien.

„Charles,“ sagte die fibrirende Stimme von Madame Marceau, „erinnere Dich, Du hast mir Dein Wort gegeben!“

„Beruhige Dich!“ antwortete er beinahe ungeduldig, „ich werde kein Wort sagen, das Du nicht gesagt wünschst.“

Er kam heraus und trat in den Salon, während er sprach.

„Darf ich mit Ihnen sprechen?“ fragte er mit seiner leisen, wohl lautenden Stimme, indem er sich dem Orte näherte, wo Nathalie stand.

Sie willigte kalt ein. Der kurze Dialog, den sie gehört, gab ihr wenig Lust zu einer Unterredung, welche den Beschränkungen der stolzen Dame unterworfen zu sein schien.

„Beleidigte Sie meine plötzliche Zurückkunft?“ fragte er.

„Beleidigen, mich, mein Herr? Warum das?“

„Allerdings; was kümmert Sie das?“

Er blickte sie an; der resignirte Ausdruck ihres Gesichtes verletzte ihn tiefer, als es ihr Zorn gethan.

„So!“ rief er, „Sie sind immer noch ohne Mitleid? — immer noch unerbittlich?“

Sie konnte ein stolzes Lächeln nicht unterdrücken.

„Unerbittlich, mein Herr! Das schöpfe Groll in sich und den fühle ich nicht. Der Schmerz, den Sie mir einst verursacht, ist längst durch die übrigen Glieder Ihrer Familie geheilt.“

„Ich verstehe, — mein Oheim; — und um selbets willen sind Sie so freundlich, mich nicht zu hassen?“

Ihre Blicke begegneten sich: es war wenig Liebe auf beiden Seiten.

„Mein Herr,“ antwortete sie ruhig, „ich muß diesen Irrthum von Ihrer Seite ein für allemal beseitigen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie nie gehaßt habe, daß ich Sie nie hassen werde, und daß, wenn wir Beide bis an das Ende der Welt leben würden, nichts mich veranlassen sollte, Sie zu hassen.“

Charles Marceau betrachtete sie von Kopf bis zu Fuß mit einem Blick und einem Lächeln, das noch Jahre lang in dem Gedächtnisse des jungen Mädchens fortlebte; aber er sagte mit seiner weichen Stimme: —

„Ihre Güte überwältigt mich; aber ich werde versuchen, ja, ich werde Gelegenheit suchen, sie zu verdienen, — glauben Sie mir, ich werde.“

Nathalie trat unwillkürlich vor ihm zurück.

„Ich hoffe,“ begann sie, aber ihre Stimme zitterte.

„Sie hoffen,“ wiederholte Charles sanft.

„Ich wollte sagen —“

„Sie wollten sagen“ — wiederholte er freundlich.

„Ich wollte sagen, mein Herr,“ rief sie heftig, „daß Neigungen, wie die Ihren die Gestalt von Verfolgungen annehmen.“

„Sie machen mich staunen!“ antwortete er mit unvertuschlicher Kälte. „Verfolgung! wie konnte ich etwas Derart ahnen, da Sie mich so freundlich Ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit versicherten?“

Das Temperament der Familie Sainville, um einen Lieblingsausdruck von Madame Marceau zu gebrauchen, war kein sanftes, aber Niemand konnte ihnen Selbstbeherrschung absprechen. Die glatte und aristokratische Art und Weise des Benehmens, welche bei aller Charakterverschiedenheit den Herrn von Sainville, seine Schwester und ihren Sohn bezeichnete, war Nathalien oft aufgefallen, und da es gerade das war, was ihr mangelte, so schüch- terte es ihre heftige Natur ein. Was hatte sie von Charles

Marceaus Haß zu fürchten? Nichts, das sie wußte; als sie ihn jedoch so vor sich stehen sah und ihm in das blasse schöne Gesicht blickte, während sein Auge auf ihr ruhte, zitterte sie und wurde blaß. Er lächelte und sagte kalt, er sehe, daß sie nicht in der Stimmung sei, ihn anzuhören und verließ das Zimmer. Beinahe augenblicklich erschien der Kopf Amandas durch die halbgedöfnete Thüre und sie gab Nathalie ein Zeichen, ihr zu folgen.

Sie fand Madame Marceau in einem tiefen Armstuhl neben dem Bette sitzend, oder vielmehr liegend; eine Nachtlampe brannte mit mattem und gedämpftem Lichte auf einem niederen Tische in ihrer Nähe. Das Zimmer sah beinahe dunkel aus.

Nathalie näherte sich dem Armstuhle; es war ein hochlehnißes, düster aussehendes Ding, umrahmt von dem dunkeln Hintergrund; das Gesicht der Kranken war geisterhaft bleich und in ihren eingefallenen Augen brannte ein unnatürliches Feuer.

Das junge Mädchen fragte, wie sie sich befinde.

„Viel besser, Petite; viel besser, Petite!“

Sie sprach rasch und fieberhaft. Nathalie blickte sie an; sie hatte sich noch nicht entkleidet; ihre Toilette war ausgesucht und reich, das Resultat der Kunst der geschicktesten Amanda, aber Nathalie fühlte, keine sterbliche Hand könne den Stempel des Todes von dieser Stirne nehmen.

„Setzen Sie sich zu mir her,“ sagte die Dame, „ich störte Sie, aber ich konnte nicht warten bis morgen — setzen Sie sich zu mir.“

Das junge Mädchen gehorchte und fragte, wie es gekommen, daß sie so krank geworden.

„Erinnern Sie mich nicht daran, Petite; lassen Sie uns zur Sache kommen; wozu haben Sie sich entschlossen?“

Bei diesen Worten ergriff sie ihre Hand und heftete einen brennenden Blick auf sie.

„Entschlossen! Madame?“

„Ja; wozu haben Sie sich entschlossen?“

„Wozu sollte ich mich entschlossen haben?“

„Wegen meines Sohnes, natürlich.“

„Ihres Sohnes!“

„Gott im Himmel! weshalb wiederholen Sie meine Worte? Sahen Sie denn Charles diesen Abend nicht? Wissen Sie nicht, daß er zurückkam — zurückkam, um zu bleiben?“

„Dieser Wink war nicht nöthig,“ rief Nathalie, tief erröthend, indem sie bei diesen Worten aufstand.

„Was meinen Sie damit?“ fragte Madame Marceau plötzlich. „Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie damit sagen, daß Armand dies Ihnen mitgetheilt? Daß er bei seiner Rückkehr in die Bibliothek, wo Sie so lange warteten, Ihnen nichts gesagt?“

Nathalie wandte sich rasch herum. Woher wußte Madame Marceau, daß sie in der Bibliothek gewesen? daß sie dort auf seine Rückkehr gewartet? Hatte er ihr erzählt? weshalb? was sollte es bedeuten? Sie war und sah sehr beunruhigt aus.

„Mir gesagt, was?“ fragte sie endlich. Die Dame antwortete nicht, sondern sah sehr verlegen aus. „Mir gesagt, was?“ fuhr Nathalie fort, „daß ich am besten daran thun würde, wenn ich ginge, da Ihr Sohn bleibt? Was ist das?“

„Gehen!“ wiederholte die Dame lächelnd; „wie konnten Sie sich etwas so Unfreundliches nur denken? Pfui! gehen — nein, bleiben.“

„Bleiben! Madame; bleiben!“

„Ja; bleiben.“

„Aber wie ist das möglich?“

Madame nöthigte sie sanft, ihren Platz wieder einzunehmen, legte ihre Hand auf Nathaliens Schulter und lächelte ihr in das Gesicht.

„Als meines Sohnes Frau,“ sagte sie sanft. Sie bückte sich dabei und drückte ihre heißen, fieberhaften Lippen auf des jungen Mädchens Stirne.

Nathalien war es, als hätte sie plötzlich ungesehen einen heftigen Schlag bekommen.

„Um des Himmels willen, Petite,“ bemerkte Madame Marceau, indem sie ihr Riechfläschchen nahm, „nur keine Szene; meine Nerven sind zu schwach. Armand hätte Ihnen das sagen und mir es ersparen können.“

„Er weiß es, er weiß es!“ rief Nathalie, indem sie den Arm der Dame ergriff und einen brennenden Blick auf ihr Gesicht heftete.

„Er weiß es, natürlich. Bat ihn nicht Charles um seine Zustimmung, und gab er sie nicht ungemein bereitwillig? Sehen Sie nicht so ungläubig aus, Petite; es ist so — auf mein Wort — es ist so. Es war diesen Abend, während sie unten waren und auf ihn warteten — er saß da, wo Sie jetzt gerade sitzen, bei mir — Charles legte ihm offen die Sache vor: „Dheim,“ sagte er, „geben Sie Ihre Einwilligung?“ „Ich gebe sie.“ „Gerne und bereitwillig?“ „Ja.“ „Ich kann Mademoiselle Montolieu um ihre Hand bitten?“ „Ja.“ „Und wenn sie ihre Einwilligung gibt, haben Sie nichts dagegen?“ „Nein; warum sollte ich auch?“ „Selbst wenn sie in eine rasche Verbindung willigt, werden Sie Ihre Zustimmung geben?“ „Ja.“ „Sie werden nicht Jugendmangel an Vermögen und Rücksichten der Klugheit als Einwände benützen?“ „Nein. Ich bin reich; weder Du, noch Deine Frau sollen um die Zukunft besorgt sein. Ich gebe zu dieser Heirath meine freieste und offenste Zustimmung.“ Auf mein Wort, Petite, Sie sehen aus, als glaubten Sie mir nicht; doch gehen Sie hinunter in die Bibliothek — ich kann ihn dort noch hören — gehen Sie hinunter, fragen Sie ihn und sehen Sie, ob er ein Wort davon verneint — sehen Sie, ob er das thut.“

Nathalie antwortete nicht, aber sie ließ den Arm der Dame los und sank blaß und stumm auf ihren Stuhl zurück. Madame Marceau nahm resignirt ihr Riechfläschchen.

„Ich weiß,“ sagte sie mit melancholischem Tone,

solche Sachen bringen immer einige Aufregung hervor; fassen Sie sich, mein liebes Kind. Hier kommt Charles."

Nathalie blickte langsam auf. Der junge Mann stand in ernster, erwartungsvoller Stellung vor ihr. Sie sah von ihm weg in das blasse Antlitz und die eingesunkenen Augen seiner Mutter; aus beiden Gesichtern sprach ein Gedanke; sie warteten; Nathalie sprach nicht.

"Darf ich Mademoiselle Montolieu's Antwort wissen?" fragte endlich der junge Mann.

Sie sagte nichts. Sie schien mit einem Gedanken zu kämpfen; ein unbegreifliches Räthsel entwirren zu wollen. Madame Marceau nahm ruhig ihre Hand und legte, nachdem sie ihrem Sohn ein Zeichen gegeben, sich zu nähern, diese passive Hand in die seine; aber kaum hatten die heißen Finger sich geschlossen, als Nathalie sich losriß und sich zugleich erhob.

"Es kann nicht sein," sagte sie in leiserem Tone.

"Selen Sie nicht kindisch, Petite. Ich gebe meine Zustimmung, mein Bruder Armand gibt seine Zustimmung; er gibt sie, sage ich, er gibt sie wirklich."

"Und billigt es," fügte Charles sanft hinzu.

"Und billigt es," wiederholte seine Mutter lebhaft.

"Er billigt aufs Wärmste meine Wahl," fuhr der junge Mann mit einer unverschämten Selbstbeglückwünschung fort, die Nathalie in diesem Momente doppelt verletzte.

"Natürlich," antwortete Madame Marceau: "erinnere dich, was er sagte, als er nach vielen Jahren wieder heimkehrte? Charles, heirathe, wen Du willst, aber um des Himmels Willen, gib mir eine hübsche Nichte."

"Ja, ich erinnere mich," antwortete ihr Sohn langsam, indem er Nathalien anblickte, während er sprach.

"Und wo könnte er, der so schwer zu befriedigen ist, eine reizendere Nichte finden?" sagte Madame Marceau in schmeichelndem Tone.

Jede Farbe, von dem tiefsten Roth bis zu dem blas-

festen Weiß, zog über Nathaliens Wange, als Madame Marceau dies in langsamem, gemessenem Tone sprach und Wort für Wort zu ihrem Ohre bringen ließ. Sie erhob sich und sagte kurz: „Mag seine Zustimmung geben wer da will, ich gebe die meine nicht.“

Madame Marceau wollte etwas sagen; ihr Sohn hielt sie jedoch mit einem Blicke zurück.

„Mademoiselle Montolieu hat sich zu rasch entschlossen,“ sagte er in eigenthümlichem Tone, „man muß ihr Zeit zum Ueberlegen lassen.“

Er verließ das Zimmer. Es entstand eine lange Pause. Nathalie hatte sich nicht bewegt; sie stand noch an dem nämlichen Orte, ihr Blick haftete am Boden, ihre Hände falteten sich. Madame Marceau blickte sie aufmerksam an.

„Petite,“ sagte sie endlich in ihrem freundlichsten Tone, „setzen Sie sich zu mir; wir wollen uns verständigen.“

„Madame,“ sagte Nathalie, ohne den Blick zu erheben, „hier ist nichts, worüber man sich zu verständigen hätte. Was ich gesagt, ist gesagt; Erklärungen sind nutzlos.“

„So wollen Sie sich also nicht zu mir setzen.“

Sie antwortete nicht und schien verlegen.

„Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“ fragte die Dame. „Ich werde diese Weigerung zu deuten wissen!“

Nathalie gehorchte schweigend, sie setzte sich wieder; ihr Blick war von dem von Madame Marceau abgewandt. Aber die Dame erhob sich, schlang einen Arm um den Nacken des jungen Mädchens, legte die andere Hand auf ihre Schulter und zwang sie, sich umzusehen, daß ihre Blicke sich begegneten.

„So,“ sagte sie, ihr auf den Nacken tätzschelnd, „so, Petite, denn wir haben freundlich mit einander zu plaudern.“

Nathalie suchte sich unwillkürlich zurückzuziehen, aber der Arm, welcher sie hielt, hielt sie fest.

„Nein, Petite,“ fuhr Madame Marceau fort, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte, „noch nicht! warum hat unsere freundschaftliche Gauserie noch nicht begonnen? so, Sie wollen meinen armen Knaben nicht nehmen; Sie müssen dazu Ihre Gründe haben.“

„Nein, Madame, ich habe keine,“ lautete die rasche Antwort.

„Keine Gründe! Sehen Sie, was ich schon gewonnen habe!“

„Ich meine, keine besonderen Gründe.“

„Also einen allgemeinen?“ Keine Antwort.

„Der allgemeine Grund ist allem nach, wie ich vermuthete, ein besonderer; Sie wollen ihn nicht nennen, aber ich muß ihn wissen. Ich ahne ihn.“

Nathalie wollte sich erheben, um sich von Madame Marceau loszumachen, aber der Arm der kranken Frau, obwohl scheinbar leicht, war fest wie Stahl. Sie hielt Nathalien wörtlich an ihren Stuhl gefesselt.

„Sie thörichtes Kind,“ sagte sie mit einem milden, leisen Lächeln, „ich muß und will Ihre Confidante werden. Sagen Sie mir nur so viel, ob ich mich in meiner Ahnung nicht täusche. Ihr Grund ist —“ sie hielt inne und lächelte, als Nathaliens Farbe vor ihrem Blicke wich, — „Stolz,“ fügte sie ruhig hinzu, während das junge Mädchen frei athmete.

„Sie sehen,“ fuhr Madame Marceau fort, „Sie hätten mir das gleich anvertrauen können. Ich bin nicht blind. Kein Weib kann vor dem andern ein Geheimniß bewahren. Es existirt eine Freimaurerei unter uns allen, Petite, nicht wahr?“

„Ich vermuthete das, Madame,“ war die schwache Antwort.

„Ich bin es sogar gewiß. Ueberdies, ist nicht Beobachtung die Mutter der Entdeckung? So wissen Sie denn, daß ich seit meiner Rückkehr von Paris viel beobachtet und entdeckt habe. Unter Anderem, daß Sie zu

stolz sind, in eine Familie einzutreten, in die Sie, wie Sie glauben, nur wegen der Wünsche eines leidenschaftlichen jungen Mannes aufgenommen werden. Ich möchte Ihnen jedoch beweisen, daß dies ein Irrthum ist, daß wir schon lange wünschten und unbedingt billigten, was heute ausgesprochen worden; da Sie sich aber zu einer Erklärung nicht verständigen wollen und ich mich von Ihrem „Grunde“ vergewissert habe, so wollen wir die Sache ruhen lassen.“

Sie ließ sie bei diesen Worten los; Nathalie aber, obgleich jetzt frei, bewegte sich nicht.

„Wer wünschte, wer billigte schon lange?“ fragte sie mit festem Blicke.

„Wir, Petite.“

„Madame, wen verstehen Sie unter wir?“

„Den Oheim und die Mutter von Charles, wir natürlich.“

„Sie sagten „diesen Abend;“ Sie sagten „diesen Abend!“

„Ja, es war diesen Abend, als Charles seinen Oheim um die Einwilligung bat. Aber wir hatten oft zuvor davon gesprochen.“

Nathalie erhob sich und ging auf und nieder; dann kehrte sie plötzlich zu dem Stuhle der Dame zurück und fragte fieberhaft:

„War es dies, als er mich kürzlich bat, Sainville zu lieben?“

„Ich glaube dies behaupten zu können,“ antwortete Madame gefaßt.

„War dies der Grund, weshalb er diesen Abend zu mir sagte: „bleiben Sie, mein Kind, bleiben Sie?““

„Gewiß.“

„Weshalb sprach er aber nicht deutlicher?“

Madame Marceau lächelte.

„Armand war immer geheimnißvoll. Es ist eine von seinen Schwachheiten, daß er glaubt, Niemand könnte

ihn errathen. Aber bei Alledem hat er nicht wie ein vorsichtiger Geschäftsmann gehandelt; er hat gezögert und hinausgeschoben; und ich, so unwissend ich bin, weiß, daß es nicht klug war. Die Wahrheit ist, so oft wir die Sache besprochen und ausgemacht —

„Ausgemacht, ausgemacht!“ unterbrach Nathalie in gebrochenem Tone; „ich werde sehr seltsam behandelt! Bin ich nicht Fleisch und Blut? Habe ich nicht ein Gefühl, ein Herz, daß man über mich verfügte?“

Sie war sehr blaß und zitterte vom Kopf bis zum Fuße, ihre Augen leuchteten vor Entrüstung, ihre bleichen Lippen zuckten.

„Beleidigt Sie das, daß ich in Ihnen eine Tochter und mein Bruder eine Nichte suchte.“

„Eine Nichte! Sie mögen Ihrem Bruder sagen, Madame, daß ich die Ehre ablehne; oder vielmehr, ich werde es ihm selbst sagen.“

„O! wirklich!“ rief Madame Marceau mit einem kalten Blick, „das ist nicht nöthig, Petite. Er weiß es; er ließ es mich blicken, daß Sie sich weigern würden, er ließ es mich merken, daß er auch Ihre Gründe wisse.“

„Und wenn er es that?“ sagte Nathalie sich umwendend; „wenn er es that: Sie haben für sich und Ihren Sohn zu sorgen, nicht für mich!“

„Was soll das heißen, ich habe für mich und meinen Sohn zu sorgen?“ fragte Madame Marceau, indem sie sehr blaß wurde und sehr leise sprach.

„Was ich sage.“

„Sie gestehen es! Sie wagen es zu gestehen!“ rief sie sich erhebend und plötzlich roth werdend; „und Sie spotten noch! schamloses Mädchen?“ Sie zitterte vor Zorn. „Nun, weshalb fahren Sie nicht fort?“ fügte sie in lebhaftem und gebrochenem Tone bei. „Sagen Sie mir Alles — ich kann es tragen; ich verstehe jetzt zu warten — vor oder nach dem Begräbnisse — Nun!“

Nathalie trat zurück, sie hielt sie für wahnsinnig. Aber Madame Marceau folgte ihr und hielt sie am Arme fest.

„Sie wagen es,“ rief sie wieder, „wie konnten Sie etwas Derart bekennen? Andere Frauen schämen sich und erröthen — und Sie . . . gehen Sie!“

Sie ließ ihren Arm sinken, als ob sie ihn schon zu lange gehalten. Nathalie wurde bald weiß, bald roth, und sah aus, als ob sie in die Erde sinken wollte; sie machte indeß eine Anstrengung und sagte: „was wollen Sie damit? Ich sagte Ihrem Bruder schon vor sechs Monaten, daß ich Ihren Sohn nicht lieben könnte, — nichts weiter! Was sagte er zu Ihnen? Was meinen Sie?“

Madame Marceau sah sie fest an; ihre Züge nahmen einen völlig veränderten Ausdruck an. Sie wandte sich ab und ging festen Schrittes in dem Zimmer auf und nieder — etwas, was sie seit Wochen nicht gethan. Sie warf dem jungen Mädchen ein oder zweimal beobachtende Blicke zu, aber sie antwortete nicht. Nathalie ging auf sie zu.

„Was sagte er — was meinen Sie?“ fragte sie.

„Nichts — ich war zu rasch — grausam; aber ich war erregt; — ich bin sehr reizbar heute Nacht. Er sagte mir — nun, was sagte er? — Ja, Sie könnten Charles nicht lieben — das war es, — nicht mehr; glauben Sie ja nicht, daß er mehr sagte. Beruhigen Sie sich — es ist spät, — gute Nacht.“

Sie wandte sich ab; Nathalie folgte ihr und hielt sie an dem Kleide.

„Madame, was meinen Sie?“

„Meinen! — Nichts!“

„Was sagte er?“

Madame Marceau sah sehr ernst aus.

„Mein Bruder,“ sagte sie, „ist ein ernstester Mann, wenig bekannt mit Frauen und jungen Mädchen. Ich habe

bemerkt, wie er sich oft in seinem Benehmen gegenüber von Ihnen verlegen fühlte; aber so empfindlich Sie auch sind, Sie haben keinen Grund, sich über den Wirth, den Mann von Welt — und vor Allem, den Mann von Ehre, zu beklagen.“

„Ich beklage mich nicht; ich habe nur eine Frage an Sie gerichtet.“

„Und sehen dabei sehr mißtrauisch aus! Glauben Sie, wir hätten über nichts Anderes zu sprechen, als über Sie und Ihre Gründe, weshalb Sie Charles ausschlagen? Glauben Sie ja nicht, daß er irgend etwas Besonderes sagte. Ich sage Ihnen, er ist ein Mann von Ehre.“

„Und weshalb sagen Sie mir das?“

„Weil Sie glauben könnten —“

„Glauben, was?“

„Nichts — ich bin sehr müde. Gute Nacht.“

Sie küßte sie; — aber Nathalie bewegte sich nicht.

„Glauben, was?“ wiederholte sie.

„Sie thöricht' Kind! Ich sage Ihnen, er sagte mir nichts.“

„Sagte Ihnen nichts — Was sollte er Ihnen auch sagen?“

„Beruhigen Sie sich; ich sage Ihnen, er ist ein Mann von Ehre.“

„Wer zweifelt daran? Ich nicht, ich werde nie daran zweifeln!“ rief Nathalie leidenschaftlich.

„Ich hoffe nicht, Mademoiselle Montolieu,“ antwortete Madame Marceau sehr ernst, indem sie ihren Sitz wieder einnahm. „Es geht auf zwei Uhr. Glauben Sie nicht, daß wir ein Ende machen sollten? Gute Nacht. Meine Nerven waren lange genug angespannt. Ich muß gestehen, es war sehr unfreundlich von Armand, mir die Sache zu überlassen, um sein eigenes Gefühl zu schonen. Sehr unfreundlich. Aber ich vermuthe, er wußte nicht, auf welche Art er Ihnen die Zeitung beibringen sollte

und hat wahrscheinlich eine große Furcht vor Szenen und Weiberthränen."

"Madame," sagte Nathalie, die Hand an die Stirne drückend, als wollte sie ihre Gedanken zwingen, ruhig zu bleiben; „es ist klar — er sprach offener, als Sie gesehen. Nicht wahr?"

"Sie drängen mich zu einem Bruche seines Vertrauens."

"Ich will wissen, was ich zu wissen ein Recht habe."

"Ein Recht, — dann werde ich kein Wort sagen."

"Wenn Sie nicht wollen, so soll er mir es sagen."

Sie machte einen Schritt vorwärts.

"Bleiben Sie!" rief Madame Marceau mit plötzlicher Unruhe. „Bleiben Sie! Sind Sie außer sich? Kann nichts Ihr südlisches Blut fühlen?"

"Sprechen Sie," rief Nathalie, sich nach ihr umwendend; „sprechen Sie und foltern Sie mich nicht länger."

"Sie foltern! Sie brauchen seltsame und malerische Ausdrücke. Bin ich ein Inquisitor? Helft das nicht Ihre Gefühle schonen, wenn ich nicht spreche; wenn ich nicht wünsche, daß Sie Armand sehen? Es ist ein sehr delikater Punkt für ihn, für jeden Mann, die Gefühle eines jungen Mädchens zu errathen und ihr zu sagen, was er errathen. Ich weiß, ich habe zu viel gesagt, aber wenn Sie ruhig und geduldig zu sein versprechen —"

"Ich will es, ich will es," antwortete Nathalie in gedämpftem Tone, „ich will es; aber sprechen Sie, um des Himmels willen, sprechen Sie." Sie nahm ihren Platz wieder ein und sprach, als wäre es ihr unerträglich, auch nur eine Sekunde zu warten.

Madame Marceau sah sie mitleidig an und sagte mit sichtlichem Zögern:

"Armes, kleines Ding! Es wurde nichts so Besonderes gesagt. Es waren nur unbestimmte Andeutungen über die seltsamen Launen junger Mädchen — Launen,

über die man die Augen zubrücken — ja, denen man wohl gar nachgeben müßte.“

„Er sagte das?“ rief Nathalie, die Hand an die Stirne drückend.

„Andeutungen, Petite, Andeutungen. Wirklich, er sprach sehr freundlich, sehr theilnehmend. „Die Zeit,““ sagte er, „muß das Ihrige thun.““ Ich sah, er war über jede Schwäche, die er an Ihnen entdeckte, sehr in Sorge.“

„Schwäche, meine Schwäche!“ rief Nathalie. „Es ist falsch! Ich war nicht feck und unweiblich? Es ist falsch.“

„Petite, Sie haben sehr Unrecht. Er sagte mit Emphase, Ihre Schwäche sei ächt weiblich.“

Nathalie achtete nicht auf sie. Sie war von ihrem Sitze aufgestanden und ging unruhig in dem Zimmer auf und ab, indem sie ihre beiden Hände an den Busen drückte, als wollte sie das stürmische Pochen niederhalten. Ihre Stirne war gerunzelt, ihr Blick stier und sie athmete rasch durch die blaffen und geöffneten Lippen.

„Gott helfe mir!“ rief sie in leisem Tone; „Gott helfe mir!“

„Petite, Sie werden sehr aufgereggt. Muß ich Ihnen noch einmal sagen, daß Armand durch und durch Zartheit und Ehre ist.“

„Ehre!“ wiederholte Nathalie; „Gott schütze mich vor den Männern und dem falschen Ding, das man männliche Ehre nennt.“

Sie blieb in der Mitte des Zimmers stehen, erhob den Blick und faltete die Hände, während Thränen, — nicht solche, welche das Herz erleichtern, sondern solche, welche sein bitterster Kampf erpreßt, — über ihre Wangen rollten.

Madame Marceau beobachtete sie mit ziemlicher Ruhe; aber sie sah matt und blaß aus und gebrauchte wiederholt ihr Niesfläschchen.

„Petite,“ sagte sie, „grämen Sie sich nicht; ich sehe, Armand hat sich sehr geirrt. Aber Sie können es ihm beweisen — nicht dadurch, daß Sie es ihm sagen, das Zartgefühl verbietet das — sondern indem Sie in die Heirath mit Charles einwilligen. Soll ich ihn rufen? — Ja?“

Sie erhob ihre Stimme; die Thüre öffnete sich; ihr Sohn trat ein und kam auf Nathallen zu. Sie ließ keines von Beiden zum Sprechen kommen, sondern sagte lebhaft:

„Charles, das arme Kind ist sehr unruhig; aber Du darfst mir glauben, es ist Alles gut. Petite, beruhigen Sie sich. Es ist ein wichtiger Augenblick, aber es muß sein. Trotz all' Ihres Leichtsinnes haben Sie doch viel Scharfsinn und guten Verstand. Wenden Sie beides auf den vorliegenden Fall an. Ach, Petite, wenn Sie meine Erfahrung, meine Lebenskenntniß hätten, wenn Sie über die menschliche Natur nachgedacht, gesehen, betrachtet, verglichen hätten —“

Charles runzelte die Stirne und warf seiner Mutter einen scharfen Blick zu; Nathalie, welche wie aus einem Traume aufwachte, betrachtete Madame Marceau mit einem verlegenen Blicke, als diese mit unerschütterlicher Ruhe und unverändertem Flusse fortsprach:

„Ja, wenn Sie über die weibliche Natur nachgedacht, gesehen, betrachtet, verglichen hätten, so würden Sie zu denselben peinlichen Schlüssen gekommen sein wie ich. Aber fürchten Sie sich nicht; meine Liebe, meine Erfahrung soll über Ihnen wachen; — und nun ist es wirklich spät. Gute Nacht, Petite, gute Nacht.“

Nathalie antwortete nicht. Madame Marceau's Rede hatte dem Fieber des Herzens und des Kopfes Zeit gelassen, sich abzukühlen. Nach der Zerstreuung des Augenblickes waren die Gedanken wiedergekehrt, aber nicht allein, denn mit ihnen kamen Zweifel, Mißtrauen und späte Reue. So lange Madame Marceau sprach, hatte sie sie scharf

beobachtet, ohne jedoch die Bedeutung der Worte zu ergründen. Sie studirte die Linien ihrer Stirne, den ruhelosen Blick ihrer Augen, die unstete Bewegung ihrer Lippen; und es war, als ob eine Stimme in ihr laut würde und rief: „Sie ist falsch! sie ist falsch!“

„Gute Nacht, Petite,“ wiederholte Madame Marceau.

„Bleiben Sie,“ sagte ihr Sohn. „Darf ich wissen —“

„Du sollst sie nicht foltern,“ unterbrach ihn rasch seine Mutter.

„Es thut mir leid, —“ begann Nathalie.

„Steh! Du hast sie verletzt!“

„Madame, ich beklage mich nicht,“ fuhr Nathalie fort.

„Sie sind ein Engel! Aber ich will nicht sehen, daß Ihre Gefühle verletzt und verwundet werden. Gute Nacht!“

„Geben Sie Ihre Einwilligung oder nicht?“ fragte Charles, indem er sich ungeduldig an das junge Mädchen wandte.

Seine Mutter suchte vergeblich einzuschreiten.

„Nein, mein Herr,“ war von Nathaliens Lippen gefallen.

„Nein!“ wiederholte Charles; und ein zorniges Licht zuckte über seine Züge.

„Ganz recht,“ sagte seine Mutter; „ich bewundere Ihre Festigkeit und Ihre weibliche Würde, Petite. Ich hatte Ihnen gesagt, mein Herr, es sei Alles recht.“

„Madame,“ unterbrach Nathalie sehr entschieden, „ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich nichts gesagt, was wie eine Zustimmung lautete.“

„Sie haben das nicht.“

„Nein, Madame, ich habe es nicht.“

„Petite,“ sagte die Dame mit einem bitteren Lächeln, „ich sehe, Armand hat recht; ich täuschte mich, diese Freimaurerei der Frau ist Unsinn.“

Der Stich traf, verwundete aber tiefer, als Madame Marceau geglaubt hatte.

„Sie irren sich, Madame,“ antwortete Nathalie in leisem Tone; „kein Weib kann das andere täuschen.“

„Erklären Sie sich!“ sagte Madame Marceau mit gebieterischer Ruhe, — der Ruhe unterdrückter Leidenschaft. Nathalie antwortete nicht.

„Mademoiselle Montolieu,“ fuhr die Dame fort, indem sie einigen Nachdruck auf den bürgerlichen Namen legte; „Sie haben nicht genug Kenntniß von der guten Lebensweise, um zu wissen, daß es eine sehr höfliche Art gibt, seine Zweifel zu äußern. Ich glaube, Sie erwähnten etwas von Ihrer Absicht, uns zu verlassen; es war etwas Derart.“

Sie sprach wie von längst vergangenen Dingen, nahm ihr Niechfläschchen und schlang den Shawl um sich her. Es war, als ob sie das junge Mädchen erst am vorhergehenden Abend aus Mademoiselle Dantins Schule gebracht hätte, so vollkommen trat ihr früheres Wesen wieder hervor.

„Madame,“ sagte Nathalie ruhig, „glauben Sie nicht, daß ich das Haus verlassen werde, ohne Herrn von Sainville zuvor gesehen und gesprochen zu haben.“

Die Fassung der Dame verschwand augenblicklich wieder.

„Wollen Sie Streit säen zwischen mir und meinem Bruder?“ fragte sie scharf.

„Und was hat er damit zu thun?“ fragte nicht weniger scharf ihr Sohn. „Weder er, noch irgend Jemand möge es wagen, sich zwischen mich und das Weib zu stellen, das ich liebe.“

Madame Marceau sah bald ihren Sohn, bald Nathalien an. Sie athmete schwer und hatte ihre Hände fest in einander verschlungen. Es lag etwas wie Verzweiflung in der erzwungenen Ruhe ihres Blickes.

„Charles,“ sagte sie in leisem Tone, „bist Du toll oder blind? Verlasse uns, ich muß das thörichte Mädchen zur Vernunft bringen, — verlasse uns!“

„Ich wurde lange genug im Dunkeln gehalten,“ ant-

wortete er, ohne sich zu bewegen; „ich will mehr wissen. Weßhalb schreibst Du mir, ich solle ohne Verzug kommen — keine Zeit verlieren?“

„Der Himmel stehe mir bei!“ rief Madame Marceau mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihr das Blut in die Stirne trieb; „der Himmel stehe mir bei zwischen euch Beiden! . . . Und hier ist er!“ fügte sie hinzu, als man einen Schritt auf der Treppe hörte. „Thut nun, was ihr wollt.“

Herr von Sainville trat ein. Er warf einen scharfen, raschen Blick umher, trat dann näher und blieb vor dem Stuhle seiner Schwester stehen.

„Rosalie,“ sagte er streng, „Du hattest mir Dein Wort gegeben, daß Du Dich heute Nacht nicht aufregen wolltest; Du hattest mir Dein Wort gegeben, daß Mademoiselle Montolieu heute Nacht nicht mehr beunruhigt werden sollte.“

„Und ich brach es!“ antwortete seine Schwester mit trotzigem Blicke. „Wie freundlich, Armand, mich daran zu erinnern. Mademoiselle Montolieu,“ fügte sie hinzu, indem sie sich nach ihr umwandte, „Sie werden nicht gehen ohne Erklärung — Sie, die so tödtlich von meinem Bruder beleidigt worden sind, indem er Ihre Gefühls-eigenthümlichkeiten bemerkte.“

„Was soll das heißen?“ fragte Herr von Sainville ernst, indem er von seiner Schwester nach Mathallen blickte, welche die Farbe wechselte: „Mademoiselle Montolieu tödtlich beleidigt durch mich! Wie so? Weil ich ihre Gefühls-eigenthümlichkeiten bemerkte! Welche Eigenthümlichkeiten?“

„Allerdings Eigenthümlichkeiten!“ wiederholte Madame Marceau bitter; „Eigenthümlichkeiten, welche ich lange bemerkt hatte, — Eigenthümlichkeiten, welche dem Mädchen schlecht stehen, das meine Tochter, Deine Nichte werden soll.“

„Die Wahl war nicht die meine,“ antwortete Herr

von Sainville trocken, ohne die plötzliche Blässe und brennende Röthe zu bemerken, welche bei den Worten seiner Schwester sich auf den Wangen des jungen Mädchens abgelöst hatten.

„Du gabst Deine Zustimmung; läugne es, wenn Du kannst; Du gabst Deine Zustimmung, Armand.“

„Ich hatte auf der Welt kein Recht, sie zu verweh-
gern; Charles war sein eigener Herr.“

„Aber Du machtest keine Einwendung — nicht eine Einwendung machtest Du: Du weißt, Du thatest es nicht; weit entfernt, Du billigtest die Wahl; Du hattest nichts gegen Mademoiselle Montolieu, als Deine Rechte, einzuwenden.“

Sie sprach mit triumphirender Miene; er antwortete nichts.

Es entstand eine Pause. Charles, Nathalie, Madame Marceau — alle drei blickten Herrn von Sainville an und in Aller Blicke war nur ein Ausdruck — brennende Neugierde und Erwartung. Er sah seine Schwester, mit strengem Mitleid in jedem Zuge, an.

„Rosalie,“ sagte er, „Du bringst mich in eine eigenthümliche, schwierige Lage; doch ist mein Vertrauen auf die Reinheit und den gesunden Verstand von Mademoiselle Montolieu so groß, daß ich nicht anstehe, Ihnen zu erklären: wenn ich je eine Frau für Charles zu wählen gehabt, was nicht meine Sache war und ist, so wäre sie die Letzte gewesen, die ich für ihn gewählt.“

Es entstand wieder eine Pause oder vielmehr eine Todtenstille. Charles trat einen Schritt vor, um seinen Oheim anzusehen; schlecht unterdrückter Groll sprach aus jedem seiner düsteren Gesichtszüge. Seine Mutter war todtenblaß; sie nahm ihr Niechfläschchen und sah aus, als ob sie es sehr nöthig hätte.

„Sind Sie beleidigt?“ fragte Herr von Sainville, indem er sich an Nathalien wandte, die mit abgewandtem,

in ihre Hände begrabenem Gesichte, still weinend auf ihrem Stuhle saß.

Sie wandte sich langsam um, als sie seine leise, freundliche Stimme hörte, erhob ihr Gesicht, aber nicht ihre Augen, und antwortete beinahe unhörbar: „Nein, mein Herr.“ Und jeder Zug schien verändert; es war, als ob der Schein eines glänzenden Glückes um sie strahlte.

„Warum erweisest Du uns nicht die Gunst, Deine Gründe mitzutheilen, Armand?“ fragte seine Schwester mit einem brennenden Blicke.

„Wenn Mademoiselle Montolieu es wünscht,“ sagte er sehr kalt, „so bin ich bereit, sie mitzutheilen.“

„Nein, nein,“ antwortete sie lebhaft, während eine glühende Röthe ihre Züge überflog; „ich bin überzeugt, mein Herr, Sie wollten nichts Beleidigendes sagen: das ist genug.“

„Ja,“ sagte Madame Marceau bitter; „das ist genug; denn ich sehe, ich habe zu einer sehr angenehmen Erklärung beigetragen: — aber es ist noch nicht vorbei — noch nicht.“

„Rosalie,“ sagte ihr Bruder, nicht ohne Freundlichkeit, „wir wollen die Sache fallen lassen.“

Seine Schwester antwortete nicht; die Hand, welche das Riechfläschchen hielt, zitterte heftig; aber ihr Auge war unbeweglich und fest; Entschlossenheit, Wille und Troß leuchteten aus ihrem Blicke.

„Ich will die Sache nicht fallen lassen,“ sagte sie in gebrochenem und heiserem Tone; „ich will nicht. Ich will sehen, ob Du und sie immer im Rechte sind; ob man mich ins Gesicht der Falschheit und Verrätherel anklagen darf; ich will eine Erklärung — eine offene Erklärung.“

„Madame,“ warf Nathalie in leisem Tone ein, „ich gestehe, daß ich Sie falsch verstanden.“

„Dann werden Sie vielleicht so freundlich sein, mir zu sagen, was so Außerordentliches in meinen Worten lag.“

Ich will es wissen; sprechen Sie, Mademoiselle Monto-
lieu; wollen Sie so freundlich sein, mir zu sagen, was
Sie in meinen Worten suchen?"

„Ich wiederhole, Madame, daß ich Sie mißverstand
— was kann ich mehr sagen?"

„Und ist es mein Fehler, wenn Sie mich mißver-
standen?" rief die kranke Dame fieberhaft; „hat ich Sie
nicht immer und immer wieder, ruhig zu sein? Sagte
ich Ihnen nicht mehrmals, daß Sie im Irrthume seien;
daß Sie, daß jede Frau, daß Jedermann auf meines
Bruders Ehrgefühl vertrauen könne?"

Herr von Sainville sah auf.

„Und was kann „meine Ehre Verlegendes“ gesagt
worden sein?" fragte er in gebieterischem Tone.

„Gleichgültig, was, Armand; genug, sie zweifelte
daran," antwortete seine Schwester, die in einen solchen
Zustand der Aufregung gekommen war, daß es ihr gleich-
gültig war, wie tief sie fiel, wenn sie nur Mathalle mit
sich hinabriss.

„Sie zweifelte nicht daran," sagte Herr von Sain-
ville kurz, indem er Mathallen fest ansah. Das junge
Mädchen wich seinem Blicke aus. „Sie zweifelte nicht
daran," wiederholte er.

„Nein, natürlich nicht," rief seine Schwester, welche
fühlte, daß die Zeit ihrer Rache gekommen, „nein, na-
türlich nicht, Armand; während ich ihr Vorstellungen
machte, sie zur Ueberlegung drängte und auf Deine Ehre
vertrauen hieß, rief sie: „Gott schütze mich vor dem
falschen Ding, was man männliche Ehre nennt.““ Nein,
ich mißverstand sie wohl, ich habe es natürlich erfunden."

Herr von Sainville achtete nicht darauf; er sah Ma-
thallen an, die sprachlos in ihren Stuhl zurückgesunken
war und — obwohl sie in ihre Lippen biß, daß es blutete
— todtblaß aussah. Herr von Sainville erhob sich und
ging im Zimmer auf und ab, scheinbar nicht aufgeregt,
denn er hatte nie ruhiger ausgesehen; aber im Innern

kämpfte er mit einer Bewegung, wahrscheinlich einem Grolle, denn seine Augen leuchteten zornig und seine Lippen zuckten. Er blieb endlich vor Nathalien stehen; sie zitterte sichtlich. Madame Marceau betrachtete sie mit einem stolzen Blick, Charles mit lauerndem Auge.

„Mademoiselle Montolieu, sind das Ihre Worte?“

Sie antwortete nicht.

„Mademoiselle Montolieu,“ wiederholte er mit einem tieferen und ergreifenderen Tone, „sind das Ihre Worte oder nicht?“

Es lag etwas beinahe Bittendes in seinem Tone; etwas, was ihr heftig durch das Herz schnitt. Sie hatte dasselbe Gefühl, wie der treulose Jünger, als er den göttlichen Meister verläugnet hatte, und wie er, ihr Haupt abwendend, weinte sie bitterlich.

Welche Antwort konnte beredter sein, als dieses Schweigen. Er stand noch einen Augenblick da und betrachtete sie mit ernstem Lächeln; dann wandte er sich schweigend weg.

„Sie gaben mir vor wenigen Stunden ein Versprechen,“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Ja, mein Herr,“ antwortete sie in leisem Tone.

„Ich entbinde Sie davon,“ sagte er ruhig.

Nathalie sah auf; ihre Stirne überflog eine Röthe; ihre Lippen zitterten vor Zorn und Entrüstung; der marmorne Kaminmantel, an welchem sie lehnte, war nicht kälter und unbeweglicher als Herr von Sainville.

„O, mein Gott! wie unglücklich ich bin, wie unglücklich,“ rief Madame Marceau besänftigend; „ist es möglich, daß ich so viel Unheil angerichtet? Mein lieber Armand, laß mich ein Wort zu ihren Gunsten sagen. Wenn Mademoiselle Montolieu zu rasch war, so erinnere Dich, daß sie immer noch meine künftige Tochter, Deine künftige Nichte ist.“

„Wie? sie hat ihre Zustimmung gegeben!“ rief er mit einem unwillkürlichen Zucken.

Sein Blick wandte sich sogleich nach Nathalien. Ste wich ihm nicht aus; weit entfernt; sie begegnete seinem Blicke mit festem Auge; doch der Blick, welcher sie suchte, machte jede Frage zu Schanden; ihr Blick war tief, kurz, forschend, aber sie fühlte, daß er an dem seinen abprallte.

Nathalie wandte sich verlegen ab; sie war sehr bewegt und preßte ihre Hände zusammen; plötzlich aber ließ ihre Aufregung nach und ihr Blick war fest, wie ihre Stimme, als sie Madame Marceau anredete.

„Madame,“ sagte sie nicht ohne Würde, „ich weiß Ihren Edelmuth zu schätzen, der Sie nach alle dem, was zwischen uns vorgefallen, die Verbindung, welche Sie beabsichtigten, als nicht gelöst betrachten läßt.“

„So geben Sie also Ihre Zustimmung!“ rief die Dame, mehr erstaunt, als erfreut, als sie die Wirkung ihres Edelmuthes sah.

„Ich fordere Bedenkzeit,“ sagte Nathalie in leisem Tone.

„Sie hatten Zeit genug,“ sagte die Dame gebieterisch.

Ohne jedoch ihre Worte zu beachten, trat ihr Sohn hervor; er hatte schweigend auf der Seite gestanden, mit niedergeschlagenen Augen, gekreuzten Armen, doch nichts von alle dem verlikerend, was vorging. Er blieb vor Nathalien stehen und sagte in seinem leisen Tone:

„Ich bewillige sie.“

Der Ton war höflich; als Nathalie jedoch aufblickte und in sein Auge sah, als sie darauf auch dem Blicke des Herrn von Sainville begegnete, fühlte sie, daß, wie auch ihre letzte Antwort ausfallen möchte, sie dem jungen Manne einen Anspruch auf sich gegeben und einen der Schritte gethan, welche im Tagebnch des Lebens nicht mehr verwischt werden können.

Auch schien Charles Marceau wohl zu wissen, wie viel Grund und Boden er wieder gewonnen. Sein Ton war, wie wir sagten, höflich, seine Haltung ehrerbietig, aber durch beide leuchtete das stille Bewußtsein, daß

die stolze Schöne, die ihn in wenigen Stunden zweimal verworfen, von ihrem hohen Sitze herabgestiegen, um sich wie ein anderes Mädchen freien, erobern, vielleicht sogar verschmähen zu lassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es liegt etwas Schönes und Rührendes in dem Gebrauche, der namentlich in katholischen Ländern üblich ist, die Kirchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend offen zu lassen, so daß Jeder, wenn es ihm beliebt, zu Andacht und Gebet eintreten kann.

Allerdings kann das Gebet, als eine Thätigkeit des Geistes, überall verrichtet werden. Es bedarf keiner heiligen Altäre oder geweihten Mauern, um den Menschen vor Gottes Antlitz treten zu lassen, und die herrliche Pracht der Werke des Schöpfers fordert die Seele weit heredter zu religiöser Andacht auf, als all der Pomp und Luxus, mit welchem man den vergänglichen Bau seiner Tempel schmückt. Aber das Band, das uns an das Bethaus bindet, ist tief und heilig; es wird lebendig in der sonnigen Dorfkirche, wie in der feierlichen Kathedrale, wo es uns mit sagenhafter Gestalt und in dem geheimnißvollen Dunkel entgegentritt. Der Ort, wo menschliche Wesen in Andacht gekniet, wo sie ihre Gefühle im Gebete ausgeströmt und gereinigt in sich zurückströmen lassen, ist für immer geheiligt. Wir können nicht ohne Rührung den Ort betrachten, welcher Zeuge so viel menschlicher Freude und vielleicht ebenso viel menschlichen Kummers gewesen, das Heiligthum, welches dem müden Pilger immer offen

stand — ein stiller und einsamer Zufluchtsort in dem Kampfe und der Unruhe des Lebens.

Wenige Tage nach den Ereignissen, die wir im letzten Kapitel erzählt, verließ Rose Montolieu das Haus ihrer Tante im Zwielichte und trat um die Ecke des engen Hofes in die alte Abtei durch ein kleines Seitenthor, das ihrem Drucke nachgab, sich in seinen Angeln drehte und stille hinter ihr schloß. Das Innere der Kirche war einfach, ja sogar streng. Die Wände waren kahl und der ganze Bau nur schwach erleuchtet; hohe Pfeiler trugen das gewölbte Dach und verschwanden in der Dunkelheit, der ferne Altar war kaum sichtbar an dem Ende des langen Schiffes, wo einige arme Frauen betend knieten, denn es war nicht die Zeit des Gottesdienstes.

Rose nahm ihren gewöhnlichen Platz in dem Dunkel eines dicken Pfeilers ein; dort saß sie, die Stirne in ihre Hand begraben, nicht mit Worten betend, sondern ihre Seele zur Gemeinschaft mit Gott erhebend. Es war der einzige mystische Zug ihrer Frömmigkeit, oder vielmehr ihres Charakters; beide waren im Wesentlichen practisch und streng. Nathalie liebte ihre Schwester und achtete sie hoch, aber sie konnte deshalb doch nicht sagen, daß Rose etwas Gewinnendes, Liebenswürdigen und Sanftes habe. Der Anblick ihrer Güte erhob den Geist, weil jene aus einer heroischen Seele kam; sie ließ aber das Herz unbewegt, weil das Herz an dieser Güte kein Theil hatte. Was jedoch Nathalie noch mehr befremdete, war, daß ihre Schwester trotz des eifrigen Glaubens und der tiefen Frömmigkeit doch in anderer Beziehung peinlich sceptisch war. Vergeblich suchte sie zu verbergen, wie sehr sie an Allem zweifelte, was das menschliche Herz am meisten wünscht, daß es wahr sei, — an Tugend, Liebe, Treue und Freundschaft, — vor allem an irdischem Glücke — ihr Zweifel lag zu offen auf der Hand; sein Schatten fiel überall wie eine plötzliche und tödtliche Kälte auf das Licht und Leben des Herzens ihrer jungen Schwester.

Der Glaube an den Himmel begreift nicht nothwendig auch den Scepticismus gegen die menschliche Natur oder die Dinge dieser Erde in sich. Wir können an das Göttliche glauben, ohne deshalb das Menschliche zu verleugnen; wir können es, aber manche Geister — und Rose war von diesen — können es nicht. Ihre Religion entspringt aus der sehnstlichsten Liebe zum Ideale, aus der Mühe und Last des Lebens, aus dem tiefen und immer unbefriedigten Streben nach dem Vollkommenen. Diese Frömmigkeit, so glühend, wahr und eifrig sie ist, hat doch wenige Freunde und Verehrer. Die Welt zieht natürlich die heitere Frömmigkeit vor — jenes sanfte Kind der Herzen, das von Natur glücklich ist und durch die Sorge nur gereinigt wird: wer sollte sie nicht lieben? Aber können alle gleich fühlen? Gibt es nicht zu viele, denen Religion nur ein Zufluchtsort ist und die sich daran klammern, wie der Schiffbrüchige an das letzte Rettungsbrett, die ihren Geboten gehorchen und ihre Pflichten getreulich erfüllen; denen aber der Reiz mangelt, welcher den Glauben oder seinen Schüler anziehend macht — die wenig lieben, aber auch von Wenigen geliebt werden. Können sie heitere, glückliche und willige Wohlthäter sein? Wie rauh und streng ist die Welt gegen sie! Sie wirft ihnen vor, daß sie nicht sind, was sie möglicher Weise sein könnten; sie nennt ihren Glauben mitleidslos, finster und zweiflungsvoll; und fragt sich nicht, wie süßes Wasser, wenn nicht ein Wunder geschieht, aus der Quelle eines verbitterten Herzens fließen kann.

Ja, es ist wahr, ihr Glaube grenzt näher an Verzweiflung, als an Hoffnung; und dies ist es, weshalb sie glauben müssen; nicht glauben wäre für sie so viel, als unrettbar verloren sein. Sie haben durch ihr Mißgeschick und ihre Hellschere die Erde verloren: seid barmherzig — und beneidet sie nicht um ihren Himmel.

Rose blieb ungefähr eine Stunde; dann verließ sie

ihren Ort, ging eines der Seitenschiffe hinab und an einer abgelegenen Kapelle, mit einer einsamen Lampe vor dem Altare, vorüber. Es war die Kapelle der heiligen Jungfrau, deren blaßes in Stein gehauenes Bild sich über dem Altar erhob. Rein und einfach, mit niedergeschlagenen Blicken und über dem Busen gefalteten Händen schien sie so eben den Gruß des Engels vernommen und geantwortet zu haben: „siehe, ich bin die Magd des Herrn.“ Große mit weißen Blumen, wie die Jahreszeit bot, gefüllte Vasen waren der einzige Schmuck des Altars; Pflanzen mit Blüthen derselben reinen und jungfräulichen Farbe standen in einem Halbkreis zu seinen Füßen; ein niederes Eisengitter schloß den Altar ein. Neben diesem Gitter kniete nun eine Frau, deren gebeugtes Haupt, gefaltete Hände und bewegungslose Stellung ihr ernstliches Gebet anzudeuten schienen.

Die Lampe, welche vor dem Altare brannte, hing, der allgemeinen Gewohnheit gemäß, an einer langen eisernen Kette von dem hohen Dache herab; ihr Licht fiel fast ausschließlich in den eingeschlossenen Raum und nur ein zitternder Strahl drang bis zu dem Platze, den die Fremde einnahm. Ihre Gestalt, obgleich sie in ein düsteres Gewand eingehüllt war, schien Rose bekannt zu sein; sie eilte unwillkürlich nach dem Orte hin. Nach kurzer Zeit erhob die Fremde ihren Kopf und lehnte zurück, obwohl sie noch immer kniete und ihr Blick auf dem Altare haftete; ihr Schleier war zurückgeschlagen und ihr Gesicht deutlich zu erkennen.

Es war, wie Rose vermuthet hatte, Mathalie; ja Mathalie, aber so, wie sie Mathalien nie gesehen: traurig, niedergeschlagen und von Schmerz gebeugt, mit düsterem Blick und verweinten Augen. Sie war todtensblaß und die Thränen, welche noch auf ihren Wangen glänzten, zeugten von ihrer verzweiflungsvollen und hilflosen Lage, von dem vergeblichen Kampfe zwischen dem Gebete der Seele und der tiefen Sorge des Herzens.

Rose blickte ihre Schwester mit innigem Schmerz an, trat näher und legte ihre Hand auf Nathaliens Schulter. Das junge Mädchen erschrock, stand auf und ließ ihren Schleier herab; aber sie sträubte sich nicht, als die Schwester ihren Arm nahm und mit ihr hinwegging. Sie verließen die Kirche durch den Haupteingang und sprachen nichts, bis sie aus dem schattigen Dunkel in die Helle des Mondlichtes traten. Rose blieb auf der ersten Stufe der breiten Treppe stehen; sie wollte sprechen, — Nathalie kam ihr jedoch zuvor.

„Ich kann nicht bleiben. — Ich habe große Eile. — Ich kann nicht.“

Sie gingen schweigend hinab. Am Ende der Stufen zog sich ein offener Platz mit einer Reihe von Bäumen zu beiden Seiten hin, unter deren Schatten hölzerne Bänke standen. Die Mütter brachten bei Tage ihre Kinder hieher; jetzt aber war der Ort still und einsam. Rose hielt die Schwester zurück, als sie hastig weiter ging.

„Wir wollen uns einen Augenblick hierher setzen,“ sagte sie und deutete auf eine der Bänke.

„Aber ich kann nicht, Rose, ich habe große Eile.“

„Warum kamst Du nicht zu mir?“

„Madame Marceau befindet sich schlimmer, viel schlimmer; lasse mich gehen.“

„Weshalb weinst Du in der Kapelle?“ fragte Rose beharrlich weiter.

Ihre Schwester antwortete nicht, aber Rose, welche noch immer ihren Arm hielt, konnte fühlen, daß sie zitterte.

„Was ist geschehen?“ fragte Rose.

„Nichts,“ antwortete Nathalie, dem forschenden Blicke ihrer Schwester ausweichend; „die Nachtlust ist kalt. Laß mich gehen.“

„Die Luft ist klar und mild; wenn Du nicht sitzen willst, so können wir auf und nieder gehen: aber so wollen wir nicht scheiden.“

Es entstand eine Pause.

„So sei es denn,“ sagte Mathalie endlich in völlig verändertem Tone; „ja, es ist eben so gut früher, als später; ja, wir wollen uns niedersetzen und Du sollst mich hören.“

Sie setzten sich auf eine Bank, während sie sprach; Mathalie hob ihren Schleier und blickte ihre Schwester mit einem blaffen, entschlossenen Gesichte an, indem sie sagte:

„Rose, wisse vor allem, daß ich einen festen Entschluß gefaßt, von dem Du mich, so sehr ich Dich liebe und achte, nicht abbringen wirst.“

„Und was ist dieser Entschluß?“ fragte Rose, als sie sah, daß sie innehielt.

„Ich werde heirathen.“

Rose blieb sprachlos; sie nahm die Hände ihrer Schwester in die ihren und betrachtete sie aufmerksam; ihre Blicke begegneten sich; Mathaliens Gesicht blieb unverändert: die blasse Stirne, der feste Blick und die zusammengepreßten Lippen zeugten von dem festen Willen, den sie so bestimmt ausgesprochen, aber sie blieb stumm. Weder das Erröthen der willigen Braut, noch das Zittern der unfreiwilligen zeigte sich auf ihren Zügen.

„Heirathen, wen?“ fragte endlich Rose.

„Den Sohn von Madame Marceau.“

„Ihn heirathen, Mathalie, was meinst Du?“

„Was ich sage, Rose.“

„Willst Du damit sagen, Du werdest den Neffen von Herrn von Sainville heirathen?“ fragte Rose, sich leicht vorwärts beugend.

Mathalie drückte die Hand an ihre Stirne, aber sie antwortete ruhig:

„Ja, Rose, allerdings.“

Es entstand eine Pause.

„Wo ist Herr Marceau?“ fragte Rose ruhig.

„In Sainville.“

„Ist er schon lange da?“

„Einige Tage.“

„Und er hat um Dich angehalten?“

„Ja, Rose.“

„Und Du willst ihn wirklich heirathen?“

„Ich sagte es Dir bereits.“

„Du sehest mich in Erstaunen. Ihn heirathen.“

„Um des Himmels willen, Rose, wiederhole es nicht in einem fort.“

„Ist Madame Marceau damit einverstanden?“ fuhr Rose fort, ohne auf die Worte ihrer Schwester zu achten.

„Allerdings.“

„Und Herr von Sainville?“ fragte Rose, langsam zu Nathalien aufblickend.

„Und was hat Herr von Sainville damit zu thun?“ fragte Nathalie sich in die Lippen beißend, indem sie jedoch ihrer Schwester fest in das Auge blickte.

„Und er ist damit einverstanden?“ fragte Rose ruhig.

„Wer kümmert sich darum?“ rief Nathalie ungehalten; „ich nicht, Rose, — ich nicht.“

„So hat er seine Einwilligung also verweigert?“ sagte Rose ruhig.

Ihre Schwester lächelte bitter.

„Verweigert? O! Rose, Du kennst ihn nicht. Es geht ihn ja durchaus nichts an; verweigern hieße ja sich in etwas mischen, und einschreiten: zu Beidem aber ist er zu klug.“

„Und Du willst seine Nichte werden?“ fuhr Rose in leiserem Tone fort.

Nathalie erhob sich plötzlich.

„Weshalb nicht?“ rief sie fieberhaft, „warum nicht — warum befremdet Dich das? Was denkst Du dabei?“

Rose antwortete nicht auf diese Frage; sie sah ihrer Schwester jedoch fest in die Augen, indem sie mit ihren leisesten, aber sehr deutlichen Tönen sagte:

„Liebst Du Herrn Marceau?“

Es entstand eine Pause.

„Ich glaube, ja,“ antwortete Nathalie endlich.

„Sprich offen: liebst Du ihn?“ Ihre Stimme erhob sich, die von Nathallen aber wurde schwächer, als sie sagte:

„Weshalb sollte ich ihn heirathen, wenn ich ihn nicht liebte?“

Sie standen mit einander in dem blaffen Mondlichte, die ältere Schwester hatte einen festen und forschenden Blick auf die jüngere gerichtet.

„Ich frage Dich, Nathalie, ob Du den Mann liebst?“ wiederholte Rose mit wachsendem Ernste.

„Rose,“ antwortete Nathalie nach einer Pause, „Liebe ist ein inhaltschweres Wort. Heirathen Frauen immer aus Liebe oder heirathen sie nicht vielmehr, um sich eine Stellung zu gründen, einen Herd zu bauen?“

„Wie weltlich Du geworden!“ rief Rose; „eine Stellung, einen Herd! Hast Du Bedingungen in dieser Richtung gestellt? Nein — welche Heimath, welche Stellung wirst Du haben, wenn Herr von Sainville heirathet?“

„Er wird nicht heirathen,“ sagte Nathalie plötzlich aufblickend.

„Woher weißt Du das?“

„Seine Schwester hat es mir gesagt,“ antwortete das junge Mädchen langsam.

„Ist sie Deine einzige Autorität?“

„Er wird nicht heirathen, Rose. Er ist vor Jahren einmal getäuscht worden — gleichviel wie — er wird nicht heirathen.“

„Getäuscht — vor Jahren!“ wiederholte Rose; „was heißt das! Bist Du noch so sehr Kind, daß Du glauben kannst, das werde Einfluß auf ihn haben. Was ist eine erste Liebe? ein Hauch, ein Traum; und wenn es das für die Frau ist, was ist es dann für den Mann?“

„Er wieder lieben? Unmöglich, Rose; er ist ein Stein.“

„Ich sprach nicht von Liebe; es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Mann von seinem Alter sich dieser kindischen

Leidenschaft hingeben sollte; die Männer heirathen nach dem fünfundzwanzigsten Jahre selten aus Liebe — sie kümmern sich nichts mehr um Liebe, glauben nicht mehr daran und heirathen doch.“

„Weshalb heirathete er denn nicht?“ fragte Nathalie.

„Wahrscheinlich, weil er sich eine Aufgabe gestellt, welche ihm verbot, an das Heirathen zu denken. Diese Aufgabe ist nun gelöst; glaubst Du, er werde sich einem freudelosen und einsamen Leben widmen? Seine Schwester mag thun, was sie will, daß dies geschehe; aber wenn es ihr mißlingt — wenn er heirathet; welche Stellung wirst Du dann in Sainville, als seine Nichte, oder vielmehr als die Frau seines Neffen, der nicht mehr sein Erbe ist, haben?“

„Rose, Du bist ohne Erbarmen,“ rief Nathalie in gebrochenem Tone, „er verheirathet und ich als die Frau seines Neffen in Sainville! O! Du bist ohne Erbarmen!“

„Wenn Du Deinen künftigen Gatten liebtest,“ sagte Rose unbeugsam, „würde die Aussicht auf ein verlorenes Gut auf Dich keinen Eindruck machen.“

„Lieben, sagtest Du; und warum in aller Welt sollte ich denn lieben?“ rief Nathalie bitter. „Die Männer lieben nicht, sagtest Du — und ich glaube es; weshalb sollen denn die Frauen lieben? Um ihr Herz in unerfüllten Wünschen zu verzehren. O Rose! Du hast mich zu oft vor dieser Thorheit gewarnt!“

Rose legte die Hand auf den Arm ihrer Schwester.

„Ich will Dir sagen, weshalb eine Frau ihren Mann lieben sollte,“ sagte sie ruhig, — „damit sie nicht einen andern liebe. Du hältst mich für kalt und streng; vielleicht bin ich es; ich würde den Gram eines Liebefranken Mädchens nicht sehr bemitleiden; ich weiß, wie rasch er vergeht. Aber ach, Nathalie, tief, sehr tief könnte ich eine Frau bedauern, die gegen eine verbrecherische Leidenschaft ankämpft. Ach, wie oft weicht die erlaubte Liebe dem Ueberdruß und der Zeit; aber wie unglücklich und

dauernd ist die verbotene; ein Feuer, das immer verborgen im Herzen, immer brennt. Aber Du sagst vielleicht: „Ich werde nicht so lieben.“ Täusche Dich nicht selbst; Du bist nicht kalt und ruhig; die reine Häuslichkeit wird Dich nicht befriedigen; wenn Du Deinen Gatten nicht liebst, wirst Du einen andern lieben.“

„Das werde ich nicht,“ rief Mathalie ärgerlich: „ich werde es nicht; Du beleidigst mich, Rose.“

„Ich habe nicht gesagt, daß Du Deinem Gefühle nachgeben und sündigen werdest; aber verkenne die menschliche Freiheit nicht; nur unsre Handlungen sind die unsrigen, nicht unsre Leidenschaften und Wünsche. Der Wille kann über Liebe und Haß siegen, aber er kann sie nicht wegläugnen; beide können untergehen, aber nicht durch uns, Mathalie, nicht durch uns. O sie sind Feinde, die weder Waffenstillstand, noch Friede kennen, und sich von dem Strette nähren, den sie selbst angezündet. Brüder werden sie nicht sein; sie können nur erbarmungslose Tyrannen und rebellische Sklaven sein. Und hast Du Dir je vorgestellt, was es heißt, einem Manne angehören und einen andern lieben; täglich, stündlich gegen eine Leidenschaft anzukämpfen, die vielleicht vollkommen unschuldig ist, die jedoch eine Verwirrung in Deinem Leben Dir für immer zur schweren Schuld werden läßt? Ich bin überzeugt, daß Du diese Leidenschaft niederhältst; weißt Du, was der bittere Sieg kostet, wenn er gewonnen ist? Weißt Du, was es heißt, sein eigenes Herz niederzudrücken und seine Lebensfalten reißen zu fühlen? Du hast von Märtyrern gehört? so wisse denn, daß es Märtyrer der Seele gibt, deren Kampf das Auge Gottes allein sieht. Hast Du den Glauben, die Begeisterung, die Kraft, dies Märtyrertum zu ertragen? O Mathalie, dieser Kampf hat ungewöhnliche Tiefen der Bitterkeit und Du wirst diesen bittern Trank bis auf den letzten Tropfen leeren müssen: Dein Schicksal liegt vor Dir, wähle nun!“

„Ich werde ihn heirathen!“ sagte Mathalie in leisem

und entschlossenem Tone; und sie sah auf und hielt den Blick ihrer Schwester unerschrocken aus.

„Du wirst ihn heirathen?“ wiederholte Rose besorgt.

„Rose,“ antwortete ihre Schwester ruhig, „Du hast manches Wahre gesagt, aber auch anderes ebenso Wahre vergessen. Die Leidenschaften kämpfen nicht bloß gegen uns, sondern auch unter einander; stark sind Liebe und Haß, aber Stolz ist noch weit mächtiger, er kann beide bestegen und sie — so rebellisch und widerspenstig sie auch sein mögen — unter seinen Füßen zertreten. Denke an dies und fürchte nichts für mich!“

Sie sprach mit niedergehaltener Energie, aber mit der Energie des Willens, nicht der Aufregung; keine Röthe überflog ihre Stirne; kein Strahl erleuchtete ihre Augen, der Ton ihrer Stimme war gleichmäßig und leise, während sie ruhig und blaß in dem Mondenlichte dastand — es war, als wenn ein eifriger Zauber auf diese sonst stolze und heftige Natur gefallen wäre.

„Ich will für Dich beten,“ sagte Rose, welche sah, daß jeder Einwurf, für den Augenblick wenigstens, nutzlos wäre.

Und so schieden sie.

Rose war am folgenden Morgen in dem Zimmer ihrer Tante, als Désirée die Thüre öffnete und kurz sagte:

„Ihre Schwester ist unten; sie wünschte mit Ihnen sprechen.“

„Ich möchte wissen, was Deine Schwester schon um diese Stunde von Dir will?“ fragte Madame Lavigne verdrüsslich, bei welcher Rathalte, seitdem sie nicht mehr heiter war, in Ungnade gefallen. „Du wirst doch wohl nicht hinuntergehen; es ist sehr egoistisch von Deiner Schwester, um diese Stunde zu kommen.“

Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe Rose die Erlaubniß erhielt, hinabzugehen. Bald brauchte sie ein Kissen — bald wollte sie den Tisch näher gerückt haben, bald mußte Désirée ein Befehl gegeben werden; endlich

aber konnte sie keinen Vorwand mehr finden, sie länger zurückzuhalten und nicht ohne den scharfen Befehl, nicht zu lange wegzubleiben, gestattete sie ihrer Nichte, hinabzugehen.

Als Rose an der Thüre einen Augenblick innehielt, ehe sie sie öffnete, hörte sie drinnen heftige Schritte das Zimmer durchmessen: es entstand eine Pause; ihre Schwester war stehen geblieben, ohne Zweifel, um zu horchen. Sie öffnete, Nathalie stand in der Mitte des Zimmers und hatte die Augen nach der Thüre gerichtet.

„Gott sei Dank! daß du kommst,“ sagte sie lebhaft. „O Rose, wie konntest Du mich so lange warten lassen?“

„Was ist geschehen?“ fragte Rose.

„Nichts, Rose. Weßhalb glaubst Du denn immer, es müsse etwas geschehen sein?“

„Aber Du kamst doch wohl nicht ohne besonderen Grund.“

„Nein, Rose; aufrichtig gesagt,“ fügte sie zögernd hinzu, „ich bin nicht recht wohl. Könnte ich einige Tage hier — bei Dir — bleiben?“

Rose sah sie ernstlich besorgt an.

„Du bist nicht wohl, Nathalie? Leidet Dein Gemüth oder Dein Körper? O! Kind, Du verstehst es nicht, Unwahrheiten zu sagen und diese ist eine sehr thörichte. Was ist seit der letzten Nacht vorgegangen? Weßhalb willst Du hier bleiben?“

„Weil es keine andere Heimat für mich gibt,“ rief Nathalie in verzweifelndem Tone, der ihrer Schwester zu Herzen ging; versetzte sie ruhig:

„Und Sainville?“

„Sainville!“ wiederholte Nathalie, „ach, es war meine Heimat — wäre sie es nie gewesen. O unheilvoll, sehr unheilvoll war die Gastfreundlichkeit dieses Hauses!“

Und wiederum ging sie in dem Zimmer auf nieder, nicht weinend, sondern die Hände ringend. Die Fassung,

welche sie am vorhergehenden Abend behauptet hatte, war nun gänzlich verschwunden.

„Was wird aus Deiner Heirath mit Charles Marceau?“ fragte Rose, sie ernst ins Auge fassend.

Nathalie blieb plötzlich stehen.

„Wenn Du noch Liebe oder Mitleid für mich hast,“ rief sie leidenschaftlich, „so sprich nie mehr von dieser Heirath, verbinde nie diesen Namen mit dem meinen.“

„Hast Du Dich mit ihm gezanzt?“ fragte Rose.

„Gezanzt? und mit ihm? Nein,“ antwortete Nathalie ziemlich geringschätzig.

„Dann ist etwas zwischen Dir und seiner Mutter vorgefallen?“ beharrte Rose.

Ihre Schwester schüttelte den Kopf mit ungeduldiger Verneinung.

„Oder mit Herrn von Sainville?“ fuhr Rose fort. Nathalie wandte sich um, als ob sie etwas verlegt habe.

„Nein,“ rief sie voll Aerger, „nein. Mit ihm! Was hat er mit alle dem zu schaffen? Warum quälst Du, warum quält mich Jedermann mit diesem Namen? Ich kann es nicht begreifen; ich weiß nicht, was man damit will; ich werde es nicht länger dulden, Rose.“

Ihre dunkeln Augen leuchteten und ihre Lippen zitterten, als sie sprach.

„Du hast mir keine Antwort gegeben,“ fügte sie nach einer Pause hinzu. „Kann ich oder kann ich nicht hier bleiben? Es ist nicht auf lange.“

„Du kannst bleiben,“ antwortete Rose.

„Und was wirst Du der Tante sagen?“

„Ich weiß es nicht. Sie würde vielleicht ärgerlich — ja verzweifelt thun.“

„Dann werde ich nicht hierherkommen, ich will nicht die Quelle von Unannehmlichkeiten für Dich werden,“ sagte Nathalie traurig.

„Aber Du sollst kommen und bleiben,“ beharrte Rose.

„Habe ich nicht ein Recht in diesem Hause, wo ich meine

Jugend zugebracht, und so manches Jahr vergeudet? Du sollst bleiben, Nathalie."

Das junge Mädchen schien freier zu athmen; als sie sich aber niedersetzte und umherblickte, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

"Es gab eine Zeit," sagte sie in leisem Tone, "als ich Dich bedauerte, Rose, daß Du in diesem lebendigen Grabe begraben bist; denn damals erfreute ich mich des Lebens und des Lichtes einer andern Wohnung, jetzt aber bin ich froh, daß ich den Schatter und das Dunkel dieses Hauses mit Dir theilen darf; und es ist mir beinahe, als könnten beide nicht ernst und dunkel genug für mich sein."

"So ist alles zwischen Dir und Charles Marceau aus, wie ich sehe," sagte Rose, indem sie zu ihrer Schwester ging und die Hand auf ihre Schulter legte; "aber Du sagst, Du habest Dich nicht gezankt, wie kann das sein?"

Nathaliens Kopf sank auf ihre Brust.

"Wie kann ich Dir das Alles sagen?" antwortete sie endlich, "es gibt ein plötzliches Erwachen, — und ich bin erwacht; wirst Du mir Vorwürfe darüber machen, Rose?"

"Nein, gewiß nicht; aber was sagte er?"

"Von wem sprichst Du?" fragte Nathalie sichtlich verwirrt.

"Natürlich von Charles Marceau."

"Er sagte nichts; weil er, offen gesprochen, nichts weiß."

Rose trat erstaunt zurück.

"Betrachtet er Dich noch immer als seine Verlobte?" fragte sie lebhaft.

Nathalie zögerte; endlich antwortete sie:

"Nein."

"Aber Du widersprichst Dir, Nathalie."

"Nein, Rose. Ich hat mir Bedenkzeit aus; er gewährte sie; aber obwol mein Entschluß fest gefaßt war, hatte ich doch mein Wort noch nicht gegeben, als wir gestern mit einander sprachen, deshalb weiß er nichts."

„Und weiß irgend Jemand auf dem Schlosse, daß Du es verlässest?“

„Sie müssen es jetzt wissen.“

„Du verließest es also heimlich, ohne Erklärung. O Nathalie!“

„Wie konnte ich wissen, daß ich hier bei Dir bleiben dürfe, Rose? Auch kann ich jetzt schreiben.“

Sie erhob sich, holte Schreibzeug aus einem alten Mahagoni-Schreibpult, schrieb einige Zeilen und faltete ihren Brief, als Rose ruhig sagte:

„Laß mich sehen, was Du geschrieben, Nathalie.“

Das junge Mädchen händigte ihr den Brief ein.

„So,“ sagte Rose, nachdem sie einen Blick darauf geworfen, „Du sagst Madame Marceau nur, daß Du einige Tage bei mir zubringen wolltest. O Nathalie, warum nicht offen sagen, „ich verlasse Ihr Haus, weil ich Ihren Sohn nicht heirathen kann.““

„Ich werde ihr das in einigen Tagen sagen,“ antwortete Nathalie in leisem Tone.

„Sage ihr es jetzt.“

„Ich will nicht, Rose, ich will nicht,“ antwortete Nathalie, indem sie ruhig sprach, während sich jedoch Blick und Ton plötzlich veränderten, was ihre Schwester an den vorhergegangenen Abend erinnerte.

„Und weshalb?“

„Ich will nicht,“ sagte Nathalie wieder.

Rose sah, daß es nutzlos sein würde, Einwendungen zu machen. Sie nahm den Brief, faltete ihn und sagte ruhig:

„Ich werde ihn besorgen.“

Nathalie sah verlegen, beinahe besorgt aus.

„Thu' das nicht, Rose,“ rief sie lebhaft, „thu' das nicht.“

„Ich kann Désirée nicht fortschicken, meine Tante würde das nicht erlauben; aber ich kann selbst gehen,“ antwortete Rose sehr ruhig, die nun ebenso entschlossen war, wie Nathalie, nur ihrem eignen Willen zu folgen.

Es wurde nichts weiter gesprochen; als jedoch Rose, nachdem sie in ihr Zimmer gegangen war, wieder herab kam und in dem dunkeln Gange stand, um die Straßenthüre zu öffnen, hörte sie das Geräusch eines leichten Schrittes hinter sich. Es war Nathalie, die oben auf der Treppe stand; sie warf einen langen Schatten und das Haar hing ihr bis zu den Füßen herab; selbst in diesem düsteren Lichte, welches kaum die Außenlinie ihrer Gestalt zeigte, sah sie ängstlich und blaß aus.

„Rose,“ sagte sie in leisem Tone, „geh' nicht zu Madame Marceau, es ist besser.“

„Meinst Du?“ fragte Rose ruhig.

„Ja, allerdings; bitte, gehe nicht hin.“

„Beunruhige Dich nicht,“ antwortete ihre Schwester, indem sie hinausging und die Thüre schloß.

Eine Stunde war vergangen und Rose kehrte noch nicht zurück; endlich sah Nathalie, welche ängstlich bei dem Fenster saß, sie in den kleinen Hof treten. Ihr Herz schlug heftig, und trotz aller Anstrengung, ruhig auszu sehen und zu sein, lag eine Marmorblässe auf ihren Gesichtszügen, als Rose nach wenigen Minuten in das Zimmer trat. Keines von beiden sprach. Nathalie sah schweigend zu ihrer Schwester empor, welche diesen Blick nicht zu gewahren schien. Das Gesicht Rosens hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck; sie nahm ihre Arbeit und setzte sich schweigend an ihrem Plaze nieder.

Nathalie stand auf, ging an das andere Ende des Zimmers, kam plötzlich zu ihrer Schwester zurück und sagte in leisem, athemlosem Tone:

„Nun, Rose?“

Rose sah sehr ruhig auf.

„Was gibt es?“ fragte sie.

„Hast Du mir nichts zu sagen?“

„Wenig oder nichts.“

„Sahst Du Madame Marceau?“

„Ja, ich sah sie.“

Nathalie veränderte die Farbe.

„Wer war bei ihr?“ fragte sie lebhaft.

„Niemand,“ antwortete Rose lakonisch.

„Was sagte sie?“ fuhr Nathalie zögernd fort.

„Sie las Deinen Brief und sagte einige leere Phrasen, nichts weiter.“

„Und das war Alles?“ sagte Nathalie, wie es schien, sehr erleichtert.

„Nein,“ antwortete Rose ernst, „das war nicht Alles. Als ich die Thüre erreichte, holte mich ihr Sohn ein; er hatte so eben seine Mutter verlassen und Deinen Brief gesehen.“

„Nun, was wollte er?“ fragte Nathalie ruhig, als ihre Schwester innehielt und ihr in das Gesicht sah.

„Ich will seine eignen Worte wiederholen. — „Bitte, sagen Sie Mademoiselle Montolieu, daß ich mich glücklich schätze, auf ihre Antwort warten zu dürfen, wie lange sie auch hinausgeschoben werden mag.“

„Er sagte das?“ rief Nathalie mit einer gewissen Berachtung.

„Ja, Nathalie, er sagte das; aber täusche Dich nicht selbst; wenn dieser Mann Dich jemals geliebt, so liebt er Dich jetzt nicht mehr.“

Nathalie warf ihrer Schwester einen erstaunten Blick zu.

„Was meinst Du damit?“ sagte sie in stammelndem Tone.

„Daß Herr Marceau Dich nicht liebt.“

„Warum sollte er sich denn so unterwürfig, so demüthig gebehrden?“ fragte Nathalie in leisem Tone.

„Das kann ich nicht sagen; aber so sanft, auch sein Ton, so demüthig sein Ausdruck war, es lag doch etwas Unheimliches in seinem Auge, als er sprach und Deinen Namen nannte.“

„Weshalb sollte er mich aber heirathen wollen, wenn

er mich nicht liebte?“ drängte Nathalie, die sehr blaß war, obwol sie so ruhig sprach.

„Vielleicht aus Haß,“ antwortete Rose; „ich habe davon gehört. Ja er mag, nach dem, was ich weiß, mancherlei Gründe haben.“

Sie schwieg. Nathalie hatte ihren Arm ergriffen, als wollte sie sich stützen, sie sah todtenblaß aus und ihre zitternden Lippen verriethen die heftigste Aufregung.

„Rose,“ sagte sie in leisem Tone, indem sie ihre Augen niederschlug und ihre Aufregung zu beherrschen suchte, während sie sprach, „wir haben nun genug darüber verhandelt.“

„Ja,“ antwortete Rose besorgt, indem sie ihre Arbeit niederlegte, um sie anzusehen, „ich glaube auch.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es ließe sich leicht ein sehr genauer Bericht von dem Zorne der Madame Lavigne geben, als sie erfuhr, daß Nathalie auf einige Zeit in ihr Haus gekommen sei; da jedoch bloße üble Laune nichts Anziehendes hat, so ist es wol genügend, wenn wir erzählen, daß Rosens Tante sehr ungehalten über ihre Nichte war, und erklärte, Nathalie dürfe nicht bleiben.

„Das kann geschehen,“ antwortete Rose ruhig, „denn dies Haus ist allerdings Ihr Haus; aber wenn Nathalie es verläßt, so gehe ich mit.“

Die blinde Frau hörte sie mit stummer Verwunderung an. Dieser ruhige, entschiedene Ton sagte ihr, daß Rose Ernst habe, und da sie nichts weniger wünschte, als daß

Rose ginge, so fühlte sie sich gezwungen, nachzugeben; entschädigte sich jedoch, indem sie ihr gewöhnliches Brummen verdoppelte. Sie war um so ärgerlicher, als Nathalie, obwohl die Ursache des Streites, nicht ein Wort sagte, um sie zu versöhnen. Sie horchte auf all ihre Klagen und Vorwürfe mit unbeweglichem Schweigen, stand Rosen bei der Arbeit bei und erhob sonst ihre Augen nicht von der Arbeit. So verging der Tag.

Um neun Uhr stand Rose auf, legte ihre Arbeit zusammen und sagte:

„Wir müssen zu Bette gehen.“

Sie schritten eine steile Treppe zu dem kleinen Zimmer hinan, welches Rose bewohnte. Es war dürftig und knapp möblirt; ein schmales Bett, ein Stuhl, ein kleiner Tisch und ein Crucifix war alles, was diese Nonnenzelle enthielt. Rose stellte das Licht nieder, das sie in der Hand hielt und sagte:

„Ich gehe zu meiner Tante; bald bin ich zurück; aber warte nicht auf mich.“

Sie verließ das Zimmer und war fort.

Nathalie begann sich zu entkleiden, aber es stiegen andere Gedanken in ihr auf, sie setzte sich auf den Stuhl nieder und legte die Stirne in ihre Hände. Das ganze Haus war still; nur im nächsten Zimmer konnte sie das übelgelaunte Schelten von Madame Lavigne und die Antworten der geduldigen Rose hören. Aber sie hörte, ohne zu lauschen; die beiden Stimmen erklangen ihr, wie ein Traum.

„Sie weinen,“ sagte endlich eine Stimme. Es war Rose.

Nathalie blickte auf; sie war blaß, aber ihre Augen waren thränenleer.

„Nein, ich weine nicht,“ lautete die kurze Antwort, „weßhalb sollte ich weinen?“

Rose antwortete nicht. Sie ging nach dem Fenster,

zog den Vorhang zu, kam dann zurück und sagte, indem sie vor ihrer Schwester stehen blieb:

„Du hast ein stolzes und übermüthiges Herz, Mathalie; weißt Du nicht, daß solcher Stolz eine Sünde ist? Ich habe Dich den ganzen Tag beobachtet und Dich nicht um Vertrauen gebeten, da Du es mir doch nicht geschenkt haben würdest; ich sah Dich das größte Unglück in Dir selbst begraben, um gleichgültig und ruhig zu scheinen.“

„Ich bin ruhig.“

„Ruhig,“ wiederholte ihre Schwester, indem sie sie fest ansah, „weßhalb bist Du dann so blaß? Weßhalb ist Dein Blick so verwirrt, Dein Lächeln so düster? Glaube nicht, daß Du mich täuschen kannst.“

Mathalie sah auf; ihre Stirne, kaum noch so blaß, wurde roth und ihre Lippen zitterten.

„Was meinst Du, Rose?“ fragte sie.

„Ich meine, daß ich alles weiß: ich meine, daß ich weiß —“

„Du weißt nichts,“ rief Mathalie, indem sie sie unterbrach, „es ist nicht wahr; Niemand würde Dir glauben; frage mich nichts, ich will nichts gestehen: Du weißt nichts, Rose.“

Ihre Schwester antwortete nicht, aber sie sah sie eben so traurig, als durchdringend an.

„O Rose! sieh mich nicht so an,“ rief das junge Mädchen, indem sie ihr erröthetes Antlitz abwandte und ihre Hände zitternd faltete: „sieh mich nicht mit dem forschenden Blicke an. Du gleichst jetzt ganz Madame La vigné; sprich etwas, sieh' mich nicht so schweigend an.“

„Was soll ich sagen?“ fragte Rose freundlich.

„Nein, nein, sage nichts,“ antwortete ihre Schwester, „sei gnädig; nicht ein Wort, eine Andeutung oder ein Wispern, und sieh mich nicht so an; es peinigt mich.“

Sie begrub ihr Gesicht in ihren Händen und setzte sich auf den Rand des Bettes, während alle ihre Glieder vor Aufregung zitterten. Rose sah sie tief bekümmert an;

ihre Züge hatten die gewöhnliche Ruhe verloren; sie ging mit sichtlicher Aufregung in dem Zimmer auf und nieder; endlich blieb sie vor ihrer Schwester stehen, setzte sich an ihre Seite und sagte, indem sie sie an sich zog, in leisem, theilnahmevollem Tone:

„Ach! mein armes Kind, die weiblichen Sorgen haben Dich frühzeitig heimgesucht.“

Nathalie suchte ruhig zu schelnen, ruhig zu sein; aber sie hatte zu lange gegen ihre Gefühle angekämpft und legte nun ihr Haupt auf Rosens Schulter, indem sie lange und bitterlich weinte. Ihre Schwester beruhigte sie mit einer Zärtlichkeit, die sie nicht erwartet hatte. Sie sprach freundlich mit ihr, ohne Vorwurf, ohne unnütze Vorstellung; voll Theilnahme, wie eine Mutter mit ihrem kummervollen Kinde gesprochen haben würde. Sie richtete keine Fragen an sie; ihre Schmeicheleien vermochten mehr, als diese; anfangs sprach Nathalie nur in abgebrochenen Bekenntnissen; nach und nach aber wurde sie offener und rückhaltloser: ein halbes Geständniß lag nicht in ihrem Charakter; sie mußte Alles oder Nichts sagen. Rose hörte ihr traurig, aber ohne Staunen zu.

„Ich weiß das längst,“ sagte sie, „vielleicht vor Dir; aber was nützte es? Haben Warnungen je die Liebe der Jugend gehemmt? Ich sah, daß er auf Deine Phantasie einen gefährlichen Einfluß hatte, — ein Einfluß, der um so gefährlicher war und um so sicherer zum Ziele führte, als er ihn nicht zu suchen schien. Aber ich hoffte, die Zeit werde Dir zeigen, daß all' das Thorheit sei, daß seine Kälte oder sein Stolz Dich endlich abschrecken würden.“

„O Rose!“ rief Nathalie in leisem Tone; „gerade dieser Stolz war es, der mich bezauberte und gewann; dieser Stolz, der niemals in Hochmuth ausartet, der nicht zurückstößt, aber, indem er nicht zu gewinnen sucht, unwiderstehlich unterjocht. Es ist eine seltsame Sache für eine Frau, wenn sie fühlt, daß sie vergeblich schön und jung sei! Seltsam — ach! und gefährlich.“

„Aber Du wußtest doch vom ersten Augenblicke, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sei, ihn zu gewinnen.“

„Rose, laßest Du je die Feengeschichte von einer stolzen Prinzessin, die nicht lieben konnte, wo sie nicht wiedergeliebt wurde, und deren stolzes Herz blutete, bis es vor Stolz und Kummer brach?“

„O Kind, ich verstehe es immer weniger; es gibt manche Unvollkommenheit in seinem Charakter und Du scheinst nicht blind für sie?“

„Blind! nein, denn ich forschte denselben immer so eifrig nach, als wäre ich ein geheimer Feind, der sie zu beobachten und auszuforschen hat. Ein gefährliches Spiel, das ich in meiner Thorheit für so harmlos hielt! Wie wenig hätte ich Gefahr gelaufen, wäre er ein vollkommener Charakter gewesen; wie bald hätte es mich ermüdet, wenn ich ihn immer das Rechte thun gesehen; ich hätte ihn natürlich bewundert und an etwas Anderes dabel gedacht. Obgleich er nun allerdings nichts Schlimmes thut, sind doch seine Beweggründe und Gefühle nicht immer, was sie sein sollten: aber dann beherrscht sie sein Urtheil mit eiserner Kraft. Ich sah bald, daß er trotz seines ruhigen Aussehens durchaus nicht ruhig war; daß er ein rascher Widerspruchsgeist sei; daß er trotz seines eisernen Stolzes niemals den Stolz Anderer verletzt und trotz seiner Leidenschaft nie ein zorniges Wort äußert. Die Sprache der weltlichen Weisheit ist immer auf seinen Lippen und sein Leben zeigt der romanhaftesten Züge eine große Menge. Obgleich ich nach und nach dies Alles entdeckte, konnte ich ihn doch nie ganz verstehen, denn er ist reich, streng und so unversöhnlich gegen Andern, wie gegen sich, was nicht wenig sagen will. Man kann ihn nicht lange kennen, ohne zu wissen, daß er beharrlich mit sich im Kampfe liegt. So kalt er scheint, so hat er doch immer mit sich zu kämpfen, daß er so bleibe. Man fühlt es und harret ängstlich, wer in dem Streit siegen werde: der Wille oder die Leidenschaft? O Rose, es ist ein Buch, in dem man

immer lesen könnte, ohne müde zu werden. Man wird weiter und weiter verlockt und weiß nicht, wie und warum; immer umsonst und doch nicht zurückgeschreckt, und darin liegt der Reiz — die Gefahr.“

„Aber Kind, er ist so kalt,“ sagte Rose sanft; „er ist der Liebe nicht fähig.“

„Nein, Rose.“

„Nein?“

„Nein, er liebte vor Jahren. Es ist eine lange Geschichte: sie war seine Cousine, sehr schön und untreu; er zeigte sich hart und mittheilslos. Seine Tante sagte, sie sei aus Kummer gestorben. O! warum sagten seine Tante und Frau von Jussac mir so viel? Warum knüpften sich an ihn seit diesem Tage die freundlichsten Gefühle? Warum konnte ich nicht mehr an seine Härte und Strenge glauben? Er hatte einst geliebt; ich konnte an dem Ernste seines Hasses fühlen, wie tief. Hatte er seitdem geliebt? Sollte er je wieder lieben? Wie war er, als er liebte? — Welches Ansehen gab er sich? — Wie fühlte er? Diese Gedanken beschäftigten und beunruhigten mich lange, ehe ich sagen konnte, warum. Seine Tante hatte zugleich gesagt, kein Weib könne ihn lieben; dies lies mich die Frage aufwerfen, ob dies wohl wahr sei. Hatte sie ihn geliebt — wenn nicht, weshalb starb sie aus Kummer? Hatte er sie wirklich geliebt? Ich glaube, ja; aber wer konnte es sagen? Wohnte diese Marmorruhe, die auf seiner Stierne lag, auch in seinem Herzen? War dort Alles so still, als es dem äußern Auge erschien? War er eine von jenen eisernen Naturen, — denn es gibt solche — welchen ein Wesen, rein wie ein Engel, liebevoll wie ein Weib, schön wie eine Lilie, doch nicht zu rein und schön für die Liebe, ein fleckenloses und doch ächt menschliches Wesen — war er von den Naturen, die solch ein Wesen selbst nicht gewinnen kann; in deren Leben die Frau keine Rolle spielt, sondern blüht und verwelkt in einem Tage, wie kurze Sommerblumen? Ich

sagte bisweilen so; zu andern Zeiten zweifelte ich wieder. Ich wußte, daß er in diesem Schlosse Sainville geliebt. Dieser Gedanke verfolgte mich; der Schatten dieser Liebe, welche in Kummer und Schmerz endigte, ruhte auf dieser Wohnung und den alten Gärten; es stimmte mich oft traurig, wie ich glaubte, um ihretwillen. Es stand dort eine Bank in der Nähe des Flusses, wo er oft saß, bis die Sterne schimmerten. Hatte er an kühlen Sommerabenden vor langen Jahren dort mit ihr gesessen? Es standen Blumen in dem Treibhause, welche er liebte; verband sich mit ihnen die Erinnerung an sie? Hatte sie diese Blumen, die weniger rein, weniger lieblicher als sie waren, gepflegt; und liebte er sie noch um ihretwillen? Welche Gefühle bestürmten ihn, als er in diese Heimath seiner Jugend und seiner ersten Empfindungen zurückkehrte? Hatte ihn der geheimnißvolle Trieb zurückgeführt, welcher uns nach dem Orte zieht, der unsere ersten Freuden, unserer ersten Kummer sah? War ihm ein Bild erschienen, als er über diese Schwelle trat, noch immer schön, trotz der gebrochenen Treue, der verschwundenen Jahre und des dunkeln Schattens eines frühen Grabes? oder hatte er Alles ohne Nührung wieder gesehen? Hatte die Zeit das Ihrige gethan? und ihr Gedächtniß aus seiner Seele verwischt, wie ihre Gestalt aus dem alten Garten verschwunden war, wo ich keine Spur ihres einstigen Daseins mehr fand — wo jede Erinnerung an sie vergangen ist, wie die leichten Spuren ihrer Füße von der Erde. Und dann erwachte wieder der Gedanke: auch ich bin jung, und wenn ich mich nicht sehr täusche, beinahe so schön, als sie einst war; und dieses Haus ist für einige Zeit wenigstens meine Heimath. Sollte mein Schicksal dem ihrigen gleichen? Haben Jugend und Schönheit keine bessere, keine glücklichere Bestimmung? Ist Alles vorbei mit diesen wenigen kurzen Jahren; und wenn die Pforten des Todes sich hinter uns geschlossen haben, sollen wir dann vergessen sein, wie sie es jetzt ist? Sollen die Orte, die wir am

meisten liebten, und die von den herrlichen und glühenden Träumen unserer Jugend erfüllt sind, uns nicht mehr kennen? Und ach, was noch trauriger ist, sollen die Herzen, in denen wir uns eine Heimath gebaut, — sollen auch diese uns vergessen oder unserer nur gedenken, als bloßer, kaum irdischer Schöpfungen eines lange vergessenen Traumes?“

„Stille!“ sagte Rose sanft, „Du sieberst, stille!“

„Rose, laß mich sprechen; ich habe lange geschwiegen, es wird mir gut thun. Ich bin nicht krank, wie Du glaubst. Das Leben war nie wacher in mir, als jetzt. Ich höre mit der größten Schärfe und sehe mit wunderbarer Lebendigkeit. Auch meine inneren Sinne sind wach und frisch. Die Gedanken drängen sich in meinem Geiste und meine Sprache ist klar wie das Licht des Mittags; laß mich sprechen.“

„Dann antworte mir auf eine Frage,“ fuhr Rose fort: „wie konnte dieses tiefe Interesse an einer Fremden Dich nicht aufklären?“

Nathalie schüttelte traurig den Kopf.

„Es geschah nicht.“ antwortete sie, „weil ich einfach, leichtgläubig und unwissend war; ich hatte keine wirkliche Erfahrung, und die Bücher hatten mir keine Belehrung darüber gegeben. Wie geht es zu, Rose, daß man immer in Büchern von der Liebe liest, die das Weib empfängt, und so selten, von der, die sie fühlt. Ich hatte von diesen Dingen geträumt, wie Mädchen träumen; ich habe mich für geliebt gehalten; ich hatte nicht darüber nachgedacht, daß ich selbst auch lieben würde. Ich hatte einen Liebhaber zu meinen Füßen gesehen; es war mir nie in den Sinn gekommen, daß ich vergeblich lieben würde; weil diese Träume alle eitel waren und keiner aus dem Herzen kam. Ich würde vor Charles Marceau auf meiner Hut gewesen sein, weil er mich liebte; aber Herr von Sainville war so gleichgültig und kalt, daß ich nicht entfernt daran dachte, auf meiner Hut vor ihm zu sein.“

Ich hatte nicht den geringsten Einfluß auf ihn, und er, ohne es zu wollen, beherrschte mich vollständig. Ich machte ihn im Geheimen zu meinem Richter. Ich suchte das zu thun, was er billigen, und zu vermeiden, was er mißbilligen würde. Ich lernte Lob und Tadel aus seinen Blicken lesen; und wie oft, wenn ich auf dem Punkte war, etwas Thörichtes zu thun, hat mich dieser Blick fest zurückgehalten.“

„Aber es gab eine Zeit, in der er Dir gleichgültig war,“ beharrte Rose.

„Ach, eine Zeit, die jetzt unbestimmt und halb vergessen vor meinem Blicke liegt wie ein Traum.“

„Du hastest ihn anfangs sehr.“

Nathalie antwortete nicht. Sie saß noch auf dem Rande des Bettes bei ihrer Schwester, den einen Arm um ihren Hals geschlungen und den Kopf an Rosen's Schulter gelehnt. Ihre Augenlieder senkten sich, eine rosige Farbe ergoß sich über ihre Züge, und ihre Lippen zitterten in einem halben Lächeln; dem Lächeln eines Mädchens, das weiß, wie weit klüger sie ist in der Kenntniß des weiblichen Herzens, als die ältere Frau.

„Er mißfiel Dir anfangs,“ wiederholte Rose.

„Woher weißt Du das?“ lautete die leise Antwort.

„Woher! Du sagtest es mir selbst; schmähtest stets über ihn.“

„Und Du vertheidigtest ihn, Rose.“

„Schmähtest Du ihn, um ihn vertheidigen zu hören?“ fragte Rose mit einem plötzlichen Verdacht. „Nathalie! ich hielt Dich für offen und jeder Täuschung unfähig!“

„Rose, sei nicht ärgerlich. Ich wollte nicht Dich, sondern mich täuschen. Bist Du ein Weib und kennst nicht den geheimnißvollen Trieb und den beharrlichen Wunsch, gewisse Dinge für immer in den Tiefen des Herzens zu verbergen?“

Was Rose auch denken mochte, sie wußte wenigstens, daß jetzt nicht die Zeit zu streiten sei. Nathalie fuhr fort:

„Es schien mir immer so hoffnungslos, Rose, daß es nicht schwer war, mich zu täuschen; weil mein Herz nicht hoffen konnte, glaubte ich thörichter Weise, es könne keine Wünsche hegen.“

„Und er stand überdies so hoch über Dir,“ fügte Rose hinzu.

„Es war nicht das,“ rief Nathalle, mit stolzem Eröröthen ausblickend. „Ich könnte den Muth haben, einen König zu lieben, wenn er dessen werth wäre.“

„Aber was zog Dich zu ihm hin?“

„Nichts Besonderes, Rose. Die Liebe ist nicht Eines, sondern ein stiller und geheimer Verein mancherlei Dinge in dem Herzen.“

„Es muß aber doch etwas gewesen sein: was war es?“

„Vielleicht seine Macht: die Kunst, welche er besitzt, Alles, was in seinen Kreis kommt, zu beherrschen, Andere zu zwingen, ihr Herz offen vor ihn zu legen, während er selbst stille bleibt, ja beinahe unbewegt und sein eigenes Geheimniß bewahrt. Vielleicht war es diese Art von Geheimniß, was mich anzog. Es übt einen eigenthümlichen Zauber auf Alle aus; selbst seine einfache und kunstlose Tante fühlte ihn; sie hat oft mit mir von ihm, als „der Person“ gesprochen, welche sie nicht offen zu nennen wagte; und ohne daß sie ahnte, daß ich in dem, was sie mir erzählte, mehr sah, als sie, die gute, einfache Frau, sehen konnte. Ich glaubte oft, es sei eine Verschwörung, nicht der Leute, sondern des Schicksals, mich zu ihm hinzuziehen, und ob ich wollte oder nicht, mich zu zwingen, ihn zu lieben. Seine Tante, seine Schwester, Frau von Jusfac und selbst die thörichte Amanda konnte den Mund nicht öffnen, ohne einzelne Winke fallen zu lassen, die mich ihn für ein lebendiges Räthsel ansehen ließen, — das von manchem geahnt, aber von keinem gelöst werden konnte. Wenn ich hieher kam, sprachst Du immer zuerst von ihm. Deine Tante neckte mich mit seinem Namen, — seinem

Namen, den ich nicht hören oder aussprechen konnte, ohne zu zittern; ich will nicht sagen vor Freude, sondern von einem tieferen Gefühle zwischen Wonne und Schmerz bewegt. So kam es, daß ich anfangs viel an ihn dachte, später immer und daß ich mich am Ende gar nicht mehr darüber wunderte, daß ich beharrlich an ihn dachte. Ach! es ist eine alte Geschichte — die Thorheit des Mädchens endigt in der Liebe der Frau. Ich sehe jetzt, daß das Leben, das ich in dem alten Schlosse führte, in seiner Langeweile die größte Gefahr für mich hatte: was hatte ich zu denken und zu thun, als meine Jugend zu verträumen? Oh! der Tadel falle nur leicht auf die, welchen das äußere Leben so kalt und freudelos erscheint, daß sie ihr Herz und ihre Traumwelt zu ihrer Heimath machen. Ist uns die Wirklichkeit versagt, sollten wir dann nicht mal träumen? Welches Herz von Stein erdachte dies Gesetz zuerst, und welches noch gefühlvollere Herz gehorchte ihm zuerst? Ich sagte, das Leben, das ich dort geführt, sei gefährlich, langweilig gewesen; ich meine äußerlich, denn innerlich war mein Leben nie reicher, thätiger und bewegter. In diesen Träumen, welche einen wunderbaren Roman aus den leichtesten Fäden der Wirklichkeit woben, sah ich oft einen Mann, der Niemanden glich, den ich vorher gesehen, ernst, kalt und unerforschlich; ich gab ihm keinen Namen, nicht mal in meinen Gedanken, aber ich brachte ihn in eingebildete Gefahren, und bemühte mich, zu ahnen, wie ich ihn ertrogen und sie durch die reine Kraft meines Willens beschwören könnte. Ich sah ihn unterdrückt, aber nicht besiegt, verarmt und mißachtet, aber immer noch stolz und herausfordernd. Und dann, als Mißgeschick und Unglück ihn am tiefsten gebeugt, stellte ich eine Frau auf seinen Pfad; ich machte sie nicht schön, fragte mich nicht, wie sie aussah; aber ich legte ihr Glauben, Liebe und Verehrung für ihn in das Herz, und sie saß an der Stelle, wo er vorüber mußte, nicht suchend oder verlockend, sondern geduldig, bescheiden und weiblich. O Rose! wie

geht es zu, daß wenn ich davon spreche, mir dieser Traum des Tages durch das Herz zittert? Wie kommt es, daß ich sie seine Ankunft erwarten sehe, indem sie denkt: „Wird er mich etwas für ihn sein lassen; wird er mich seinen Kummer versüßen und als sein geduldiger, treuer Schatten an seiner Seite durch das Leben wandeln lassen?“ Vergebliche Hoffnung! Er naht sich so stolz, so ungebeugt als je: in seine Gedanken versunken, sieht er sie nicht und geht vorüber. Er sieht sie nicht, obwohl sie manchen Tag hier gesessen und auf seine Ankunft gewartet hat. Rose, ich habe diesen Traum wieder und wieder geträumt und mich gewundert, daß er mich trotz all' seiner Bitterkeit so unendlich anzog. Bisweilen ging es anders; er sah sie, blieb stehen und sprach. „Mein armes Kind,“ fragte er verwundert, „was thun Sie hier? Es sind schon Viele vorübergegangen; auf wen warten Sie, während die Nacht hereinbricht.“ Und wenn er dann sah, daß sie keine Antwort gab, ahnte er die Wahrheit und machte ihr sanfte Vorstellungen. „Wie! Sie warten auf mich? O Mädchen, welche Weisheit hat Sie befallen? Sie wollen mich trösten und vorher wissen Sie, daß ich Kummer habe, der der Linderung bedarf? Sehen Sie mich wohl an: sehe ich aus wie Jemand, der des Weibes pflegender Liebe bedarf? Liebel! Ich glaube nicht daran! es ist eine Thorheit, eine Täuschung, ein Traum; und wenn Sie jung und schön sind, was gilt das mir? Was kümmern ich mich um die Anmuth und Frische der Jugend? Was selbst um die ungesuchte Liebe, die in Ihrem Herzen wohnt? Weiß ich nicht, daß Jugend und Schönheit vergehen? daß Liebe, wie Alles, was geboren ist, sterben muß? Seien Sie vernünftig; denken Sie an etwas Anderes, — vergessen Sie mich.“ Und wenn sie, das unglückliche Mädchen, auf ihrer Thorheit beharrte, wenn sie behauptete, die Liebe, ihre Liebe sei kein Traum — sie werde durch das Leben und jenseit des Grabes dauern, lächelte er mit der Traurigkeit, welche das bessere Wissen gibt, bot ihr ein

freundliches, aber kaltes Liebewohl und ließ sie mit ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung allein. Und wenn auch Alles ein Traum war, diese Sorge, Rose, war wenigstens wirklich, denn es kam ein Tag, wo ich, so blind ich auch war, doch mir gestand, daß er dieser Mann sei und ich, ach! dieses verzweiflungsvolle, ungeliebte Mädchen, um das ich weinte.

„O Rose! Du kannst nicht wissen und weißt nicht, wie seltsam es ist, Jemanden zu lieben, der Dich nicht nur nicht lieben kann, sondern auch an die Liebe nicht glaubt. Bisweilen sagte ich zu mir selbst: „Er ist nicht so sceptisch, als er scheint; ja, ich kann in all' seinen Zweifeln doch ein gewisses Bedauern erkennen; und wenn er könnte, würde er freudig zu der göttlichen Quelle zurückkehren, an der wir in der Jugend trinken; ja, er würde wieder lieben und leben. Daß er an Gott und Ehre glaubt, weiß ich wohl, und daß viel edles Gefühl in seiner Seele und hohe Güte in seinem Herzen wohnt, weiß ich noch besser. Konnte das schwache, treulose Mädchen alle die Liebe gewinnen, deren er fähig ist? Alle?“ Und ihr Bild stieg vor meiner Seele auf, und ich fragte mich, ob sie wirklich so schön war. Ach, ja! wie oft habe ich ihr Bild angeblickt! und war neidisch auf die Schönheit, welche von der Erde verschwunden ist, trotz all' ihrer bezaubernden Frische, um ihn auch jenseits des Grabes noch zu umschweben und ihm jedes andere Weib blaß und matt erscheinen zu lassen. Denn wer konnte sagen, ob nicht der Tod mit wunderbarer Macht seine Liebe zu ihr wieder erweckte, wie er ihr jene ewige Jugend und Anmuth gegeben, welche die Zeit so mitleidlos abgestreift. Andere Frauen mochten schön sein; was galt es ihm? ihre Schönheit mußte vergehen; nur die ihre blieb. O, es gibt seltsame Widersprüche in dem menschlichen Herzen! Er hat sie von sich gestoßen, aber es war dies kein Beweis, daß er sie nicht liebte. Konnte sie ihm nicht werden, was die Erinnerung an das Paradies der sündigen, kummervollen Eva

war? — Grüne, Du immer verlorene, aber mit unsterblicher Schöne umhüllte Dase, welche alle vergänglichen Gärten der Erde zu einer traurigen Wüste macht.

„O Rose! hältst Du mich für wahnsinnig oder versteht Du mich? Kannst Du ahnen, daß die Gedanken, die Zweifel, welche die Liebe foltern, ihr zugleich Nahrung geben? Hätte ich etwas sicher gewußt, so wäre die Hoffnung vielleicht verschwunden; Eitelkeit, oder Stolz hätten mich geheilt. Aber ich wußte Nichts. Ich war auf ein ungewisses Meer hinausgestoßen, jenseits dessen, auf einem fernen Ufer, mir die Hoffnung lachte, o wie schön! Sie winkte und lockte mir durch allen Zweifel und alle Gefahr hindurch! Ich widerstand; ich ließ dem Stolz zu Hülfe; ich sagte, ich wollte Niemanden lieben, der sich nicht um mich kümmere; aber ich wurde wieder weich, und indem ich mir erklärte, daß es zu spät sei, schloß ich meine Augen und überließ mich der Strömung. Es war ein seltsames und gefährliches Vergnügen, mich von der raschen Strömung dahintragen zu lassen, ohne zu wissen, ob sie mich zu dem gesegneten Hafen der Ruhe bringen oder an das falsche Ufer der Verzweiflung schleudern würde. Und so getäuscht durch die Sirene Hoffnung, mehr aber durch mein eigenes Herz, immer noch blind, die schwache Wahrheit vor meinen Augen, überließ ich mich dem Traume meiner Jugend. War dieser Wahn ein verbrecherischer, so war das Erwachen bitter. Bitter war der Tag, an welchem ich fühlte, „ich mag schön sein, ich bin es aber nicht für ihn; ich mag Anderer Blicke ergötzen, aber nicht die Seinen.“ O Rose, darin liegt die Tiefe meiner Verzweiflung, dies ist die ewig neue Quelle meiner bitteren Sorgen; denn wenn ich nicht schön wäre, hätte ich mein Herz mit dem Gedanken nähren können, wie ich ihn wohl gewonnen, wenn mich Gott schön geschaffen; aber nun fühle ich, daß Jugend und Schönheit bei mir vergeblich waren. O warum dies? Warum besitze ich nicht die namenlose Grazie, welche nicht Schön-

heit ist, aber größere Macht besitzt, als diese — den Reiz, der sein stolzes Herz besiegt und es, mochte er wollen oder nicht, zu dem meinen gemacht hätte? Warum konnte mich sein leisestes Wort erröthen und zittern machen, während er unbewegt blieb, auch wenn ich bei ihm war? O! werthlos ist die Schönheit, welche das Auge derer nicht sieht, die wir lieben. O Schwester! Schwester, habe Mitleid mit mir!”

Sie weinte und eine Zeitlang unterbrachen ihre halb unterdrückten Seufzer die Stille des kleinen Zimmers; aber sie wurde bald wieder ruhiger; Rose ergriff nun das Wort.

„Ach!“ sagte sie in sorgenvollem Tone; „ich habe ein neues Blatt in der alten Geschichte der zerstörten Liebe und Jugend gelesen. Ich weiß es, aber es ist hart, ein Wesen täglich in Reinheit und Anmuth zunehmen zu sehen und sich von Anfang sagen zu müssen, was das Ende sein wird.“

Sie schien mit sich selbst zu sprechen und nicht mit Nathalie. Es entstand eine Pause.

„Wußtest Du denn, was das Ende sein wird?“

„Ja, mein Kind. Der Anfang der Geschichte mag variiren: das Ende ist immer das nämliche: Enttäuschung.“

„Aber wußtest Du, wie es in diesem Falle enden würde?“

„Jedermann konnte es wissen. Du noch ein Kind; er so ernst und streng; jedermann konnte es wissen.“

„Wer kann es sagen? Wer weiß?“ murmelte Nathalie in leisem Tone.

„Wie?“ rief Rose ungläubig.

„Wer weiß?“ wiederholte ihre Schwester.

„O Kind, täusche Dich nicht selbst,“ drängte Rose freundlich, „täusche Dich nicht. Glaube mir, ich habe ihn wenig gesehen, aber ich kann Dir sagen: ein Mann, wie er, wird nie ein so junges Mädchen lieben.“

Nathalie erhob den Kopf von Rosens Schulter und

schüttelte ihn, während ihre Lippen sich mit einem gemischten Ausdruck von Kummer und Erlumpf öffneten.

„Du kannst das nicht sagen, Rose,“ rief sie, „Du kannst das nicht sagen; Du sahest nicht jeden Abend in demselben Zimmer mit ihm, Du hast nicht gelernt, den verborgensten Sinn seiner kältesten Töne zu ahnen und die Bedeutung seiner ruhigsten Blicke zu lesen. Du erröthetest nicht über eine Seite, auf die Dein Auge sah, die Du aber nicht lasest, weil Du fühltest, daß Dein Blick noch sicherer jeden flüchtigen Gedanken und jedes Gefühl auf seiner Stirne las. Du hast Dich nicht gegen diese Requisition gesträubt und ihm ins Auge geblickt, um dem freundlichen und doch so bewußten Lächeln zu trotzen, das zu sagen schien: „Keines Mädchens Herz ist mir ein Geheimniß.““

„Wie! so liebt er Dich also!“ unterbrach sie Rose.

„Ach! ich wage das nicht zu sagen,“ antwortete ihre Schwester muthlos, „Gefallen finden und lieben ist sehr von einander verschieden. Er fand Gefallen an mir, ein Gefallen, das vielleicht zur Liebe herangereift wäre, aber er ist streng, ich wurde gewogen, er fand mich zu leicht und verwarf mich, nicht in Worten, aber in der That.“

„Kurz vorher sprachst du von seiner außerordentlichen Gleichgültigkeit.“

„Rose, das Herz hat einen zweifachen Glauben, Verzweiflung und Hoffnung, die oft gleich weit von der Wahrheit entfernt sind. Es glaubt entweder, was es am meisten fürchtet, oder was es am meisten wünscht, daß es wahr sei. Bisweilen sage ich zu mir selbst: „Ich bin toll: er kümmert sich nicht um mich! o Thorheit!“ und zu andern Zeiten flüstert mir die Hoffnung in das Herz: „Warum nicht?“ und sie bittet, mich der sanften Worte, des freundlichen Lächelns, der langen Blicke zu erinnern, die mich noch in der Erinnerung wunderbar ergreifen. Ich fühle, daß All' dies zu berauschend ist, um wahr, und doch wieder zu lebendig, um nur der Traum

eines sehnsüchtigen Herzens zu sein. Ich hätte mehr wissen können, aber Du wirst dich vielleicht wundern, wenn ich dir sage, daß ich nicht mehr wissen wollte. Ich dachte beständig an ihn und vermied doch seine Gegenwart. Ich verbarg mich im Garten, wenn ich wußte, daß er da war; ich wartete im Finstern der Treppe, um ihm nicht zu begegnen. So feck ich bin, so gehöre ich doch nicht zu denen, welche die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich zu ziehen suchen, und der Liebe halbwegs entgegengehen, nach der sie sich sehnen. Wie das Mädchen meines Traumbildes kann ich an der Straße sitzen und in stiller Hoffnung warten und wenn ich auch vor Kummer sterben sollte, ich werde mich nicht einen Schritt bewegen, um ihm zu begegnen, oder ein Wort aussprechen, um ihn anzuhalten. Bisweilen glaubte ich, er sei ungehalten, und zu andern Zeiten glaubte ich wieder, meine Zurückhaltung reize ihn, mißfalle ihm aber nicht."

"Suchte er nicht, Dich häufig zu treffen?" fragte Rose.

"Nein. Er war mein Wirth und vergaß das nie; wenn wir uns aber trafen, schien er etwas gereizt, oder sogar beleidigt, daß ich so gerne die Gelegenheit ergriff, unsere Begegnungen zu kreuzen. Es war nicht Brüderie, und noch weniger Mißtrauen; aber ich hatte eine tödtliche Angst, mich irgend auf eine Art zu verrathen, die ich ewig bereuen würde. Er mag in manchen Dingen edel sein, aber gewiß nicht in allen. Ich sah in ihm stets das eigenthümliche Bestreben hervortreten, so sorgfältig das zu verbergen, was er fühlt, als das zu ergründen, was andre fühlen; wenn er je liebt, muß das Weib sein Herz offen vor ihn legen und mit schwachen Lichtblicken in das seine sich begnügen. Diesem wollte ich mich nicht unterwerfen; hätte er meine Thorheit gesehen, er würde auch gesehen haben, daß ich nicht frühreif und unweiblich bin. Ich hielt mich ferne von ihm; ein Plan, den seine Schwester billigte. Rose, Madame Marceau las in meinem

Herzen, kannte seine Hoffnungen, seine Wünsche; aber sie wußte nichts von seinem Stolz, sonst hätte sie nicht geglaubt, daß ich der Bewachung bedürfte. So fremd war mir der Gedanke, daß zu der Zeit, wo ich am wenigsten Mißtrauen hatte, man mich mißtrauischsten beobachtete. So verfloß der Winter, ich sah ihn täglich: niemals allein; aber das Herz schafft sich seine eigne Einsamkeit. Wenn seine Schwester schlief, oder sich das Ansehen gab, als schlief sie, wenn wir Beide an dem Kamine saßen und still lasen, ging es ihm da, wie mir, und meine Gedanken wanderten von der ungelesenen Seite in jene Traumwelt, welche für mich ein zweites Leben geworden war? — Ach! bis zu dieser Stunde kann ich es nicht sagen. War er nicht ein ernstler Mann, zu ernst für die Gedanken, die ein träumendes Mädchen beschäftigen können? O Rose, ich fürchte, Frauen täuschen sich gar oft in Männern — ich sage nicht immer — weil sie dieselben nach sich selbst beurtheilen und ihnen Gefühlen und Phantasien zuschreiben, welche dem unruhigen Herzen des Weibes allein angehören; aber, wie ich sagte, so verging der Winter. Der Frühling kam, und eines Morgens, als meine Hoffnungen so neu und frisch waren, als die liebliche Lenzzeit, sagte mir Madame Marceau, er habe einen Entschluß gefaßt, oder vielmehr ein Gelübde gethan, nie zu heirathen, was mir ihre Tante bestätigte. Ein Frost befiel mein Herz, doch zweifelte ich noch immer. Ich fragte mich selbst: „halten Männer solche Gelübde, welche Frauen so oft brechen? Wer weiß, ob er, so stolz und kalt er außsieht, es nicht mir Freuden brechen würde?“ Ich konnte dies nur kurze Zeit denken, denn schon am folgenden Tage kehrte Charles Marceau zurück. Ich hatte ein Vorgefühl, daß er mein Unglück werden würde, und beschloß sogleich, zu gehen. Ich traf Herrn von Sainville zufällig in der Bibliothek. Ich konnte kaum wiederholen, was er sagte, und doch dachte

ich damals: „sprechen Männer so zu Frauen, die ihnen gleichgültig sind?“ Trotz meiner Zurückhaltung ließ ich ihn sehen, wie tief mein Glaube an ihn war und er schien sich dieses Vertrauens zu freuen; er erbat und erhielt das Versprechen zu bleiben, das ein noch tieferes Vertrauen in sich barg. O hätte ich daran festgehalten! Rose, wie soll ich Dir das Uebrige erzählen? Du kennst mich; Du weißt, daß ich leichtgläubig bin und jeder Täuschung mich willig hingebende — ach! eine andere Person weiß es auch — aber Du kennst dieses Weib nicht. Sie bat mich, ihren Sohn zu heirathen; er trat ein, um uns zu sagen, daß sein Oheim die Einwilligung gegeben, und diese letztere verwundete mich so tief, daß ich mich selbst zu fragen vergaß, was dieses stolze Weib vermochte, mich zu ihrer Tochter machen zu wollen, wenn sie nicht eine Gefahr fürchtete, die die Verwirklichung aller meiner Träume gewesen wäre. Damals, in meiner Verblüffung, ließ sie mich zum ersten Male sehen, daß sie mich verstand.

„Wie soll ich Dir den Blick ihres forschenden Auges beschreiben, als sie lächelnd sagte, kein Weib könne ein anderes täuschen. Mein Herz lag offen vor ihr, sie konnte mit ihm verfahren, wie sie wollte; und welchen zitternden Nerv berührte sie nicht, um mich zu bewegen, auf ihre Pläne einzugehen?“

„Rose, kannst Du Dir etwas so Grausames denken, als ein Weib gegen das Andere? Sie sprach unbestimmt und in Andeutungen, die mich auf's tiefste verletzten: es sei nicht bloß Zustimmung, sondern Billigung von Seiten ihres Bruders; er habe schon lange diese Heirath gewünscht; er habe oft davon gesprochen; er wäre jedoch für Verzug gewesen, weil er meine Schwäche gekannt und Mitleid mit ihr gehabt; aber ich dürfe mich nicht fürchten — er sei ein Mann von Ehre. Sehr klug wußte sie das, was falsch war, mit dem zu vermischen, wovon ich wußte, daß es wahr sei. In einem unglücklichen Augenblicke entriß sie mir einen bitteren Zweifel an seiner Ehre;

im nächsten Augenblicke war mein Vertrauen zurückgekehrt. Ich erinnerte mich seiner Worte, seiner Blicke; sie waren nicht der Art, wie sie widerstrebendes Mitleid gibt. Ich verstand seine Zurückhaltung; es war nicht Kälte, es war Zartgefühl, was ihn schweigen geheißen hatte. Sollte er der Nebenbuhler seines eigenen Neffen, — des Sohnes seiner sterbenden Schwester werden?

„Er kam herein; und vor seinem ruhigen Blicke und seiner einfachen Rede lag ihre Falschheit offen auf der Hand. Ein Wonnegefühl durchzuckte mich, als er leugnete, daß er mehr als eine passive Einwilligung zu der beabsichtigten Heirath gegeben; als er erklärte, ich sei das letzte Weib, das er seinem Neffen zur Frau gewählt hätte. O Rose! einen Augenblick lang ruhte der Becher des Glückes an meinen Lippen und ich trank gierig von seiner berausenden Flut; aber wie bald entriß ihn mir wieder die grausame Hand. Obgleich sie dadurch den Beweis ihres Verrathes bestätigte, wiederholte sie jedes Wort, das ich unbesonnener Weise geäußert. Er blieb gleichgültig dabei, als sie jenen Angriff auf seine Ehre erwähnte. Mir sank der Muth; sein Blick, seine Miene, Alles, was ich von ihm wußte, sagte mir, mein Urtheil sei für immer gesprochen. Vielleicht glaubst Du, ich hätte damals Schmerz empfunden; ja, einen tiefen, schneidenden Schmerz, in den sich aber Stolz und bitterer Haß wunderbar mischten. Wenn er liebte, war er zu erbarmungslos; wenn er nicht liebte, welches Recht hatte er, sich so stolz und anspruchsvoll zu zeigen? — Er hatte nie um mich geworben, weshalb behandelte er mich nun wie eine Verschmähte? Dieser Gedanke war mir wie der Tod, o! welt bitterer noch. Was ist der Tod? — ein augenblicklicher Schmerz; die Wunden der Liebe und des Stolzes bluten täglich. Und mein Stolz war erregt; ich war in der Stimmung, mir selbst ein Leid anzuthun, um ihm tiefen und schweren Schmerz zu bereiten, — seinen Neffen zu heirathen, für mein ganzes Leben unglücklich zu sein,

um der Geschichte seines Lebens ein neues Blatt des Kammers und der Neue, vielleicht ein zweites und sichereres Gelübde hinzuzufügen. Ich glaubte zu wissen, wo ich ihn verwunden könnte, und beschloß, in seiner Gegenwart die Worte auszusprechen, welche mich verurtheilen sollten, um zu sehen, wie er es ertrüge; ob er zucke oder erröthe, oder erblosse oder sich verriethe; ja, mochte die Aeußerung seiner Gefühle auch noch so schwach sein, ich konnte seine Gedanken daraus errathen.

„Madame Marceau sprach von mir, als von „„ihrer Tochter.““ — „„Also hat sie eingewilligt?““ rief er unwillkürlich und heftete seinen Blick auf mich, um die Antwort in meinen Augen zu lesen. Ich zwang meine Stirne glatt und meinen Blick fest zu sein, mein ganzes Aussehen das Gepräge der Ruhe zu tragen. Ich schien nicht betroffen, wie Jemand, der eine Unwahrheit gehört, sondern so gefaßt, als hätte ich eine Thatsache vernommen. Ach! Rose, wie triumphirte ich einen Augenblick! Er zuckte und, wenn mich das Licht nicht täuschte, erblaßte er sogar. Ich triumphirte, ja, obwohl ich fest entschlossen war, mein Schicksal zu besiegeln, — obwohl mein Herz brach, triumphirte ich doch; denn ich glaubte, daß auch sein Herz, so stolz es sei, lebhaft getroffen war und nicht weniger den Schmerz verschmähter und zurückgestoßener Liebe empfunden habe.“

Die Augen Nathaliens leuchteten; ihre Wangen waren geröthet, ihre Lippen zusammengedrückt, als ob die Leidenschaft jenes Augenblickes wieder in ihr auflebte, während sie sprach.

„Nun?“ sagte Rose theilnehmend. Das Gesicht ihrer Schwester änderte seinen Ausdruck.

„Ach!“ antwortete sie mit tiefer Trauer, „er hat nicht gezuckt, gezittert und ist nicht blaß geworden; er änderte nur seine Stellung — es war nur das zweifelhafte Licht des dunkeln Raumes, was mich täuschte, als es auf seine Züge fiel. Vergebens sah ich ihn an, ver-

gebens suchte ich auf seinen Zügen jene vorübergehende Erregung zu finden: er war versteinert. Jetzt, wenn ich wollte, war der erwartete Augenblick der Rache gekommen. O Rose! was fühlte ich damals! Ich beugte mein Haupt und schloß meine Augen halb, wie Jemand, der über einen Abhang hingehet und weder zur Rechten, noch zur Linken sehen will, weil Sehen unvermeidliches zu Grunde gehen wäre. Ich wollte ihm den Triumph nicht gönnen, mich noch einmal Charles ausschlagen zu hören; ich hatte nicht länger den grausamen Muth, mich selbst zum Glende zu verurtheilen: ich wählte deshalb einen Mittelweg und verlangte Bedenkzeit. Vielleicht dachte ich in der Thorheit meines Herzens daran, ihm Zeit zur Reue zu geben. Thorheit, in der That: denn am selben Tage verließ er auf mehrere Wochen das Schloß, ohne mich zuvor aufzusuchen. Ich war im Salon bei seiner Schwester, und mitleidslos, wie dieses ganze Geschlecht ist, hat sie mich, auf den fernen Hufschlag der Kasse zu hören. Ich lauschte; jeder Ton, welcher mir wie das Grabacläute meiner Hoffnungen klang, ist noch in meinen Ohren. Hat dieser Mann je Interesse für mich gehabt? Ich wußte es damals nicht, ich weiß es noch nicht; aber das weiß ich, daß mir der Muth sank und meine letzte Hoffnung von dieser Stunde an verschwand. Drei Tage lang war ich ziemlich ruhia. Charles Marceau war fort — seine Frau zu werden, schien mir kein so schreckliches Geschick. Am vierten Tage kehrte er jedoch zurück und ich fühlte nicht Gleichgültigkeit, sondern etwas dem Haffe Verwandtes gegen ihn. Wie verabscheute ich dieses dunkle, schöne Gesicht und seine harmonische und wohlklingende Stimme. Ich glaube, er bemerkte es, denn er quälte mich nach Herzenslust; sein Blick verließ mich nie; es war in allem, was er sprach, eine gewisse Doppelzüngigkeit und doch, trotz alle dem, zeigte er auch eine wunderbare Art von Liebe, den Wunsch, zu gefallen, und eine unwillkürliche Huldigung, die mich mehr als Alles reizte. Es war ein

Sag, wie ich vorher keinen verlobt. „„Willst Du diesen Mann heirathen?““ sagte eine innere Stimme zu mir; „„willst Du Dich für Dein ganzes Leben an einen Mann fetten, den Du verabscheust?““ Vergeblich suchte ich nicht darauf zu hören und zu achten, den Stolz aufzufordern, diesen Kampf in meiner Seele niederzuhalten; ich konnte weder den Schrei des Gewissens stillen, noch Ruhe gewinnen. Gegen Abend verließ ich das Schloß und ging nach der Abteikirche. Ich glaubte freier denken und entscheiden zu können, wenn ein heiliger Einfluß den Kampf in meinem Innern dämpfte. Ich kniete, wo Du mich sahst, nieder; aber vergeblich flehte ich um Muth, das zu erfüllen, was ich noch immer für meine Bestimmung hielt; vergebens rief ich den verletzten Stolz zu Hülfe; die heilige Stille des Ortes machte einen peinlichen Eindruck auf mich. Ich war ungehalten über meine eigene Schwäche. Ich beschloß, ein Gelübde zu thun, den Mann zu heirathen, den ich haßte, um den Mann vielleicht zu bestrafen, den ich liebte.“

„Thatest Du dies Gelübde?“ fragte Rose.

„Nein, ich wagte es nicht. Aber ich machte mir selbst ein Omen, nach welchem ich, komme, was da wolle, ausharren wollte. O, Rose, ich bin keine Fatalistin; aber tief fühlen heißt Herz und Seele jedem vorübergehenden Aberglauben hingeben; ich sagte mir selbst, er ist für einige Wochen gegangen, es ist unmöglich, daß er zurückkehre, und weil es unmöglich ist, werfe ich dies zur Bedingung meines Gelübdes auf. Wenn er nicht zurückkehrt, und ich weiß, daß er dies nicht wird, will ich morgen zur Heirath mit seinem Neffen meine Einwilligung geben; wenn er zurückkommt, ist es ein Zeichen, daß ich nicht beharren soll; daß, möge kommen, was da will, Charles Marceau nichts für mich sein dürfe. Ach! ist so der Mensch immer seines Glückes Schmied?“

Rose sah ihre Schwester mit düsterer Strenge an.

„Verstehst Du so das Gebet?“ sagte sie. „O Ma-

thalie, Gebet ist nicht, wie Du meinst, ein Handel mit dem Himmel. Es ist die Vereinigung mit dem Unendlichen und Göttlichen; es ist nicht ein Hängen am Irdischen, sondern ein Aufschwung des Geistes zum Ewigen.“

„Rose.“ antwortete ihre Schwester bekümmert, „Du magst so denken, aber laß die, welche um Erlösung von ihrem Kummer bitten einen andern Glauben haben. Das irrende Kind darf sicherlich beten, daß ihm die Bürde des Glends abgenommen werde. — und haben wir nicht einen Vater voll Zärtlichkeit? Sage mir nicht, daß die schwache Bitte des Sünders nicht ebenso gut erhört werde, als der reine Aufschwung der Seele des Gerechten. In der Verzweiflung eines brechenden Herzens, so schuldig es auch sein mag, ruht eine Stimme, die sich von der Erde erheben und durch die Tiefen des Himmels dringen wird. Wie kannst Du wissen, daß, als ich dort kniete, die Seele, von irdischen Schatten verdunkelt, nicht Gnade gefunden? Was zwischen uns vorgefallen, brauche ich nicht zu erzählen. Ich weiß jetzt, daß Alles, was Du von einer schuldigen Liebe sagtest, als eine feierliche Warnung galt. Du hast kein Mitleid, Rose; kannst Du Dir die Qual denken, die Du mir bereitetest? Du sagtest, er könnte heirathen und ich fragte mich, „warum nicht?“ Ich suchte mir das Aussehen zu geben, als überlegte ich mir den Fall, wenn das Erbe verloren ginge, aber ich hatte ganz andere Gedanken, ganz andere Gefühle. Ich dachte mir, wie er wohl mit der Frau spräche, die er liebte — denn ich wußte, daß er sie lieben würde — und ich nannte diese Frau gesegnet und beneidete sie bereits mit der ganzen Macht und Leidenschaft eines eifersüchtigen Herzens. Und als ob der Becher meiner Leiden noch nicht voll genug wäre, kam mir der quälende Gedanke, ich hätte dieses Weib sein können; es war nur eine Möglichkeit, doch hatte ich sie nicht von mir gestossen. Ich verrieth nichts von dem, was ich fühlte; selbst vor mir würde ich es nicht anerkannt haben. Wir schieden. Ich kehrte in das Schloß

zurück. Als ich jedoch die Thüre erreicht, blieb ich stehen; ich konnte die Schwelle nicht überschreiten, über welcher ich, — wie Dante am Eingang der schreckensvollen Stadt, — die unheilvollen Worte geschrieben sah: „„Laß alle Hoffnung hinter Dir.““

„Ich ging weiter; der Abend war klar und mild; der Weg war bis auf einige verspätete Landleute, welche von der Arbeit zurückkehrten, einsam. Der Mond stand hoch am Himmel; zu meiner Rechten lagen kleine Felder, von einem Walde umgeben, welcher dunkel und in unbestimmten Umrissen sich von dem blauen Himmel abhob; und zu meiner Linken eine Ebene, die sich zu dem Thal hinabsenkte, durch welche der Fluß still dahinströmte. Im tiefsten Schatten konnte ich die kleinen Häuser sehen, die mit ihren weißgewaschenen Wänden und moosigen Dächern in das Wasser hinabzustiegen schienen; und mein Herz schmerzte mich, als ich sagte: „„O, daß eines dieser meine Heimath gewesen wäre, und nicht das stolze Schloß von Sainville.““ Der kühle Hauch der Luft, die Ruhe dieses Abends dämpfte das geheime Fieber meiner Seele. Ich ging immer weiter; ich wollte mich körperlich ermüden. Es gelang mir und ich mußte endlich innehalten und auseruhen. Es stand eine Gruppe Esen an der Seite der Straße; ich setzte mich auf einen Erdhügel in der Nähe nieder. Der Wind wurde stärker und bewegte die Zweige über mir und mit dem leisen Rauschen drängten sich mir Erinnerungen auf, gegen welche ich unaufhörlich ankämpfte und vergeblich ankämpfte. Wie oft war dieser Ton in Sainville, an diesem ruhigen Strome zu meinen Ohren gedrungen? Ich erinnerte mich eines Abends, schön und ruhig wie dieser, als ich mit ihm und seiner Tante an dem Ufer stand. Er sprach mit ihr; ich war einige Schritte hinter ihnen geblieben; er wandte sich plötzlich nach mir um und sein Blick, sein Ton, der dahingleitende Fluß, die rauschende Espe, die ruhige Landschaft drüben — Alles trat im selben Augenblicke

wieder vor meine Seele. O! daß die Vergangenheit nicht vergangen wäre, dachte ich; daß die traurige Gegenwart für mich noch eine unbekante, lächelnde Zukunft wäre. Ich beugte mein Haupt, nicht um zu weinen, sondern weil ich matt, müde und herzkrank war. Ein fernes Geräusch schreckte mich auf; ein Reiter kam langsam den Weg herauf. Ich erhob den Kopf, ohne jedoch aufzublicken. Das Geräusch kam näher; er war es; ich sah ihn, denn das Mondlicht fiel auf sein Gesicht, als er langsam, wenige Schritte von mir entfernt, vorbeiritt. Ich saß nicht im Schatten; dennoch suchte sein Blick mich nicht: er war auf den Horizont geheftet und weilte dort und fiel nicht auf die, welche mit klopfendem Herzen und demüthig auf seinen halb erwarteten Gruß harrete.

„Das war das Zeichen, das ich erbeten und das — o! wie seltsam sind die Vorgefühle des Herzens! — war auch die Erfüllung meines alten Traumes. Ich saß ja am Wege und er kam vorüber. Ich sah ihm nach, als er in der Ferne verschwand und ich dachte, so weit ist es gekommen; er hat so wenig Interesse für mich, daß, wenn er vorüberkömmt, er mich nicht mal erkennt, oder wenn er mich erkennt, sich den Schein gibt, als sähe er mich nicht. Welche Thorheit ließ mich einmal glauben, daß, weil ich ein Herz habe, ich auch das Privilegium hätte, zu fühlen? Warum hat Gott dem Weibe ein Herz voll Liebe gegeben? Warum muß sie, die liebt, schweigend vergehen, während der Mann, dem die Liebe nur ein Zeitvertreib ist, allein sprechen kann? Er ist tief beleidigt; ich habe, nicht zwar seine Neigung, denn diese besaß ich nie, aber seine Freundschaft und Achtung verloren, die ich, ohne mich der falschesten Beurtheilung auszusetzen, nicht wieder zu erwerben suchen darf. Wenn die Gesetze der öffentlichen Meinung so streng und bindend sind, warum darf man nichts ohne Worte sagen? Warum gibt es keine Sprache vom Herzen zum Herzen, so rasch, verschwiegen und wahr, als der Gedanke, der in uns aufsteigt? Warum bin ich

so elend, wo mir so wenig Glück genügt hätte? Ich war weber stolz, noch ehrgeizig. Eines Winterabends, als ich mit selner Tante allein war, kam er zu uns; er setzte sich an ihrer Seite nieder; ich, auf meinem niederen Stuhle, saß gewissermaßen zu den Füßen Beider. Er sprach von seinen Reisen, von manchen fernen Gegenden, von fremden Ländern, die er besucht. Ich lauschte in entzückter, stiller Aufmerksamkeit, denn ich fühlte, daß ich zufrieden wäre, könnte ich so durchs Leben gehen, zu seinen Füßen seinen Worten lauschend. Als ich jedoch der Demuth meiner Liebe dachte, erhob sich plötzlich der Stolz in meinem Innern wieder und ich haßte ihn beinahe in meinem Herzen.

„Ich kehrte nach dem Schlosse zurück und ging nach meinem Zimmer, um mich zum Fortgehen am andern Tage zu rüsten. Du hältst es vielleicht für kindisch, aber ich hätte nicht gewagt, diesem Zeichen meiner eigenen Wahl nicht zu gehorchen. Mein Zimmer war dunkel, aber ein Licht fiel auf den Boden; ich kannte dieses Licht wohl; es kam von dem gegenüberliegenden Fenster. Wie oft hatte ich eitles und leichtgläubiges Mädchen, in dem Schatten verborgen, hinübergesehen, über die Thorheit meiner Träume gelacht und doch hinübergesehen. Jetzt aber wollte ich nicht; jene Zeit war vorbei; ich dachte an sie mit geheimnißvollem Bangen — meine Hand hielt den Vorhang, um auch diesen Lichtschein zu verbannen: welche Macht hielt mich, was bannte mich trotz Zorn und Stolz an diese Stelle? Der alte Zauber hatte sich meiner bemächtigt. Ein dünner Vorhang war zwischen ihm und dem Fenster, aber ich konnte seine Gestalt auf und nieder gehen sehen; er war sehr unruhig; seine Schritte waren ungleich; plötzlich blieb er in der Mitte des Zimmers stehen und verharrte volle fünf Minuten in dieser Stellung; dann setzte er sich nieder; aber er konnte nicht ruhig bleiben und erhob sich sogleich wieder. Niemals zuvor hatte ich ihn so gesehen. Eine Freude, in welche sich ein gewisses Schmerzgefühl mischte, kam über mich.

Er war unglücklich, wenigstens unruhig. Hatte ich irgend welchen Theil daran? Er war noch nicht zur Ruhe gekommen, als ich mich von dem Fenster zurückzog. Welchen Schluß sollte ich aus seiner scheinbaren Aufregung ziehen? welche Bilder sollte ich begrüßen! Vergeblich hatte ich gelitten, vergeblich war der Kummer für mich eine Schule der Erfahrung. O Träume, Träume des Herzens! dauert ihr ewig? Ich schlief nicht bis zum Morgen; ich erwachte früh. Beim hellen Tageslichte lachte ich über die Träume, denen ich mich hingeeben und rief wieder den Stolz zu Hülfe. Ich war bald angekleidet und bereit; ich wollte Niemanden sehen; ich fürchtete alle Erklärungen — ich wünschte, wenn irgeud möglich, daß er glaube, ich wisse nichts von seiner Zukunft. Ich verließ das Haus: es war leicht; ein Diener begegnete mir an der Thüre und schien erstaunt, mich zu so früher Stunde ausgehen zu sehen, aber er sprach nichts; — nicht eine Stimme erhob sich, nicht ein Wort wurde gesprochen, mich in dem mir so unheilvollen Hause zurückzuhalten. Ich fühlte mich sehr unglücklich und verachtet, aber in seltsamem Widerspruch fühlte ich auch, daß ich selbst, wäre es in meiner Macht gelegen, die Blätter nicht aus dem Buche meines Schicksals gerissen, auf welchen die Geschichte meiner Liebe stand. O Rose, ich bin sehr weich; mein Groll ist beinahe verschwunden: der Haß scheint zu ersterben und alles Wohlwollen kehrt zurück. So unglücklich es mich auch gemacht, ich kann dies Gefühl doch nicht bereuen; es hat mich besser gemacht — es hat mir Leben gegeben, das ich bis dahin noch nicht kannte. Ich war zuvor ein Kind, jetzt bin ich ein Weib. Der Kummer wird mich noch mehr reinigen. Ich will aus einem tieferen Grunde handeln, als bisher — ich will leiden und lieben, wenn auch ohne Hoffnung.“

„Und Du willst ihn zum Idole Deines Herzens machen und ihm den Platz einräumen, der Gott allein gehören sollte?“ sagte Rose mit düsterer Strenge.

„Du hast Recht,“ antwortete Nathalie nach kurzer Pause; „aber ach, Rose, was soll ich thun, da ich nicht vergessen kann?“

Sie sprach so demüthig und doch so verzweiflungsvoll, daß ihre Schwester nicht den Muth zu einem Vorwurfe hatte. Sie preßte sie an das Herz und sagte nur:

„Bete!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nathalie besaß durchaus keine Neigung zu Klage und Kummer. Sie war allerdings nicht geduldig: sie lehnte sich oftmals gegen ihr Schicksal auf, aber sie verschmähte, darüber zu klagen. Ihr Charakter war zu feuriger und ungestümer Natur, um in die Schwäche des Grämens zu verfallen.

Sie hatte Rosen ihr Herz ausgeleert, weil es bis zum Ueberfließen voll war; das Bekenntniß hatte ihr Herz erleichtert, nachdem sie aber der Schwester alles und mit der rückhaltlosesten Offenheit erzählt hatte, hielt sie es auch für hinreichend und dachte nicht entfernt daran, noch einmal darauf zurückzukommen. Rose war erstaunt; sie hatte dies nicht erwartet. Sie beobachtete besorgt ihre Schwester; Nathalie war allerdings blaß und schien nicht ganz wohl zu sein; aber ihre Züge waren mehr ernst, als traurig. Als sie am andern Morgen aufstand, sah sie so zerstört aus, wie Jemand, der die ganze Nacht nicht geschlafen, ihre Augen schienen jedoch nicht von Thränen getrübt zu sein, auch trugen ihre blassen Wangen keine Spuren davon. Diese Kraft, die äußeren Zeichen des

Kummers zu unterdrücken, setzten Rosen in Erstaunen. Sie verrieth eine Charakterstärke, welche sie nicht vermuthet hatte. Doch ließ sie diese auch fürchten, daß, was sie nur für eine Mädchenlaune gehalten, eines der tieferen Gefühle sei, deren niedergehaltenes Fieber die reine Frische der Jugend abstreift und die Quelle eines ganzen Daseins vergißet. Am dritten Tage fragte sie Nathalie, wann sie Madame Marceau ihre endliche Entschließung mittheilen werde.

„Wenn die zehn Tage, welche ich forderte, vorüber sind,“ antwortete Nathalie kurz, sichtlich nicht gestimmt, in ein Gespräch über diesen Gegenstand einzugehen.

Dieses stolze und eigensinnige Schweigen beunruhigte endlich Rosen. Sie beschloß, es zu brechen.

„Nathalie,“ sagte sie eines Morgens zu ihr, „Dein Stolz wird Dich noch tödten. Du leidest, aber Du bist zu hochmüthig, zu klagen.“

„Sei ruhig,“ entgegnete Nathalie mit einer nicht ganz von Geringschätzung freien Bewegung, „und fürchte nicht für meine Gesundheit. Verlasse Dich darauf, Rose, der Kummer tödtet nur die, welche geistig und körperlich schwach sind. Die, welche die Kraft zu fühlen haben, haben auch die Kraft zu dulden, zu leiden und weiter zu leben.“

„Aber warum so stolz sein?“

„Ich bin nicht stolz,“ antwortete ihre Schwester ruhig, „aber ich bin auch kein liebefrankes Mädchen. Ich bin einfach eine ungeliebte Frau, welche kein Recht hat, sich zu beklagen. Die schweigend dulden, den Muth gleich einem Mantel um sich schlagen und sagen wird: niemand soll meinen Kummer sehen.“

„Aber ich sehe ihn,“ entgegnete Rose. „Du hast den Schleier vor Deinem Herzen gelüftet und kannst ihn nicht wieder darauf fallen lassen; und wenn Du ihn auch nie erhoben, diesen Schleier, ich würde dennoch hindurch gesehen haben. Siehe dieses Buch an, das Du mir zu Ge-

fallen zu lesen versprochen; es ist noch immer nur das erste Blatt umgewendet; sieh' diese Arbeit, die Du vorgestern angefangen: sie ist noch nicht halb fertig; und doch bist Du sonst fleißiger Natur und lasest außerordentlich gerne."

"Ja, einst, Rose."

"Warum jetzt nicht?"

"Weil Bücher, so vortrefflich sie auch sein mögen, mich nicht aus mir selbst herausbringen oder meines Geistes Heimat sein können. Ich bin an dem Punkte angekommen, wo die Träume des Lebens enden und die Wirklichkeit beginnt, wo der Geist es müde wird, immer nur im Reiche der Phantasie zu träumen und endlich für die Wahrheit zu leben wünscht. Ich weiß, Du glaubst, ich liebe nur das Träumen am Tage und das Romanhafte: Du würdest aber dieser Meinung nicht mehr sein, wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Wahrheit und Wirklichkeit sehne, wie ich danach dürste."

Sie sprach in fieberhaftem Tone und preßte die Hand an die Stirne. Rose beugte sich über sie herab und legte die Hand auf Nathaliens Schulter.

"Du sehnst Dich nach Wahrheit," sagte sie, "wende Dich der göttlichen Wahrheit zu."

Es entstand eine kurze Pause. Nathalie sah endlich in das Antlitz ihrer Schwester, welche sich ruhig über sie herabbeugte; die Augen des jungen Mädchens waren thränenlos, aber tief traurig.

"Rose," antwortete sie düster, "ich weiß, was Du meinst, wie Du weißt, was ich meine. Aber die Wahrheit, nach welcher ich mich sehne, ist leider! nicht die Wahrheit, nach der Du mich hinweist. Was wirst Du von mir denken, wenn ich Dir sage, daß meine Seele, mein Herz, selbst mein Fleisch an dieser Erde hängen; daß ich mich nicht von ihr loszureißen vermag. Ich kenne den göttlichen Meister, zu dessen Füßen Du mich führen willst; ich hörte ihn sagen: „Kommt zu mir alle,

„Wie ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“
 Ich habe gekämpft gegen mein sehrend Herz und seine vergeblichen Wünsche; ich habe meine Seele im Gebete erhoben und die ganze stille Nacht um Hülfe von Oben gebeten, und meine Last wurde nicht von mir genommen und ich habe nicht Ruhe gewonnen.“

„Nehmt kein Trost in der christlichen Ergebung, in dem Worte: das ist Gottes Wille!“

Rose sprach mit ernster Milde; aber Nathalie lächelte etwas bitter.

„Es gibt verschiedene Naturen,“ sagte sie endlich; „einige sind voll Demuth, wie Du, Rose; aber die meine war es nie und ist es nicht. Wann trug ich Kummer geduldig? Ich bin jung, lebhaft und erregbar; das Leben strömt jetzt in seiner stärksten Flut in mir und das ist es, weshalb ich so schmerzlich leide. Wäre ich eine weiche, passive Natur, so würde ich entweder sterben oder vergehen; das letztere wahrscheinlicher; aber da ich bin, wie ich bin, kann ich keines von beiden thun. Ich muß leben, mich erinnern und doch leiden; denn ich gehöre zu jenen rebellischen Geistern, welche sich für das Glück geschaffen glauben.“

„Zweifelt Du an der Güte Gottes, an der Gerechtigkeit der Vorsehung?“ fragte Rose ernst.

„Nein, das wäre gottlos und thöricht; aber anerkennen, daß Gott gut ist, daß seine Vorsehung gerecht, hebt nicht die Bitterkeit meines Kummers auf. Religion und Vernunft sagen mir beide: leide geduldig; in meinem Herzen aber ist eine Stimme, welche sich dagegen empört und unaufhörlich ruft: „Warum, warum muß ich leiden?“

„O Nathalie,“ sagte ihre Schwester sorgenvoll, „Du hast zu viel geträumt, Du hast zu viele von den Büchern gelesen, welche die göttliche Frische des Herzens für immer abstreifen.“

Nathalie schüttelte den Kopf und lächelte.

„Wie seltsam Du sprichst,“ antwortete sie, „man

sollte glauben, die Liebe sei durch die Romane und die Romanschreiber erfunden worden. Würde sie nicht auch ohne sie da sein? Ist sie nicht mehr, als bloß die Schöpfung des Menschen? O Rose! daß Du, trotz Deiner Klugheit in so vielen Dingen nicht einsehst, daß das Herz an und für sich der leidenschaftlichste und gefährlichste Roman ist, daß die Liebe keine Schwäche, sondern das göttlichste Ding ist!"

"Gözendienlerin! Gözendienlerin!" murmelte Rose traurig.

"Ich bin keine Gözendienlerin: die Liebe ist göttlich."

"Aber, Nathalie, wird nicht die Leidenschaft, welche nur das Fieber der Liebe ist, zu häufig mit der Liebe selbst verwechselt, und was ist die reinste Nelkung als der Traum der kurzen Jugendjahre?"

"Wozu würde uns dann das Herz gegeben?"

"Nicht wegen eines Abgottes. Sollen wir immer nur von dem Herzen und nie von der Seele hören? Es ist schön, zwei menschliche Wesen zu sehen, welche sich wahr und zärtlich lieben; aber wenn ich Gözendiener sehe, welche vor Wesen knien, die ebenso schwach und vergänglich sind, als sie selbst, so wende ich kummervoll meinen Blick ab und wünsche ihnen eine reinere Verehrung."

"Aber Du würdest damit dem Leben seine Wärme nehmen," antwortete Nathalie. "Ich habe durch einen zu ruhelosen Geist gelitten, durch ein zu sehnsuchtsvolles Herz, und doch möchte ich meinen Kummer nicht hingeben für ein so ruhiges und leidenschaftsloses Leben, wie Du es uns bereiten willst."

"Und gibt es denn nur ein tiefes Gefühl?" fragte Rose, während eine leichte Röthe über ihre blasse Wange flog; "gibt es denn kein Gefühl, das Pflicht heißt, keinen Drang, diese zu erfüllen?"

"O Rose," sagte Nathalie, ihrer Schwester in das Gesicht blickend, "Du bist vollkommen; aber so zu sein wie Du, alles zu tragen, nichts zu fühlen, wäre für mich

ein lebendiger Tod; ich kann dulden, wenn es sein muß, aber laßt mich wenigstens leben. Glaube mir, wir sind nicht ruhig; Ruhe ist nicht menschlich; Leben ist ein fließender Strom und erzwungene Ruhe erzeugt Stagnation. Wir mögen uns noch so sehr mühen, es zu verbergen, wir tragen in uns den Keim ruheloser Sehnsucht; ein Fieber des Herzens, was nicht heilen kann. Unbestimmte Wünsche nach einem unbestimmten Gute verfolgen uns selbst in unsern glücklichsten Augenblicken. Gibt es Personen, die dies nie gefühlt, deren Freude nie ein Schatten der Trauer überzogen, selbst in ihrer reichsten Fülle; die den Kummer ohne die Bitterkeit der Verzweiflung eines Augenblicks ertragen haben, — gibt es solche, so will ich sie nicht kennen lernen; es sind keine Menschen — sie haben kein Herz.“

Sie sprach mit leidenschaftlicher Wärme.

„O Kind!“ sagte ihre Schwester sorgenvoll, „welch' ein Fieber würdest Du aus dem Leben machen: das Leben ist allerdings ein fließender Strom, aber ein Strom, der uns zu der göttlichen Ruhe des Grabes führt.“

„Die Ruhe des Grabes?“ wiederholte Nathalie; „glaubst Du denn an diese unnatürliche Ruhe, welche alles ist, was wir wirklich von dem Tode wissen? Ich glaube nicht daran, Rose, ich glaube nicht daran. Nein, ich kann nicht denken, daß die wechselvolle Geschichte dieses Lebens mit sechs Fuß Erde endigt und daß unter diesem kalten Steine das Herz stille liegt. Es gibt und muß Gefühle und Leidenschaften geben, welche selbst den Tod überwinden und ihren Triumph über das Grab feiern. Wer ist zurückgekommen und hat uns gesagt, was wirklich stirbt und was fortlebt? Die Seele wirst Du sagen? Ich frage Dich, wer hat Dir gesagt, daß das Herz stirbt? Es kann nicht bloß das Lebensprinzip fortbauern; das Leben selbst, Rose, das gesteigerte, gereinigte Leben, wenn Du willst, muß erhalten bleiben; aber das Leben mit

denselben Gefühlen und glühenden Gedanken, welche einen Theil von seinem Sein hienieden ausmachen."

"Und Du nährst Dich auf diese Weise mit Gedanken an die Ewigkeit Deiner Gefühle," antwortete Rose sorgenvoll, "und Du glaubst, daß Deine Liebe, dieser vergängliche Traum, ewig dauert. Glaube mir — aber Du wirst es mir noch nicht glauben — daß er nur einen Tag dauert."

"Du sagst dies, um mich zu trösten," entgegnete Nathalie und blickte auf; "seltsamer Trost! Sage mir nicht, daß ich jemals geheilt werde, schwäche meinen Glauben an das nicht, was ich fühle. Ich weiß, der Kummer ist schmerzlich, aber der Gedanke, daß unser Kummer, so tief er auch ist, vorübergehen und eine Zeit kommen werde, wo wir über die Vergangenheit lächeln, mag wahr sein, er ist aber zu bitter. Sind wir so schwach, daß unser Schmerz so vergänglich und gebrechlicher Natur sein sollte, wie unser ganzes Wesen? Ich will es nicht glauben, ich will nicht auf die Ewigkeit des Kummers vertrauen, um an die Ewigkeit seiner Quelle glauben zu können; ich will glauben, daß das, was in mir liebt und leidet, nicht das vergängliche Irdische, sondern der unsterbliche Geist ist."

"Gözendenerin, Gözendenerin," murmelte Rose wieder, "glaubst Du, ich sehe nicht, wie alle Deine Gedanken noch bei ihm sind?"

Das Haupt Nathaliens senkte sich und ihre Wangen errötheten.

"Du siehst viel, Rose," antwortete sie in leisem Tone, "aber nicht Alles; Du kannst die Bilder nicht sehen, die mich verfolgen. Wenn ich die Augen schliesse und meine Stirne auf die Hand stütze, so erscheinen Gestalten vor mir. Ich sehe mich selbst Mittags in der Lindenallee sitzen; der Schatten ist so dicht, daß kein Sonnenstrahl hindurch dringen kann; die ganze Allee durchströmt ein grünes, helles Licht, in welchem die sonnige

Landschaft jenseit wie eine lange Linie goldenen und blendenden Lichtes hinter den Stämmen der Linden erscheint. Warum, wirst Du sagen, denkst Du daran? Weil er vorüberkam, als ich dort lesend saß; er hat nicht angehalten, um mit mir zu sprechen; ich habe meine Augen nicht von dem Buche erhoben, aber die Erinnerung an jenen Augenblick lebt noch in mir. Und es ist mit allem so, wobei er irgend eine Rolle spielte. Ich erinnere mich jedes Wortes unserer ersten Begegnung; jedes Vorfalles am ersten Abend im Salon, als der regelmäßige Ton seiner Schritte auf dem Boden sich mit dem Rauschen des Windes und Regens vermischte und ich in meinem Innern dachte, was für ein Mann er wohl sei. Ich weiß jetzt erst, was Erinnerung ist; denn sie bleibt bei mir den ganzen langen Tag und so lange ich bei Nacht wache. Ich bin immer von Bildern der Vergangenheit umgeben, von Blicken, Lächeln und freundlichen Worten, die nimmer wiederkehren werden. Ich sehe Scenen am Kamine im Zwiellichte, ehe die Lampe angezündet war und der rothe Feuerschein auf den Teppich fiel; Garten-scenen mit all' der Wärme, dem Glanze eines Sommermittags treten vor mein Auge, und so stark und lebhaft ist der Eindruck, den ich empfangen, daß, wenn ich aufstehe und dies kalte Zimmer, die traurige Wohnung anblicke, deren Stille nichts als das eintönige Picken der Uhr unterbricht, ich oft mich selbst frage, ist das ein Traum? ist es Wirklichkeit?"

Rose antwortete nicht; das Gespräch stockte und wurde nicht wieder aufgenommen.

Am Vorabend des zehnten Tages, welcher Nathaliens Entscheidung bringen sollte, sprach Amanda unerwartet vor. Madame Marceau, sagte sie, sei um vieles kränker und wünsche augenblicklich Mademoiselle Montolieu bei sich zu sehen. Ja die femme-de-chambre deutete ziemlich deutlich darauf hin, daß ihre Herrin, welche jetzt ihr Zimmer nicht mehr verlasse, dem Tode sehr nahe sei.

Nathalie fühlte sich tief ergriffen, und zögerte keinen Augenblick, ihrem Wunsche zu entsprechen. Anfangs fürchte sie zwar der Gedanke, sie könne entweder Herrn von Sainville oder seinem Neffen begegnen, auf dem Wege nach dem Schlosse theilte jedoch Amanda ihr mit, daß sie beide fort seien.

„Wie! während Madame Marceau so krank ist?“ rief Nathalie mit großem Erstaunen.

„Ja, ist es nicht seltsam?“ rief Amanda, mit einer Lebhaftigkeit, welche zeigte, daß auch ihre Neugierde gerne den Grund gewußt. „Aber es war der Wunsch der gnädigen Frau, ihr eigener Wunsch; diesen Morgen sandte sie Herrn Charles weg, und als der gnädige Herr diesen Nachmittag bei ihr war, ließ sie ihm keine Ruhe, bis er zu gehen versprach, und trotz des drohenden Gewitters sah ich ihn fortreiten, als ich hieher ging.“

Nathalie antwortete nicht; sie begann einzusehen, weshalb Madame Marceau ihren Sohn und Bruder weggeschickt und dies machte sie besorgt um das Resultat ihrer Unterredung. Wenn sie auch allen Groll wegen des Vergangenen unterdrückte, konnte sie doch nicht vergessen, daß die, welche jetzt nach ihr sandte, die Ursache all' ihres Kummers gewesen. In diese Gedanken versunken, ging sie den Weg hinan, welcher von der kleinen Stadt nach dem Schlosse führte. Es war ein düst'rer Abend; eine gewitterschwangere Wolke hing über der Landschaft. Leiser Donner grollte in der Ferne; kein Lüftchen bewegte die Zweige und das Laub der Bäume, welche den Weg zu beiden Seiten beschatteten; über der ganzen Natur lag jene athemlose Stille, welche das Nahen des Gewitters verkündet.

Nathalie wurde augenblicklich nach ihrer Ankunft in das Schlafzimmer von Madame Marceau geführt. Es war ziemlich dunkel; die Vorhänge hielten sorgfältig jeden Lichtstrahl ab; ein blaßes Wachlicht brannte auf einem niederen Tische an dem entferntesten Ende des Zimmers.

Anfangs schien Nathalien alles dunkel, als ihr Auge sich jedoch an das zweifelhafte Licht des Zimmers gewöhnt hatte, erkannte sie allmählig hinter den dicken Damastvorhängen des Bettes das blasse Antlitz von Madame Marceau. Es war noch keine Woche, seit sie sie verlassen und doch fühlte sie sich betroffen bei dem Anblick der geisterhaften Veränderung, welche die wenigen Tage bereits hervorgebracht.

„Sie ist dem Tode nahe,“ dachte Nathalie, als sie zögernd näher trat.

„Ah! Sie sind es!“ rief Madame Marceau sieberhaft, indem sie sich aufzurichten suchte, was ihr jedoch nicht gelang. Sie nahm Amanda's Unterstützung mit sichtbarer Ungeduld und ohne Dank an, indem sie sagte: „Verlassen Sie uns.“

Sie blieben allein. Nathalie hatte noch nicht gesprochen. Der Anblick von Madame Marceau rief ihr zu lebhaft alles ins Gedächtniß zurück, was geschehen. Als sie so am Fuße des Bettes saß, fühlte sie, daß sie in dasselbe mitleidlose Gesicht blicke, das ihr Schicksal entschieden habe. Das Böse an einer Person zu rächen, die dem Ende alles irdischen Guten oder Schlimmen so nahe, schien grausam; aber die Wunde blutete noch immer im Innern und es nicht zu fühlen, lag nicht in ihrer Macht.

„Mademoiselle Montolieu,“ sagte die Kranke nach einigem Schweigen, „darf ich Ihre endliche Entschließung wissen; wollen Sie meinen Sohn heirathen oder nicht?“

„Nein, Madame, ich werde ihn nicht heirathen,“ antwortete Nathalie in leisem, aber entschiedenem Tone.

„Sie werden nicht,“ wiederholte Madame Marceau bitter, „und es brauchte zehn Tage, um zu diesem Entschlusse zu kommen!“

Nathalie antwortete nicht. Ihr Gewissen sagte ihr, daß ihr Benehmen nicht ganz zu rechtfertigen sei, aber sie suchte und wünschte keine Rechtfertigung.

„Nun!“ rief die Kranke scharf, „was haben Sie sonst zu sagen?“

„Nichts, Madame.“

„So glauben Sie uns ungestraft beleidigen zu können, eingebildetes Mädchen!“

Ihre Stirne umwölkte sich; aber Nathalie entgegnete ihr mit festem Blicke:

„Eine Neigung abzuweisen, die ich nicht suchte, ist keine Beleidigung,“ sagte sie in sehr entschledenem Tone.

„O Nathalie, Nathalie,“ rief die Kranke bitter, „Beleidigung wäre nichts; aber Sie haben mir und den Meinen wirklichen Schaden gebracht. An Ihnen haben alle meine Hoffnungen auf die Zukunft Schiffbruch gelitten. Ich hatte meinen Sinn auf eine reiche und brillante Heirath für Charles gesetzt; er würde seine Zustimmung gegeben haben, wäre nicht seine thörichte Liebe zu Ihnen dazwischen getreten.“

„Da diese thörichte Liebe eine hoffnungslose ist, so wird Herr Charles Marceau nun gewiß Ihre Ausichten realisiren,“ sagte Nathalie kalt.

„Ja,“ antwortete die Kranke mit wachsender Bitterkeit; „das wird er; aber welches Mädchen wird sich geschmeichelt fühlen, einen Mann heirathen zu können, den Sie ausgeschlagen?“

Nathalie erröthete, aber sie unterdrückte den Zorn der Entrüstung und sagte bloß:

„Diese Frage darf Sie nicht beunruhigen, Madame; Niemand soll von mir erfahren, daß ich je Gelegenheit hatte, eine solche Partie auszuschlagen.“

„Aber man wird vermuthen und endlich gewiß erfahren. Es wird bekannt werden, daß Sie einen ganzen Winter hier gelebt, daß Sie das Haus verließen, als mein Sohn zurückkam und es freiwillig verließen. Man wird anfangs nur flüstern, dann laut davon sprechen, und endlich die Sache in ganz Sainville, in der ganzen Provinz

wissen; solche Neulgeten wandern rasch von Mund zu Mund."

"Ich beabsichtige ehestens Sainville und die Normandie zu verlassen," antwortete Nathalie ruhig; "wenn ich fort bin, wird die Sache bald vergessen sein."

"Sie wollen uns verlassen!" rief Madame Marceau erfreut; "doch nein," fügte sie mit plötzlichem Zweifel hinzu, "das ist nicht Ihr Ernst."

"Und weshalb nicht, Madame?" fragte Nathalie ernst. —

"Dann reisen Sie jetzt, wenn es Ihr Ernst ist," drängte Madame Marceau mit festem Blicke.

"Ich werde es thun, sobald sich mir die Mittel und eine passende Gelegenheit bieten," war die ruhige Antwort.

"Ich werde Ihnen die Mittel und eine Gelegenheit schaffen," sagte Madame Marceau eifrig.

"Sie, Madame!" rief Nathalie mit großem Erstaunen.

"Ja," antwortete sie in kurzem und fieberhaftem Tone, "ich habe bereits daran gedacht, ich sah Ihre Welgerung voraus; ich sah auch voraus, daß Sainville und die Normandie Ihnen unangenehm sein müßten; ich sorgte deßhalb für Alles. Je früher Sie uns verlassen, desto besser; sehen Sie mich nicht so erstaunt an. Ich sage Ihnen, Sie können heute noch abreisen, wenn es Ihnen beliebt, das heißt, wenn es Ihnen Ernst ist."

Sie hielt athemlos inne; das rasche Sprechen hatte sie erschöpft, nur ihre leuchtenden Augen hasteten noch immer auf dem erstaunten Gesicht des jungen Mädchens.

"Und wenn ich ginge," sagte Nathalie nach einer Pause, "wohin sollte ich mich wenden?"

"Nach dem Süden; Sie sind von dem Süden; Sie müssen den Süden lieben: er ist weit schöner, als diese kalte Normandie. Ich habe eine Freundin im Süden, an welche ich bereits über Sie geschrieben; sie wünscht eine

Gesellschafterin, sie wird Sie lieben und Sie werden ihr gewiß auch gefallen."

Als Nathalie sah, wie weit Madame Marceau mit ihren Plänen bereits vorgeschritten, hielt sie es für passend, ihnen entgegenzutreten.

"Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Freundlichkeit und Besorgtheit," sagte sie ziemlich kalt, „aber ich kann dies nicht annehmen."

Madame Marceau biß sich in die Lippen.

„Weshalb?“ fragte sie.

„Weil ich in keine Familie mehr als Gesellschafterin treten will."

„O! dort ist keine Familie; meine Freundin hat weder Bruder, noch Sohn," sagte Madame Marceau mit offener Bitterkeit.

Nathalie erröthete tief, antwortete jedoch nicht.

„Nun, geben Sie Ihre Zustimmung oder nicht?" fuhr die Kranke fort.

„Ich muß danken."

Obwohl sie gewöhnlich der Bewegung ihrer Gesichtszüge gebieten konnte, diesmal vermochte Madame Marceau die bittere Enttäuschung nicht ganz zu verbergen.

„Dann war es also nicht Ihr Ernst," rief sie, „und Sie sprachen von Abreisen nur, um mir all' dies abzulocken."

„Ich hatte diese Absicht nicht," antwortete Nathalie etwas entrüstet, „und wenn ich von Reisen sprach, so geschah es, weil es meine feste, unwiderrüßliche Absicht ist."

Die letzten Worte sprach sie mit einer schmerzlichen Entschiedenheit, die Madame Marceau verbot, an ihre Wahrheit zu glauben. Sie schien nachzufinnen, dann sagte sie plötzlich:

„Ich glaube an Ihre Aufrichtigkeit, und deshalb fühle ich, Sie können meinen Vorschlag nicht abweisen: nämlich Sainville zu verlassen, sich niederzulassen,

wo Sie wünschen, und für dieses Entgegenkommen eine jährliche Pension von mir anzunehmen. Bedenken Sie, daß ich diesen Vorschlag in meinem eigenen Interesse, nicht in dem Ihren mache; lassen Sie alle Bedenklichkeiten, welche das Zartgefühl etwa haben möchte, bei Seite, und willigen Sie um eines Gefühles willen ein, das die Ehre und der Wunsch Ihnen an die Hand gibt, ein Unglück wieder gut zu machen, von dem Sie wider Willen die Schuld tragen. Wenn Sie dem Verlangen entsprechen und Sainville verlassen, keine Verbindung mit diesem Hause unterhalten und Niemanden Ihren Aufenthalt mittheilen, oder wenigstens Ihrer Schwester — sie ist religiös — das Versprechen zu schreiben abnehmen — so ist noch einige Hoffnung vorhanden, daß diese bereuerwerthe Sache entweder unbekannt bleibt, oder wenigstens bald vergessen wird."

Sie sprach mit fieberhaftem Ernste; Mathalle hörte mit wachsendem Erstaunen zu. Nach kurzem Schweigen, während welches sie den brennenden Blick der Kranken nicht verließ, antwortete sie:

"Madame, das kann nicht sein!"

"Sie weigern sich also? Sie weigern sich wirklich?" rief die Kranke entrüstet.

"Ja, Madame, ich weigere mich."

"Und warum? bitte, warum?"

"Weil ich nicht annehmen kann —"

"Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie mich verbinden würden?"

"Madame, ich bedaure sehr; aber es ist unmöglich!"

"Sie schlagen es ab?"

"Es thut mir außerordentlich leid."

"Nehmen Sie an oder nicht?" Ihre Stimme erhob sich, ihre Züge wurden düsterer und zorniger.

"Nein," antwortete Mathalle ruhig.

"Aber Sie sollen es nicht ausschlagen," rief die Kranke leidenschaftlich. "Ich sage, Sie sollen nicht; ich

sage Ihnen, Sie müssen gehen und Niemand soll erfahren, wohin Sie gehen. Ich bin nicht reich, aber ich will Ihnen alles geben, was ich habe, wenn Sie sich verbindlich machen, uns zu verlassen."

Nathalie konnte ein Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken.

"Madame," sagte sie freundlich, "ich kann in der That Ihren Wünschen nicht entsprechen, aber ich verspreche Ihnen, Sainville sogleich zu verlassen und beschwöre Sie, an andere Dinge in diesem feterlichen Moment zu denken."

"So glauben Sie wohl, ich werde sterben?" antwortete Madame Marceau mit bitterem Lachen, "und Sie sind freundlich genug, es mir zu sagen! Aber meinen Sie," setzte sie mit mattem Blicke hinzu, "ich könnte den Grund Ihrer hartnäckigen Weigerung nicht ahnen? Ich habe Sie täglich beobachtet, beobachtet, wenn Sie es am wenigsten ahnten. Thörichtes Mädchen! glaubten Sie ein Weib tauschen zu können, die noch überdies Mutter ist? Ja, ich kenne Sie," fuhr sie fort, als Nathaliens plötzliche Blässe ihr zeigte, wie empfindlich sie sie getroffen; "ich kenne Ihre Hoffnungen und ehrgeizigen Wünsche; aber niemals, es sei denn, als meines Sohnes Frau, sollen Sie Herrin von Sainville werden."

"Und so nie," rief Nathalie, von diesem Hohn gereizt, "und so nie!"

"Sie lieben meinen Bruder; leugnen Sie es, wenn Sie können! Sie lieben ihn!"

Eine plötzliche Röthe übergoß Nathaliens Gesicht, aber sie stand von ihrem Sitze auf und sahte mit festem Blicke:

"Ich schäme mich dessen nicht; ich laugne nichts ab."

"Ueberreifes Mädchen!" fuhr Madame Marceau bitter fort, "Sie gestehen, daß Sie einen Mann lieben, der Ihr Vater sein könnte, der kein Interesse für sie hat und niemals hatte!"

"Nein, denn er liebte mich und liebt mich noch, so sehr

er es auch zu bekennen vermeidet," rief Mathalie, von einem unwiderstehlichen Drange fortgerissen, mit all' der leidenschaftlichen Glut des warmen Glaubens ihres Herzens.

Madame Marceau sah sie wie erstarrt an.

"Das sagen Sie, das wagen Sie auszusprechen," bemerkte sie endlich. "Mein Bruder Sie lieben, — mein Bruder Sie heirathen? Gut, ich werde ihn fragen."

"Madame, das kann nicht Ihre Absicht sein?" rief Mathalie mit plötzlichem Schrecken.

"Ich bitte um Vergebung; das ist meine Absicht."

"Nein, Sie können nicht so grausam sein, mich zu verrathen," rief Mathalie mit zitternder Aufregung.

"Erfüllen Sie mein Verlangen und ich werde schweigen," fiel die Kranke plötzlich ein.

"Nein," antwortete Mathalie mit großer Energie, „nie; sagen Sie, wiederholen Sie, was Sie wollen, es gilt mir gleich; ich bin stark und sicher in dem Gefühle meiner Reinheit. Ich sprach in einem Augenblicke der Thorheit, aber ich sagte die Wahrheit. Wenn er mich falsch beurtheilt, so vergebe es ihm Gott; mein Gewissen spricht mich frei."

Madame Marceaus Kopf sank in den Stuhl zurück; sie war sehr blaß; ihre Lippen zitterten, ihre Hände zuckten. Mathalie klagelte in ihrer Angst; die Wärterin trat ein, warf einen raschen Blick auf die Kranke und wandte sich dann an Mathalie.

"Was haben Sie hier gethan?" rief sie beinahe ärgerlich.

"Nichts," antwortete Mathalie ernst.

Die Wärterin beachtete sie nicht länger; sie suchte Madame Marceau, die in Ohnmacht gefallen war, wieder zu sich zu bringen, was ihr auch nach einigen Minuten gelang. Mathalie, welche ahnte, daß ihr Anblick nicht wohlthätig auf die Kranke wirken könne, zog sich in die Dunkelheit in einen entfernten Theil des Zimmers zurück.

"Ich fühle mich jetzt besser," sagte Madame Marceau

ziemlich ruhig auf eine Frage der Wärterin; „aber wessen Schritte höre ich auf der Treppe?“ fügte sie unruhig hinzu. Die Thüre öffnete sich, als sie sprach, und Herr von Sainville trat ein.

Nathalie war nicht unvorbereitet auf diesen Augenblick. Sie hatte geglaubt, wenn sie Herrn von Sainville an dem Bette seiner sterbenden Schwester treffe, könnte sie ihn mit Ruhe und Fassung sehen, und nun fand sie, daß dem nicht so sei, daß das Herz nicht immer dem Willen gehorche, daß ihre Wangen sich röthe und ihre Glieder zittern, als ob der Tod nicht existirte, und seine Schatten nicht über die längste und dauernste Liebe werfe.

Ohne sie zu sehen, trat er zu seiner Schwester. Trotz ihrer Schwäche hatte Madame Marceau sich halb aufgerichtet, um zu rufen:

„Armand, Armand! bist Du es? Weßhalb kamst Du zurück?“

„Ich hielt es für das Beste, da das Gewitter immer drohender wird und Du so unwohl bist.“

Madame Marceau sank in den Pfuhl zurück.

„Es ist die Bestimmung des Schicksals,“ murmelte sie wie in Verzweiflung; „ich mag thun, was ich will, es endet so, und Thoren sagen, es gebe keine Vorherbestimmung.“

„Was willst Du sagen, Rosalie?“ fragte ihr Bruder freundlich; „weßhalb beunruhigt Dich meine Rückkehr so sehr?“

Sie antwortete nicht: sie faßte sich jedoch nach und nach wieder und sagte, indem sie sich nach dem Orte wandte, wo Nathalie noch immer stand:

„Petite, ich will Sie nicht länger zurückhalten: ein Gewitter steht am Himmel. Ihre arme Schwester könnte unruhig werden. Guten Abend.“

Einen Augenblick sah Herr von Sainville bestürzt aus, als sein Blick plötzlich auf Nathalie fiel, welche näher

trat, ohne ihn anzusehen; bald aber unterdrückte er das augenblickliche Gefühl und bemerkte ruhig:

„Das Gewitter ist bereits da, Rosalie, und ich kam nur, damit Du Dich nicht fürchtest, herauf.“

Ein Blitz, welchem ein heftiger Donnerschlag folgte, bestätigte diese Versicherung.

Madame Marceau blickte von ihrem Bruder, welcher sich einen Stuhl an das Fußende des Bettes gestellt, nach Nathallen, die an dem Kopfende stand. Ihre Blicke waren von einander abgewandt; waren ihre Herzen vereinigt?

„Es gibt eine Vorherbestimmung!“ murmelte sie wieder.

Sie sagte nichts mehr, sie sah blaß, schwach und erschöpft aus. Nathalie blieb einige Augenblicke in derselben Stellung, dann verließ sie das Zimmer. Auf dem Flure begegnete sie dem Doktor, der in das Krankenzimmer trat, während sie die Thüre zum Salon öffnete. Eine kleine Lampe brannte auf dem Tische; aber Niemand war zugegen; ein Sitz und ein Buch zeigten, daß so eben noch Jemand dagewesen: höchst wahrscheinlich Herr von Salvville. Nathalie wandte sich unruhigen Herzens weg und trat an eines der Fenster; sie zog den Vorhang zurück und blickte unverwandt in das Gewitter hinaus, das die höchste Höhe erreicht hatte. Der Himmel war schwarz, dann und wann nur von einem Blitze durchzuckt: die Allee, der Weg, die Landschaft erschienen für eine Secunde beleuchtet, dann sanken sie plötzlich wieder in ihre Dunkelheit zurück, während der heftige Donner das Haus bis in seine Fundamente zu erschüttern schien.

Eine halbe Stunde war auf diese Weise verflossen, als Amanda eintrat. Sie weinte und sank in einen Stuhl nieder.

„Guter Gott!“ fragte Nathalie, blaßwerdend, „was gibt es?“

„Meine gute Herrin!“ rief Amanda.

„Nun!“ fragte das junge Mädchen athemlos.

„Ach! der Doktor glaubt, daß sie schwerlich diese schreckliche Nacht überleben werde. Ich kam, um es Ihnen zu sagen, da ich Ihr tiefes Gefühl kenne. Ich muß nun gehen und das Stiftsfräulein vorbereiten, welche bald meine einzige Herrin sein wird — wenn nicht der gnädige Herr oder sein Neffe heirathet; das Erstere ist wahrscheinlicher, denn Herr Charles ist noch sehr jung; hat auch, wie man sagt, Herr von Sainville ein Gelübde gethan, so sind ja solche Gelübde nur da, um gebrochen zu werden; und wenn auch manche Männer Weiberhasser sind, so finden sie es doch, wenn es zur Sache kommt, gewöhnlich unanständig, ohne Frau zu leben; und natürlich, da Alles —“

Ein Donnerschlag unterbrach, was sie zu sagen im Begriffe war, sie zitterte und wurde blaß.

„Gott im Himmel!“ rief sie, „ist es nicht grauenvoll?“

„Ich denke nicht an das Wetter,“ sagte Nathalie, „aber ich weiß, daß das Stiftsfräulein sich fürchtet; Sie würden besser thun, zu ihr zu gehen.“

Amanda, welche einen schwachen Thurm für weit weniger sicher hielt, als den Salon, der von einer dichten Mauer umgeben war, gehorchte dem Befehle nur mit großem Widerstreben.

Nathalie blieb wieder allein. Sie war sehr bewegt. Ihre alte Furcht vor dem Gewitter war verschwunden. Eine gewaltigere Macht als die des Blitzes oder Sturmes befand sich jetzt unter diesem Dache; das Gewitter draußen mußte vorüber ziehen und einer inneren Wolke Platz machen: die Macht in diesem Hause verschwand nicht, bis ihre Arbeit gethan, und das Licht, das jetzt nur noch schwach brannte, für immer erloschen war. Die eindrucksvollsten Reden wurden oft schon über die Eitelkeit der Welt gehalten, aber welche Rede ist so mächtig, als der Gedanke — die Nähe oder der Anblick des Todes? Alles, was Rose in ihrer düstern Weisheit ihr vor Augen ge-

führt, trat dem jungen Mädchen wieder entgegen. Was ist die Liebe, wenn das Leben so kurz ist? So seltsam es auch scheinen mochte und namentlich scheint, wenn des Lebens voller Strom noch in uns fließt, auch sie mußte so sterben. Sie erinnerte sich der Worte, die sie noch vor Kurzem gehört: „So frisch und schön Du auch jetzt bist, Du mußt das Schicksal der herrlichsten und lieblichsten Geschöpfe der Erde theilen; auch Du mußt vergehen, erblaffen und sterben.“ Aber ach! jetzt, wie damals, schien ihr der Sinn dieser Worte schwer auf's Herz zu fallen, während der Blick, der Ton, mit welchem sie geäußert wurden, wieder lebendig ihr vor die Seele traten und sie ihr pochendes Herz leidenschaftlich erzittern hörte.

Diese Gedanken zu verbannen, blickte sie noch einmal hinaus. Das Gewitter war vorüber; ein rascher Blitz enthüllte die dunkeln Tiefen des Himmels und der leise murmelnde Donner grollte noch aus der Ferne herauf, wie ein besiegter Feind, der sich langsam zurückzieht. Ein schwerer Regen folgte dem Gewitter; es floß in Strömen nieder und das Rauschen der Fluth erschien Nathallen wie der ferne Ton einer dunkeln Strömung, deren Bogen uns Alle an das unbekante Ziel der letzten Reise bringen soll.

Ein seltsames Gefühl überkam sie. Sie konnte keine Furcht haben: aber ein felerlicher Schauer durchbebte sie: sie fühlte, daß der Tod im Hause sei. Sie verließ das Fenster und setzte sich in den Armstuhl, denselben, in welchem sie an manchem Winterabend sich in ihre wilden Träume gewiegt, die nicht bloß aus der Phantasie, sondern, was noch weit gefährlicher ist, aus dem Herzen kamen. Da saß sie mehre Stunden. Um elf Uhr öffnete sich die Thüre und der Doktor trat ein; er kam langsam näher, schüttelte den Kopf, nahm einen Stuhl, faltete seine Hände, seufzte und sah Nathallen aufmerksam an. Er war ein kleiner, korpulenter Mann, mit einem gutmüthigen, ja sogar heiteren Gesichte, das wenig zu dem Ausdruck des

Ernstes und des Kammers geeignet war. Nathalie, welche sich nicht denken konnte, was er hier wollte, sah ihn überrascht und verlegen an. „Mein Herr,“ sagte sie endlich.

„Ja,“ unterbrach er sie; „ich bin sehr traurig, sehr traurig; aber nicht unerwartet, worin ein großer Trost liegt. Ich sagte es schon vor zehn Tagen.“

Nathalie sah ihn an; er schüttelte den Kopf und schloß die Augen. Sie wurde blaß und fühlte sich so schwach, daß sie sich an dem Arme des Stuhles halten mußte, um nicht umzusinken. Es war also vorüber; sie hatte es erwartet, aber nicht so rasch. Es schien ihr höchst seltsam, daß das Wesen, mit dem sie noch vor wenigen Stunden gesprochen, jetzt schon nichts mehr sein sollte — soweit wenigstens diese Welt reicht. War dies das Resultat all der Pläne, welche bis zum Ende dieses weltliche Herz erfüllt hatten?

Der Doktor, welcher sah, daß das Mädchen, mehr erschrocken, als betrübt war, fuhr fort:

„Ein anderer großer Trost liegt darin: die unglückliche Kranke wußte nichts von ihrem nahen Ende.“

„Sie wußte nichts davon!“ sagte Nathalie mit einem Gefühle von Verachtung, denn sie hielt es, abgesehen von allen religiösen Gefühlen, obwohl ihr diese nicht fremd waren, für feig, so zu sterben.

Und doch ist dies das Ende, welches die Welt für ein Glück betrachtet! Seltsames Glück, welches darin besteht, selbst bis zum Tode getäuscht zu werden. Die Menschheit muß wahrlich tief gesunken sein, wenn man diesen feigen Tod beneidet; man muß in merkwürdiger Unkenntniß von den Rechten der Seele, den Pflichten des Lebens, der Würde der Menschen befangen sein.

„Ja, ein großer Trost,“ fuhr der Doktor fort; „aber, wie gesagt, ich wußte es vorher; von der Nacht an, da man mich so plötzlich holte, wußte ich es und sagte es Herrn von Sainville, wie es gehen würde.“

Nathalie sah auf; sie erinnerte sich der Traurigkeit des Herrn von Sainville in jener Nacht im Garten: das war also der Grund.

„Ich kann mir denken, daß eine so geordnete Dame alle ihre Sachen in dem besten Zustande hinterläßt,“ fuhr der Doktor fort, den nichts verdrießlicher machte, als ein sterbender Patient, der seine Angelegenheiten nicht geordnet. „Es ist ein großer Trost, daß ihr Bruder hier war und sah, daß Alles geschah, was nöthig war, und ein weiterer Trost ist, daß ihr Sohn nicht zugegen gewesen; seinem gefühlvollen Wesen ist ein peinlicher und gewiß unnöthiger Schmerz erspart worden.“

O Kummer, der Du das Herz reinigst und keusch machst, auch Du hast Rechte, die nicht anerkannt und Dir ungerechterweise vorenthalten werden; denn fliehen wir nicht vor Dir, wie vor einem Feinde, dem wir nicht entgegenzutreten wagen, den wir nicht mal zu unterjochen suchen?

Der Doctor sagte noch mancherlei, endlich aber bemerkte er, daß Nathalie ihm nicht mehr zuhörte. Er ging, sie blieb wieder allein, bis Amanda kam, um sie zu fragen, ob sie nicht, da es doch schon zu spät sei, nach Hause zu gehen, in ihrem Zimmer etwas ausruhen wolle. Als das junge Mädchen nach dem Stiftsfräulein fragte, sagte man ihr, daß Tante Madegonde noch nichts wisse, wonach es räthlicher schien, daß sie sich in diesem Augenblick nicht begegneten.

Nathalie ging nach ihrem Thurmzimmer hinauf; wie wenig hatte sie beim Weggehen daran gedacht, je wieder hier zu schlafen. Sie erinnerte sich des Ausrufes von Madame Marceau: „Es gibt eine Vorherbestimmung,“ und in ihres Herzens Aberglauben fragte sie sich, ob ein geheimnißvolles Geschick sie in diese Wohnung zurückziehe, wo ihr das wirkliche Leben zuerst aufgegangen.

Kein Lichtstrahl drang aus dem gegenüberliegenden

Thurmzimmer herüber; aber trotz all' des Grauens und der Feterlichkeit der Stunde konnte das junge Mädchen doch nicht vergessen, daß sie unter demselben Dache mit Madame Marceaus Bruder schlafe und vielmehr ruhe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod ihrer Nichte ergriff das arme Stiftsfräulein sehr. Da sie nichts von Nathaltens Gründen und Gefühlen wußte, so wunderte und beklagte sie sich sehr, daß das junge Mädchen sie am andern Morgen verließ, und beschwor sie mit Bitten, nach dem Begräbniße wieder zu kommen. Nathalie würde sicherlich dieser Bitte nicht nachgegeben haben, wenn nicht Herr von Sainville und sein Neffe auf vierzehn Tage verreist wären; da dies der Fall war, so erfüllte sie den Wunsch.

Am Abend des Tages ihrer Rückkehr zu Madame Labigne fand Rose, als sie ihre Tante verlassen und in das Zimmer trat, Nathallen allein sitzend.

„Ich wußte nicht, daß Du zurückgekommen,“ sagte sie. Nathalie antwortete nicht, sondern sah langsam auf; etwas jedoch in ihrem ganzen Aussehen fiel Rosen so sehr auf, daß sie plößlich stehen blieb, um sie noch aufmerksamer anzusehen. Das junge Mädchen schien sich auskleiden zu wollen, denn ihr aufgelöstes Haar fiel in dichten Flechten um sie her; aber sie hatte mitten in ihrem Thun aufgehört, und saß in den Stuhl zurückgelehnt, die Hände auf den Knien gefaltet; die große Schnuppe an dem Talglicht, das auf dem Tische brannte, zeigte, daß sie

schon lange da war. Sie blickte ihre Schwester zerstreut an.

„Ja, ich bin zurück,“ antwortete sie und verfiel wieder in ihre Träumereien.

Rose warf ihr einen verwunderten Blick zu, machte sich aber im Zimmer zu schaffen. Nathalie rührte sich nicht; fünf Minuten vergingen; Rose sah ihre Schwester wiederholt an, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihrem Blicke zu begegnen, welcher am Boden haftete. Endlich blieb sie vor ihr stehen und sagte mit ihrer leisen, ernstern Stimme: „Kind, was hast Du?“

„Nichts,“ antwortete Nathalie und erhob sich lebhaft.

Rose legte jedoch die Hand auf ihrer Schwester Schulter und fuhr ruhig fort:

„Du kannst mich nicht täuschen; was ist es?“

Sie sah sie unverwandt an, als sie so neben einander in der Mitte des Zimmers standen. Die Augenlieder Nathaliens sanken, die Lippen öffneten sich — nicht zu einem Lächeln, denn so bestimmt war es kaum — sondern zu einem Ausdruck, der so bedeutsam war, so offen die reine Freude eines natürlichen und glücklichen Herzens enthüllte, daß Rose nicht im Unklaren sein konnte.

„Bist Du vergnügt und willst mir nicht sagen, weshalb?“ fragte sie mit einem gewissen Vorwurf.

Nathalie wandte sich lebhaft nach ihr um, und drückte unwillkürlich die Lippen auf die Hand, welche auf ihrer Schulter ruhten, antwortete jedoch nicht. Nachdem sie einen Augenblick gewartet, wollte Rose sich entfernen; ihre Schwester hielt sie jedoch zurück.

„Ich bin vergnügt, Rose,“ sagte sie in leisem und zögerndem Tone, „weil ich glaube, ja, weil ich weiß, daß er nicht aufgehört hat, mich zu achten.“

Sie blickte auf, um zu sehen, wie Rose dies aufnehmen würde; ihre Schwester sah sie ziemlich traurig an.

„Armes Kind! sagte sie in mitleidigem Tone; „nur weil der rauhe, stolze Mann nicht ganz so rauh, nicht

ganz so stolz ist, sahst Du bei meinem Eintreten so glücklich aus?"

Sie seufzte, als sie sprach. Mathalie wandte ihr Gesicht ab; doch selbst durch das herabfallende Haar, das ihre Wangen halb verschleierte, konnte Rose sehen, daß sie tief erröthete. Sie beugte sich nieder und heftete einen festen und ruhigen Blick auf sie, um den Augen des jungen Mädchens zu begegnen, aber so offen Mathaliens Blick auch war, konnte man doch ihre Gedanken nicht immer so leicht darin lesen und in diesem Augenblicke wußte ihn Rose nicht zu deuten.

Das junge Mädchen fühlte dies ohne Zweifel, denn ohne dem Blicke ihrer Schwester auszuweichen, lächelte sie etwas schelmisch.

„Hast Du einen Grund, weshalb Du mir verschweigst, was indessen vorgefallen?“ fragte Rose.

„Nein, Rose,“ antwortete sie zögernd.

Ihre Schwester setzte sich auf den Rand des Bettes, wies ihr den Platz neben ihr an und lauschte.

„Es ist eine lange Geschichte.“

„Gleichviel.“

„Horche! die Abteiuhr schlägt schon zehn, es ist spät.“

„Nicht zu spät, um Dich anzuhören.“

„Aber deine Tante wird böse werden.“

„Wir können leise sprechen.“

Sie wartete, aber Mathalie sprach nicht. Rose fühlte, daß sie fragen mußte.

„Sahst Du Herrn von Sainville?“ fuhr sie fort.

„Ja, ich sah ihn; er und sein Neffe kehrten heute zurück. Ich glaube, sie waren noch nicht lange im Hause und ich war eben im Begriffe zu gehen, als Amanda mich zu fragen kam, ob ich sie nicht in der Bibliothek treffen wollte; ich schloß daraus, daß Charles Marceau noch nichts von meiner Entsendung wisse, und sie vernehmen wolle; was der Oheim jedoch damit zu schaffen, wußte ich nicht, und es ärgerte mich seine Einmischung.“

Da ich jedoch der Begegnung nicht ausweichen wollte, so entsprach ich dem Ersuchen. Sie waren Beide in der Bibliothek — beide in tiefer Trauer, was sie mir fremd machte. Sie standen auf, mich zu empfangen. Herr von Sainville setzte sich nicht wieder. Charles zog dienstfertig einen Stuhl vor mich hin. Ich setzte mich, denn ich fühlte mich sehr schwach und herzkrank. Mein Entschluß war gefaßt; Erklärungen aber sind nur für ruhige und sich selbst beherrschende Leute; belehrt durch die Vergangenheit, fürchtete ich. Es entstand eine Pause. Herr von Sainville war der Erste, welcher sprach; er wandte sich in dem kältesten und ernstesten Tone an mich und entschuldigte seine Gegenwart.

„„Ein ausdrücklicher Wunsch meiner Schwester an dem letzten Abende ihres Lebens““ — sagte er — „„ein Wunsch, den ich zu erfüllen versprach, in den ich jedoch nicht näher einzugehen habe, macht es räthlich, daß ich dieser Erklärung zwischen Ihnen und meinem Neffen anwohne, damit keinerlei Zweifel über das Resultat in mir bleibe. Ich hoffe, Sie werden so freundlich sein, mir zu glauben, wenn ich Sie versichere, daß nur ein Pflichtgefühl und nicht meine Eigenschaft mich mein persönliches Widerstreben in dieser Sache überwinden ließ.““

„„Erlauben Sie mir zu bemerken, Oheim,““ sagte Charles schmeichelnd, „„daß Ihre Gegenwart ein erneuerter Beweis Ihrer früheren Genehmigung und deshalb außerordentlich willkommen ist. Darf ich hoffen, daß Mademoiselle Montolieu diese Gefühle theilt?““

„„Wenn es seine Absicht war, mich gleich von Anfang an aus meiner Fassung zu bringen, so gelang es Charles Marceau vollkommen. Gereizt durch den Ton, den er annahm, bat ich um die Gunst, zu erfahren, was eigentlich der Zweck dieser Unterredung sei.““

„Er schien etwas überrascht.“

„„Ich muß es Ihnen anheimgeben,““ antwortete er endlich, „„mich nicht falsch zu verstehen; aber ich glaube,

Sie werden mit mir einverstanden sein, daß der Tod meiner theuren Mutter den Verzug rätlich und schicklich macht."

"Verzug? Welchen Verzug?" rief ich befremdet.

"Ich weiß es," fuhr er fort, ohne zu antworten, „daß es Einwürfe dagegen gibt; aber ich glaube, es ist ein Zeichen von Achtung, die wir Beide ihrem Andenken schuldig sind."

"Wollen Sie die Güte haben, mein Herr," sagte ich, vom Kopf bis zu dem Fuße zitternd, als ich sprach, „mir zu sagen, was Sie meinen."

„Seine Augen ruhten auf dem Boden; sein ganzer Gesichtsausdruck zeigte Verlegenheit: als er endlich aufsaß, antwortete er ernst:

„Ich fühle, daß ich in einer sehr mißlichen Lage bin, da der Punkt, den ich nun hervorheben muß, mir in Ihrer Meinung sehr schädlich sein kann; und dennoch gestatten Sie mir, zu sagen, daß ich zuversichtlich hoffe, Ueberlegung werde Sie überzeugen, daß eine Rücksicht auf das Andenken der Todten noch keine Gleichgültigkeit gegen die Lebende in sich schließt."

„Er sprach mit großer Fassung und begegnete meinem Blicke mit festem Auge; einen Augenblick war ich selbst verlegen, und fragte mich, in welchem Traume ich befangen sei, aber bald erwachte ich wieder.

„Ich verlange keine Erklärung," rief ich lebhaft. „Was wollen Sie mit diesen seltsamen Worten? Meinen Sie damit, es bestehe ein Vertrag zwischen uns und ersuchen mich um Verzug bezüglich der Erfüllung desselben? Oder ist dies eine neue Täuschung meiner Sinne?"

„Ich verstehe Ihre Ungläubigkeit," sagte er in traurigem Tone, „aber ich bitte, deuten Sie meine Gründe nicht falsch: was diesen Verzug betrifft, so sagen mir meine Gefühle —"

„Gott im Himmel!" unterbrach ich ihn, da mir alle Geduld ausging, „was kümmern mich Ihre Gefühle?"

Die Frage ist nur die, hat ein Vertrag, eine Verpflichtung, ein Versprechen stattgefunden?"

„„Sie zweifeln an meinem Worte, an meiner Ehre, an der Erfüllung eines heiligen Versprechens,“ antwortete er, indem er mich vorwurfsvoll ansah. „Sie kennen mich nicht. Hier, in Gegenwart meines verehrten Oheims, wiederhole ich dies Versprechen. Sie werden nach diesen Worten nicht mehr zweifeln?“

„Ich sah, er wollte sich nicht erklären, oder zu dem wesentlichen Punkte kommen. Es war keine Zeit zum Zögern; ich mußte selbst ins Mittel treten. Ich beherrschte mich so gut als möglich und antwortete:

„Mein Herr, ob mit Willen oder nicht — das weiß Gott allein — sie mißverstehen mich. Ich verlange nicht ein Versprechen, das Sie niemals gaben: ich habe nichts gegen den Aufschub einzuwenden, von dem Sie zu sprechen belieben. Es wurde allerdings eine Verbindung zwischen uns beabsichtigt: aber ich habe niemals eingewilligt und ich füge hinzu, daß eine solche niemals stattfinden wird.“

„„Kann der Haß Sie so weit führen?“ rief er in leisem und mildem Tone.

„Ich erblaßte gewiß; diese ruhige und hingebende Ausdauer befremdete mich.

„„Ich habe keinen Haß,“ antwortete ich; er schüttelte den Kopf, sanft verneinend, „aber ich bitte Sie, sich deutlich zu entsinnen, daß nie und nimmer eine Verpflichtung irgend einer Art zwischen uns bestanden hat, noch gegenwärtig besteht.“

„„Wenn Haß nicht Ihr Beweggrund ist,“ sagte er sehr ernst, „so erlauben Sie mir zu bemerken, daß dies eine seltsame Art ist, eine freiwillige Verbindung zu lösen und zumal, da ich der Letzte gewesen wäre, der in ungebührlicher Weise auf die Erfüllung des Versprechens gedrungen hätte.“

„Ich war etwas erschrocken; er aber wurde in seiner

Falschheit immer ruhiger, und ging mit jedem Augenblicke mehr in den Geist der Rolle ein, die er spielte.

„„Aber es existirt keine Verpflichtung zwischen uns!“ rief ich entrüstet.

„„Sie sagen, es sei nicht Haß?“ fuhr er ruhig fort: „was ist es dann?“

„Ich schwieg.

„„Die Verschiedenheit des Vermögens und Standes?“ fragte er mit einem Lächeln, das ich zu verstehen gelernt und das jetzt bestimmt schien, mich daran zu erinnern, wie wenig ich in meinem Herzen diese soziale Schranke geachtet habe.

„Ich antwortete nicht.

„„Oder der Mangel an gegenseitigen Sympathien?“ fuhr er mit seiner glatten Fronte fort.

„Ich stand auf — ich konnte es nicht länger ertragen — und wandte mich, in ohnmächtigem Zorne glühend, nach ihm um: „Mein Herr,“ sagte ich, „ich wiederhole Ihnen nochmals, daß die Verpflichtung, auf die Sie anspielen, nie bestanden hat. Wenn Sie darauf bestehen wollen, so muß ich mich entfernen: es liegt nicht in meiner Macht, Ihnen Ehre und Wahrheit zu geben.“

„Sein Aug bligte, doch nur einen Augenblick.

„„Geh Sie gehen, Mademoiselle Montolieu,“ sagte Herr von Sainville, der zum ersten Male sich in das Gespräch mischte, „möchte ich sicher erfahren, so daß kein Zweifel oder Mißverständnis mehr obwalten kann, ob Sie sich durchaus weigern, meinen Neffen zu heirathen?“

„Charles Marceau hinderte die Antwort, die ich zu geben im Begriffe war, indem er in seiner glattesten Weise bemerkte: „Geh Mademoiselle Montolieu diese bestimmte Antwort gibt, über deren Natur Sie wohl in sehr geringem Zweifel sein werden, mein Oheim, gestatten Sie mir zu bemerken, daß sie sich selbst nicht hat volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie kann für den Bruch ihrer Verpflichtungen einen weit gewichtigeren Grund an-

geben, als den so eben angedeuteten. Einen Grund, der sie sowohl vor sich selbst, als vor mir rechtfertigt."

"Ich hatte bereits geahnt, daß Charles Marceau wie seine Mutter, die Wahrheit kenne. Ich fühlte, ich sah es jetzt. Unsere Blicke begegneten einander; sein Blick war finster, voll rachsüchtigen Triumphes; ich rührte mich nicht und sprach nicht: aber ein Gefühl der Ohnmacht wandelte mich plötzlich an. Ich wußte nicht, ob er seine Gesinnung ändere oder ob es nur ein Plan sei, mich zu quälen; kurz nach einer Pause fuhr er fort:

"Mademoiselle Montolieu's Grund ist ein Grund, der jede andre Dame in ihrem Falle rechtfertigen würde — Laune."

"Ich fühlte in meinem Herzen, daß Herr von Sainville sich durch solche Worte nicht täuschen lassen könne; er wiederholte jedoch, zu mir gewandt, nur die Frage:

"Darf ich Sie um Ihre Antwort ersuchen?"

"O! Wie schwer war es mir nun, zu antworten. Ich sah Charles an, um zu wissen, was ich von ihm zu hoffen, oder zu fürchten hatte, aber niemals war mir der Ausdruck seiner Gesichtszüge verschlossener gewesen. Es lag eine Sicherheit in seiner Ruhe, die mich beunruhigte. Eine Masse stürmischer Gedanken drängte sich in meinem Kopfe. Ich glaubte nicht an den Edelmut und die Ehre Charles Marceaus. So tief verletzt in seiner Eitelkeit und seinem Stolze, konnte er mich nicht in Gegenwart seines Oheims mit meiner unglückseligen Liebe höhnen? Sollte oder konnte ich sie ableugnen? All' dies durchkreuzte mich mit der Schnelligkeit des Gedankens. Ich antwortete nicht; ich fühlte, wie mir immer heißer wurde und das Blut in die Wangen flog; ich wandte mich nach der Glasthüre, neben welcher ich stand; ich sah nach dem Garten hinaus, ohne etwas zu sehen; meine Stirne rothete heftig, das Zimmer war still und man wartete auf meine Antwort. Ich wandte mich um: Charles Marceau stand neben mir.

„„Das Zimmer ist sehr schwül,“ sagte er mit seinem sanftesten Tone, „ich befürchte, Sie sind unwohl; Sie bedürfen wohl der frischen Luft.“

„Er öffnete die Glashüre. Wir standen beide in ihrer Vertiefung; der Vorhang war absichtlich oder zufällig heruntergelassen, so daß er uns zum Theile verhüllte; Herr von Sainville stand an dem andern Ende des großen Zimmers und konnte nur unvollkommen sehen; Worte, die in leisem Tone gewechselt wurden, konnten sein Ohr nicht erreichen. Ich hatte rasch meinen Entschluß gefaßt. Ich wandte mich an Charles Marceau, entschlossen, das Schlimmste zu erfahren.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte ich kurz.

„„Vielleicht nicht,“ antwortete er mit einem kurzen Lächeln.

„„Ich glaube nicht, daß Sie ernstlich den Wunsch hegen, mich zu heirathen.“

„Er sagte nichts. Ich fuhr fort: „Ich schone Sie, indem ich allen Tadel auf mich nehme.“

„„Und indem Sie mich in die beneidenswerthe Lage eines zurückgewiesenen Freiers stellen; Sie sind zu freundlich,“ antwortete er mit Bitterkeit.

„Ich begann sein Benehmen zu verstehen, ich fuhr jedoch fort: „antworten Sie mir offen, wenn Sie können; wünschen Sie diese Heirath oder nicht?“

„„Nein,“ antwortete er entschieden.

„„Was wollen Sie dann?“

„Er betrachtete mich mit festem Blicke, der mich jedoch nichts ahnen ließ.

„„Handeln Sie, wie Sie wollen,“ sagte er endlich.

„Und wenn ich meine Einwilligung gebe?“

„„Ich verstehe die Herablassung, würde sie wohl aber nicht mehr so hoch schätzen, als früher.“

„„Sie meinen, es wäre jetzt die Reihe an Sie gekommen, abzulehnen?“

„Er verbeugte sich höflich.

„Was werden Sie thun, wenn ich auf meinem Entschluß beharre?“

„Er sah mich erstaunt an.“

„Wirklich, Mademoiselle,“ sagte er sanft, „ich protestire gegen diese Frage; sie enthält einen Zweifel an Ihrer völligen Freiheit. Wenn Sie mich abweisen wollen, so thun Sie es, ich bitte, ich beschwöre Sie darum.“

„Sein Ton, seine Stimme, waren ziemlich offen, aber in seinem Auge las ich die Drohung: „wagen Sie, das zu thun.““

„Ich verstehe,“ sagte ich bitter.

„Ja,“ antwortete er ruhig, „ich glaube, wir verstehen uns.“

„Ich wußte, was er meinte, und drängte unwillig, daß er mich verlassen möge. Er ging, sichtlich unbewegt. Mit einer Ruhe, die ich in der Wirklichkeit nicht besaß, wandte ich mich um und näherte mich dem Tische, an welchem ich zuvor gefessen. Herr von Salville stand noch immer am selben Orte; seine Blicke hafteten am Boden, seine Arme waren über der Brust gekreuzt; er wandte sich langsam nach mir hin, als ich zögernd begann:

„Mein Herr, ich glaube,“ aber hier hielt ich inne. Bedauere mich, Rose; ich war entschlossen, meine Ablehnung der Bitte Charles Marceaus unzweideutig zu erklären, als ich jedoch dies aussprechen wollte, erinnerte ich mich Deiner geheimen Drohung und der Muth sank mir. Was ich fühlte, war keine Sünde, aber ich schauerte vor dem Gedanken, es aussprechen zu hören und, Gott im Himmel von seinen Lippen. Statt der offenen Zurückweisung, die ich beabsichtigt, stammelte ich, um einen Ausweg zu finden: „ich glaube, mein Herr, die Antwort Herrn Charles Marceau überlassen zu können.“ „Ich mußte aufblicken. Sie standen beide vor mir. Ein Strahl des Triumphes lächelte aus den düstern Zügen Charles Marceaus; er betrachtete mich von Kopf bis zu Fuß und sein jubelnder Blick schien zu sagen: „So, stolzes

Mädchen, endlich bist du gedemüthigt.“ Ich war gedemüthigt; und ach! ich fühlte es nur zu tief, um nicht den halb besorgten, halb erstaunten Blick zu vermeiden, welchen Herr von Cainville mir zuwarf.

„Mademoiselle,“ sagte Charles, indem er sich mit einer Höflichkeit verbeugte, die den unverhüllten Triumph nur noch vermehrte, welchen er nicht mal zu verbergen suchte: „ich werde das große Vertrauen zu rechtsfertigen suchen, das Sie in mich gesetzt. Gestatten Sie mir deshalb, mein Herr,“ fügte er hinzu, indem er sich an seinen Oheim wandte, „Ihnen zu sagen, daß, so glücklich ich auch gewesen wäre —“

„Halte ein!“ rief sein Oheim in einem Tone, der, so leise er auch war, doch Gehorsam gebot, „es ist nicht mehr als billig, ehe Du fortfährst, Mademoiselle Montolieu zu fragen, ob ihre zweideutige Antwort so viel heißen sollte, als, sie sei bereit, angenommen oder abgewiesen zu werden, je nachdem es Dir gefällt, sie sei Willens, entweder Deine zurückgewiesene Braut oder Deine Frau zu werden?“

„Er runzelte die Stirne und sprach ernst. Ich schien am Rande eines Abgrundes aus einem Traume zu erwachen.“

„Nein, nein,“ rief ich mit plötzlicher Verzweiflung aus, „ich meinte dies nicht; ich wollte nur sagen, daß Herr Marceau meinen festen Entschluß kenne, ihm niemals anzugehören; ein Entschluß, den ich früher nicht aussprechen wollte, bei dem ich aber, komme, was da will, verharren werde.“

„Sie verharren bei ihm?“ sagte er und biß sich in die Lippen, während er blaß vor Zorn wurde.

„Ich beharre dabei.“ Ich stand bei dem Tische und stützte mich mit der einen Hand darauf; von Kopf bis zu den Füßen zitternd, war ich auf das Schlimmste gefaßt; nicht zu leugnen, sondern zu bulden. Ich sah jedoch bald,

daß ich ihn nicht kannte und daß die Worte, welche ich fürchtete, nicht über seine Lippen kommen würden.

„So sei es denn,“ sagte er kalt, „obgleich die Art und Weise, wie wir zu dem Resultate gekommen, durchaus nichts Angenehmes in sich trug, ist mir dieses selbst doch äußerst befriedigend. Ich sehe, wir sind beide frei, gegenseitig von einem Bande erlöst, das nie hätte geknüpft werden sollen, und welches wir beide im Herzen verabscheut, während mich doch stets ein gewisses Ehrgefühl, zuerst zu brechen, abgehalten haben würde.“

„Mein Herr,“ rief ich, sehr gereizt, „soll ich wieder und wieder erklären, daß niemals eine Verbindung zwischen uns existirte.“

„Er lächelte — ein Lächeln, an welchem nur die Lippen, nicht auch die Augen Theil hatten, aber er sagte nichts, als ob ihm sein Zartgefühl einen Widerspruch verböte.“

„Und ich glaube,“ sagte sein Oheim, „daß diese Gegenbeschuldigung höchst unpassend ist.“

„Gegenbeschuldigung, mein Herr,“ wiederholte Charles, „ich beschwöre, daß ich Mademoiselle Montolieu nie so hoch achtete, als jetzt, da sie so frei und offen meine Bewerbung abgelehnt; nie.“

„Er sprach zu emphatisch, um nicht mehr zu meinen, als er sagte.“

„Genug,“ sagte Herr von Sainville ungeduldig, welchem die Wendung, die das Gespräch genommen, so wenig als mir zuzusagen schien; „ich hoffe, daß jetzt alles vorüber ist.“

„Ja, ganz vorüber,“ antwortete sein Neffe, „nur gestatten Sie mir, zu bemerken, daß wenn die Abweisung von Mademoiselle Montolieu auch von dem Leichtsinne dictirt scheinen mag, ich durchaus diese Meinung nicht zugeben kann. Weit entfernt; ich bin im Gegentheil mit ihrem Benehmen sehr zufrieden und weiß es in seinem ganzen Werthe zu würdigen.“

„Ich wollte gehen, blieb aber bei den Schlußworten plötzlich stehen und trat ihm mit glühenden Wangen und flammendem Blicke gegenüber.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,“ sagte ich, während meine Stimme, trotz all' meiner Bemühung, gefast zu erscheinen, zitterte.

„Er blickte auf mich herab und lächelte; Blick und Lächeln sagten deutlich: „Leugnen ist gewöhnlicher Gebrauch.“

„„Meinetwegen,“ sagte er höflich, „ich will die Sache auf sich beruhen lassen.“

„Ach! was konnte ich sagen; glühende Thränen des Zornes flossen aus meinen Augen, aber ich sprach nicht. Herr von Sainville, der mit Ungeduld und zerstreut im Zimmer auf und abging, wandte sich jetzt nach dem Orte, wo sein Neffe stand und fragte kurz, indem er zu ihm trat:

„„Was meinst Du?“

„Wenn ich Charles Marceau gewesen, ich hätte dem zornigen Blicke nicht gegenüber treten mögen: er aber antwortete hinwerfend:

„„Nichts, mein Herr.“

„„Ich frage Dich nochmals, was meinst Du?“

„Diesmal sprach er ernst. Charles sah auf.

„„Entschuldigen Sie,“ sagte er mit stolzem Lächeln, „aber so gerne ich Ihrer Aufforderung entsprechen möchte, müßte ich doch Manches erwähnen, was Mademoiselle Montolieu Gründe haben mag, nicht hören zu wollen; ein Vertrauen, welches zwischen zwei Personen besteht, kann nicht immer auf eine dritte ausgedehnt werden.“

„Dies stachelte mich auf, machte mich ungehalten und riß mich zur Leidenschaft hin. Du hättest das alles mit engelgleicher Geduld ertragen, Rose, aber es ist entweder ein Temperamentsfehler oder mein Schicksal, daß ich immer gereizt werde, ich gestehe, ich war im höchsten Maße empört und zornig.

„Ich habe kein Geheimniß mit Ihnen,“ rief ich entrüstet, „und habe nichts zu fürchten, was Sie auch sagen mögen.“

„Er sah mich nichts weniger, als freundlich an, aber sich wieder fassend, antwortete er mit der größten Artigkeit:

„Sie haben vollkommen Recht; Sie haben nichts von mir zu fürchten: nichts soll mich, seien Sie davon versichert, veranlassen, ein Wort zu äußern, das Sie verletzen oder beleidigen könnte; ich werde schweigen, stumm sein, wie das Grab.“

„Rose, konnte das nicht selbst einen Hellen aufbringen? Aber ich sagte nichts. Ich fühlte meine vollkommene Hilflosigkeit; ich allein war die Leidenschaftliche; er war ruhig und schlau. Aber ich war weder allein, noch unvertheidigt.

„Wenn Du fortfährst, Beleidigungen auf Mademoiselle Montolieu zu häufen,“ sagte Herr von Sainville, „so muß ich darauf bestehen, endlich zu erfahren, was Du sagen willst.“

„Ich äußerte keine Beleidigungen gegen sie,“ antwortete Charles kalt; „Zartgefühl und Stolz verbieten mir, offener zu sprechen. Ich fordere sie auf, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zu erklären, daß ich gerechtfertigt bin, wenn ich mich durch ihre Abweisung erfreut und erleichtert fühle.“

„Ich frage Dich noch einmal, was Du sagen wolltest?“ rief Herr von Sainville, ohne mir Zeit zu lassen, zu antworten.

„Selbst Ihre Autorität hat Grenzen, mein Herr,“ antwortete Charles, den der Vortheil, welchen ich ihm durch mein Schweigen gab, feck machte.

„Gott im Himmel!“ rief der Oheim zornig, „siehst Du nicht, daß ich hier nicht als eine Autorität, als Oheim oder Vormund, sondern als Mann zum Manne spreche?“

„Dann,“ antwortete sein Neffe mit gleichem Zorne, „weigere ich als Mann dem Manne die Antwort; und

als Mann dem Manne gegenüber frage ich, welches Recht Sie haben, mich so zu fragen? Was gilt es Ihnen, wenn Mademoiselle Montolieu ihre Verbindung mit mir abbricht und wenn ich sie hierin für gerechtfertigt halte?"

"Es hat nie, nie eine Verbindung zwischen uns bestanden," rief ich, entrüstet über dies Beharren auf einer Unwahrheit.

Er wandte sich finster und drohend nach mir um.

"Sie brauchen es nicht mit solchem Unwillen abzulehnen," sagte er mit seinem unheimlichsten Blicke, "denn Sie mögen immerhin wissen, daß diese Verbindung nie zu einer Ehe geführt hätte, die Sie fürchteten und die ich nie gewünscht."

"Ich antwortete nicht; Herr von Sainville kam dahin, wo ich stand; er sah mich nicht an, denn er hatte den Blick auf seinen Neffen geheftet.

"Du hast mich gefragt," sagte er mit einem Ernste, der frei von Zorn war, "weßhalb ich zwischen Dir und dieser jungen Dame einschreite; hätte sie wirklich zu Dir in dem Verhältniß Deiner künftigen Frau gestanden, nichts würde mich vermocht haben, einzuschreiten; aber außer ihrer eignen emphatischen Erklärung, habe ich noch die ausdrückliche Versicherung Deiner verstorbenen Mutter — ich weiß mit einem Wort, daß nie eine Verbindung zwischen Dir und ihr bestanden."

"Aber zugegeben, daß dies ein Beweis wäre," sagte Charles kalt, "so kann ich doch immer noch den Grund dieses Einschreitens nicht begreifen."

"Sie war mein Gast," antwortete Herr von Sainville mit unbeweglichem Ernste; "es ist meine Pflicht, sie gegen geringschätzig Behandlung und unbegründete Anschuldigung zu vertheidigen."

"Und dies, mein Oheim, ist Ihr einziger Grund?" sagte Charles kalt.

"Keineswegs," antwortete sein Oheim ruhig: "Du scheinst noch mehr wissen zu wollen; Du sollst es wissen:"

ich beabsichtige sie zu fragen, ob sie meine Gattin werden will. Dies mag Dir beweisen, weshalb ich so großes Interesse an ihrem unbefleckten Namen nehme."

"Er sprach mit seinem kältesten Tone. Ich bewegte mich nicht und sprach nicht: es war mir, als träumte ich; Herrn von Sainvilles Gesicht war von mir abgewandt, dagegen sah ich in das von Charles Marceau. Er war todtenblaß geworden: Zorn und Scham kämpften mit einander in seinen Zügen; und niemals war er mir so ähnlich mit seiner Mutter erschienen, als in diesem Momente. Einen Augenblick blieb er verlegen, endlich aber bemerkte er mit großer Bitterkeit:

"„Es ist höchst seltsam, mein Herr, daß Sie sich über den Widerwillen wundern, den ich in Rücksicht auf eine Verbindung äußerte, welche, wie ich glaube, für Sie nicht sehr angenehm hätte sein können."

"„Ich freue mich zu erfahren, daß es nur Widerwille war, — ein vollkommen gerechtfertigtes Gefühl, — was Du äußertest," sagte sein Oheim sehr kalt.

"„Mein Herr," antwortete Charles, indem er sich an ihn wandte und in leisem, gemäßigtem Tone sprach: Sie haben von Ihrer vortheilhaften Lage und der Gelegenheit des täglichen Umgangs Gebrauch gemacht, um mir die Neigung eines Mädchens zu entziehen, das ich liebte. Vielleicht freuen Sie sich in der Ueberzeugung, einen jungen und weniger erfahrenen Mann verdrängt zu haben; vielleicht freut sie sich in dem Glauben, endlich von einer reinen Zuneigung, die so lange sie dauerte, aufrichtig war, erlöst zu sein; aber ich kann sagen: wie ich Ihr Temperament und Ihren Charakter kenne, so wird sie in Ihnen ebensowenig die Unterwürfigkeit finden, die sie von mir gefordert; wie ich sie kenne, so werden Sie bald müde sein, ihrer Eitelkeit und Laune zu schmeicheln; ich kann es deshalb der Zeit überlassen, mich zu rächen und Sie zu strafen."

„Du sagst, ich hätte Dich verdrängt,“ antwortete sein Oheim, nicht ohne Verachtung; „so wisse denn, daß ein Weib, das nur einen Tag lang Dir ihre Zuneigung geschenkt, für mich immer eine Fremde gewesen wäre. Was Deine Prophezeiungen betrifft,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „so kannst Du von einer Zukunft nichts wissen, die für mich noch ein Geheimniß ist.“

„Und über die Sie noch sehr im Zweifel sind,“ bemerkte Charles bitter.

„Niemand antwortete. Herr von Sainville bewegte sich nicht und sah mich ebensowenig an. Eine glühende Röthe überzog mein Gesicht; die Glasthüre stand noch offen, ich ging hinaus, ohne mich umzusehen. Ich schritt weiter. Ich glaube, die Sonne ging im Westen unter und eine goldene Glut erfüllte die lange Lindenallee; aber ich sah weder Erde, noch Himmel; mein Kopf schwindelte; ich wußte nicht, worauf ich ging; ein Rauschen betäubte meine Ohren; durch meine Adern floß Feuer; ich wußte nichts sicher, als daß mein Herz in rascheren Schlägen pochte. Als ich endlich stehen blieb, befand ich mich in der Nische der schlafenden Nymphe, an jenem Orte, vor welchem er mich einst gewarnt, und wo, wie er sagte, der Schatten des Todes — ich weiß, welchen Schatten er meinte, — noch ruhe. Dieser Ort lag auf meinem Wege; nichts konnte natürlicher sein, als daß ich dort hin kam: und doch fühlte ich unwillkürlich eine große Bangigkeit. Bin ich abergläubisch geworden? Ist der Glaube an Zeichen und Vorbedeutungen Aberglauben? Gibt es gewisse Momente der Aufregung, wo man Offenbarungen lebhafter aufnimmt, die man in ruhigerer Stimmung kaum beachtet? Ich weiß es nicht. Obwohl ich dies unbestimmte Gefühl hatte, trat ich, wie von einem Instinkte getrieben, der mich immer wieder hieherführte, in die Nische. Ich setzte mich auf die steinerne Bank, die Kühle des Springbrunnens that mir wohl. Ich stand dort, bis die Sonne untergegangen war; als ich mich er-

hob und wegging, blieb ich verdrüsslich plötzlich stehen. Herr von Sainville trat ein. Ich sah dies nicht gerne; denn ich fühlte in meinem Herzen, daß ich nicht hierhergegangen sei, damit man mir folge; ob er es merkte, ich weiß es nicht. Er wandte sich mit seiner gewöhnlichen Fassung, ja kälter, als sonst an mich. Nachdem er bei seiner Tante erfahren, daß es meine Absicht sei, noch diesen Abend das Haus zu verlassen und sich zugleich vergewissert hatte, daß ich nicht gegangen, schloß er daraus, daß ich in dem Garten sei, und da er mich zu sprechen wünsche, habe er mich hier aufgesucht. Es liegt etwas sehr Kaltes in solchen methodischen Auseinandersetzungen. Ich konnte mich nicht wohl weigern, ihn anzuhören, aber ich fühlte, daß ich vor ihm auf dem Rasen so kalt und gleichgültig, wie die Nymphe in ihrer Nische, stehe. Er sah einen Augenblick in Gedanken vor sich hin und sagte dann:

„Ich fand meine Tante ganz untröstlich über den Gedanken, daß Sie gehen wollen, sie hängt außerordentlich an Ihnen.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete ich etwas überrascht, „ich glaube dies auch.“

„Und ich glaube,“ fuhr er fort, „daß auch Sie an ihr hängen.“

„O ja, natürlich.“

„Sie haben ein freundliches Herz und sind für Liebe sehr empfänglich.“

„Nicht so empfänglich,“ antwortete ich etwas spitzig, denn in meiner Stimmung nahm ich dies für einen Wink und somit für eine Art Beleidigung.“

„Gewiß,“ sagte er, indem er mich erstaunt ansah, „es soll durchaus keine Beleidigung darin liegen.“

„Ich antwortete nicht.“

„Ich spielte darauf an,“ fuhr er fort, „weil ich Sie veranlassen möchte, bei meiner Tante in Sainville zu bleiben.“

„Es ist durchaus unmöglich,“ antwortete ich lebhaft.

„„Weshalb?“ brängte er, „ist es noch der frühere Grund, der Sie daran hindert? So wissen Sie denn, daß Charles das Schloß verlassen und nicht so bald zurückkehren wird.“ Ich hatte es erwartet und doch überraschte es mich. Ich darf sagen, er ahnte, was ich fühlte, denn er fügte ruhig hinzu:

„„Wir scheiden nicht im Zorne. Wenn Charles — was selten vorkommt, — sich nicht von seinem Temperamente hinreißen läßt, ist er ein sehr gefühlvoller junger Mann. Als er den Inhalt meiner letzten Unterredung mit seiner Mutter erfuhr, wurde er ganz ergeben in sein Schicksal.“

„„Ich schloß bei mir — und ich glaube, ich war der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, daß Madame Marceau, als sie alle ihre Pläne mißlingen sah, sich der Gnade ihres Bruders ergeben; ihr Sohn hatte deshalb Grund genug zur Resignation. „Sie sehen,“ fuhr er fort, daß dieser Einwand gänzlich beseitigt ist.“

„„Ich kann nicht bleiben, mein Herr,“ sagte ich, durch dieses Drängen belästigt.

„„Aber, wenn Sie uns verlassen,“ begann er wieder, „denken Sie doch, wie traurig es für meine arme Tante sein würde, wenn ich abwesend bin, was oft vorkommen kann; denken Sie, wie einsam der Garten wird! Wer wird nach Ihren Blumen im Treibhause sehen, oder in der Lindenallee sitzen? Ja selbst die Treppe wird Ihren Tritt vermiffen, der immer lebhaft und ungeduldig, wie Sie selbst, war.“

Er sprach in leisem, freundlichem Tone; aber ich war nicht in der Stimmung, mich erweichen zu lassen und antwortete kalt:

„„Frau von Sainville wird leicht eine andere Gesellschafterin finden.“

„„Keine, die sie so sehr liebte. — Kann ich Sie überreden?“ Ich schüttelte den Kopf.

„„Was haben Sie dagegen einzuwenden?“

Ich antwortete nicht.

„„Es kann Sie doch unmöglich die Anwesenheit eines Mannes hindern, der alt genug ist, um Ihr Vater sein zu können.“

„Und kalt genug,“ dachte ich, antwortete jedoch hinwerfend:

„„Durchaus nicht!“

„„Uebrigens werde ich sehr wenig zu Hause sein. Ich beabsichtige eine lange Reise: zuerst nach Italien, das ich nie gesehen, dann dem mittelländischen Meere entlang, das ich kaum kenne, und von da nach Spanien, wohin ich mich sehr sehne. Wie gefällt Ihnen dieses itinéraire?“

„Er sah mich an, ich war jedoch auf meiner Hut und begegnete gefaßt seinem Blicke:“

„Reizend,“ antwortete ich, überzeugt, daß er dies nur sagte, um mich zu ärgern, und entschlossen, ihm zu zeigen, daß es ihm nicht so leicht gelinge.

„„Ist das Alles, was Sie zu sagen haben?“ fragte er nach einer Pause.

„„Ich kann nur den gewöhnlichen Wunsch hinzufügen: bon voyage.“

„„Wirklich,“ sagte er und sah etwas pikirt aus.

„„Aber Sie bleiben hier bei meiner Tante,“ fügte er hinzu.

„„Nein, mein Herr.“

„„Weshalb?“

„„Weil ich nicht will.“

„„Ein ächter Weibergrund, und doch weiß ich, daß Sie Sainville von Herzensgrund lieben.“

„„Das ist nicht wahr,“ rief ich beinahe ärgerlich.

„Er lächelte und setzte sich dadurch wieder in vortheilhafte Lage.“

„„Und was hat Ihnen dieses arme Schloß gethan?“ fragte er.

„Ich antwortete nicht, sondern machte eine Bewegung, um an ihm vorüberzukommen, — er hatte die ganze

Zelt an dem Eingang in dem Halbkreis gestanden. Er ließ mich nicht gehen, sondern hielt mich zurück und sagte in leiserem und verändertem Tone:

„Wollen Sie mich anhören?“

Nathalie hielt in ihrer Erzählung inne, und ihre Schwester konnte fühlen, wie sie zitterte.

„Frierst Du?“ fragte sie: „weßhalb schweigst Du?“

„Weil dieser Augenblick, Rose, während ich spreche, wieder in mir aufzuleben scheint, ich zitterte damals von Kopf bis zu den Füßen. Er sagte wieder: „wollen Sie mich anhören?“ aber ich antwortete nicht, ich konnte nicht sprechen: mein Herz pochte laut; nicht aus Furcht, wie es schien, doch war es auch nicht Hoffnung. Er fragte wiederum, ob ich ihn anhören wolle, und ich schwieg noch immer.“

„O Kind, Kind!“ rief er in einem Tone des Vorwurfs, „Sie sehen wohl, daß wir so nicht scheiden können. Kennen Sie bereits Ihre Macht, daß Sie auf diese Weise mit mir scherzen? Ist es Groll oder Laune? Oder wissen Sie wirklich so wenig, was das Weib sonst so gut weiß?“

„Nun?“ fragte Rose, als ihre Schwester wieder innehielt.

„O Rose, warum wiederholen, was ein so ernster Charakter, wie Du, nur für Thorheit halten würde?“

„Antwortetest Du ihm?“ fragte Rose, ohne den Einwurf zu beachten.

„Nein.“

„Und was sagte er?“

Eine tiefere Röthe übergieß die Züge des jungen Mädchens, dessen Kopf noch auf der Schulter seiner Schwester ruhte. Sie zögerte und sprach leiser, als sie antwortete:

„Er sagte mir, daß er mich liebe; nicht ein, oder zweimal sagte er mir es, sondern immer und immer wieder; ach, oftmals. Sein Blick, seine Stimme, sein Ton veränderte sich. Als die eindringlichen und leidenschaft-

lichen Töne mein Ohr berührten, war es mir, als ob die Pulse meines Herzens einen Augenblick stille ständen; ich wußte nicht, ob ich athme oder lebe; es war mir, als ob die Außenwelt verschwunden, — als ob ich in einer neuen und unbekanntem Gegend sei; Alles rings um mich her war unsichtbar für mich; nur ein entzückender Gedanke lebte in mir. Wir standen an dem ruhigen Plätzchen, getrennt, aber Gesicht gegen Gesicht; er sprach, ich lauschte; der Mond war am Horizonte erschienen; über Alles rings umher ergoß sich sein mildes, blasses Licht; die dunkeln Cypressen stiegen zum blauen Himmel auf, und ihr leises Rauschen vermischte sich mit dem Gemurmel des Springbrunnens. Diese Freude gleicht der Trauer, denn als ich da stand, überkam mich plötzlich das Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen, und in der Thorheit und dem Wahne meines Herzens flehte ich, daß dieser Augenblick ewig dauern möge.“

„War das Alles?“ fragte Rose, „sagte er nicht mehr?“

„Er sagte weit mehr, Rose, manches von der Vergangenheit, und daß kein Mißverständnis mehr zwischen uns sei. O! wie freundlich und zärtlich sprach er. Und als er aufhörte, legte er seine Hand auf meinen Kopf, sanft, aber doch fest, als ob er durch diesen Act mich für ewig zu der Seinen machen wollte. — Ich sah auf, es lag keine Ablehnung auf meinen Lippen, keine in meinem Herzen; und doch fühlte ich mich durch eine Gewalt besiegt, der ich blindlings gehorchte und die ich ebenso blind liebte. O Rose, das sah Deiner aufrührerischen Schwester sehr wenig gleich. Wie hätte ich je geglaubt, was nun doch volle Wahrheit geworden: daß es mich freuen würde, nachzugeben und abhängig zu sein?“

„Was sagte er sonst noch?“ fragte Rose, als Nathalie wieder schwieg.

Es entstand eine kurze Pause.

„Gleichviel, was er sprach, Rose. Ach! ich glaube,

der Liebe Sprache sollte niemals wiederholt werden. Was das gegenseitige, leidenschaftliche Entzücken zweier Herzen war, läßt einen Dritten kalt und unbewegt. Ich wage gar nicht, Dir alles zu erzählen, was er sagte, und was ich mit abgewandtem Blick und klopfendem Herzen hörte. Du würdest mich sicher für sehr thöricht und ihn für sehr klug halten; doch will ich Dir dies sagen, Rose, weil es die Freude und das Entzücken meines ganzen Wesens ist, wenn ich es auch nur von meinen eigenen Lippen höre: er liebt mich, ja, er liebt mich. Denke von mir, was Du willst, Rose, ich gestehe Dir: als ich so da stand, während er sprach, empfand ich eine ganz eigene Freude, die ich nicht schildern kann, daß sie, um deretwillen er diesen Platz immer gemieden — sie, deren Bild einst zwischen uns trat und die Worte auf seinen Lippen ersticken machte, — sie, das schöne, das liebliche Mädchen, die Leidenschaft seiner Jugend, aus seiner Erinnerung geschwunden und vergessen in ihrem Grabe lag, während ich allein geliebt war und in seiner Erinnerung lebte. O, ja, er liebt mit Leidenschaft, Ehre, Wahrheit und Innigkeit, die sich alle in einem tiefen und heiligen Gefühle verschmelzen. Sagte ich jemals, daß er kalt sei? Dann glaube es nicht, oder glaube mir vielmehr, wenn ich Dir sage, die Kälte seiner Jahre liegt in seinem Blicke, auf seiner Stirne, Rose, aber nicht in seinem Herzen. Da ist Wärme, das heilige Feuer der Jugend glüht dort noch hell und leuchtend. Du seufzest, schilt nicht; lächle nicht ein Wort, meinen Traum zu zerstören — der, wenn je ein Traum, doch rein und entzückend ist. Ich bin jung und in der Jugend ist das Leben süß; ich hatte mich gewundert, wie man es je traurig nennen konnte; ich habe mich des Bewußtseins meines Daseins mit dem leichten, erhebenden Gefühl und der namenlosen Lust gefreut, welche in dem Herzen erwachen, wenn wir in dem ersten Frühling und der Frische der Jahre stehen; aber ich habe gelebt, um zu erfahren, daß lieben und geliebt werden eine

tieferer Freude und ein höheres Glück ist. Nenne mich thöricht, wenn Du willst, aber suche mich nicht zu enttäuschen; ich würde Dir nicht glauben, Rose. Ein unbegrenzter und heiliger Glaube lebt in meinem Herzen. Ich war nicht betrübt, als ich diesen Abend von ihm Abschied nahm, obwohl ich wußte, daß wir uns nicht so bald wiedersehen würden. Ich würde in der Fülle meiner Freude nicht gefühlt haben, welcher Schmerz in der Trennung für eine große Reife gelegen. Für mich gibt es keine Zeit mehr; es ist mir, als ob Kummer, Trennung und Alles, was das Herz fürchtet, machtlos für mich wäre. Rose, ich stehe auf einem Felsen, den der Kummer und Schmerz dieser Welt nicht zu erschüttern vermögen."

Thränen der Rührung umnachteten ihre Augen, als sie sprach. Wenn Rose auch zweifelte, wenn sie auch glaubte, daß dieses Feuer der Leidenschaft wie jedes andre Feuer der Welt ersterben würde; wenn sie meinte, jener Anker des Glaubens, an welchem ihre Schwester so fest hielt, würde am Ende doch nur ein zerbrechlich Rohr sein, so war sie doch mitleidig und sagte nichts.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Das Leben und Licht eines glücklichen Herzens war nun in Madame Lavignes düstrier Wohnung erschienen. Nathalie überließ sich dem Glücke mit kindlichem Entzücken, was Rosen seufzen machte, was sie jedoch, trotz ihres Seufzens auch erfreute, wie alles, was rein, natürlich und heiter ist, erfreuen muß. Selbst Madame Lavigne anerkannte die geheime Macht dieses plötzlichen Wechsels, und ein

Lächeln überflog ihre mürrischen Züge, als das junge, provençalische Mädchen mit der früheren Leichtigkeit und Elastizität ihres Wesens sich in dem Hause umherbewegte und provençalische Liedchen sang, welche selbst vor den Ohren der blinden Frau Gnade gefunden, und die öde Wohnung mit all der Freude und Heiterkeit ihres Herzens erfüllte.

„Sehnen Sie sich nicht, von all' dem Lärm befreit zu werden?“ fragte sie plötzlich, indem sie sich am Nachmittag nach ihrer Rückkunft aus dem Schlosse an ihre unfreundliche Wirthin wandte.

„Meine liebe, kleine Nathalie,“ bemerkte die alte Frau, für welche der Lärm eine wahre Wohlthat war, „Du darfst nicht darauf achten, was ich sage, wenn ich übel gelaunt bin; bleibe hier, so lange Du willst; Du weißt, wie lieb ich Dich habe.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre und Désiré sah herein.

„Ein Diener brachte dies von Frau von Sainville für Mademoiselle Montolieu,“ sagte sie.

Und damit streckte sie die Hand aus, welche ein kleines, ausgezeichnet schönes Bouquet hielt.

Nathalie legte ihre Arbeit nieder und eilte hinzu, um die Blumen in Empfang zu nehmen.

„Wie, was soll das?“ fragte Madame Lavigne heftig, „glaubst Du, Rose, wenn ich Deiner Schwester erlaube, hier zu bleiben, werde ich mich mit solchen albernen Schickereien von den Leuten auf dem Schlosse belästigen lassen?“

„Es sind nur Blumen, Tante,“ antwortete Rose ruhig.

„So lasse mich daran riechen,“ entgegnete die Tante mit sichtlichem Mißtrauen.

Nathalie übergab ihr mit Widerstreben das Bouquet. Madame Lavigne nahm es, hielt es eine Zeit lang vor

das Gesicht und warf es dann verächtlich hin, indem sie ausrief:

„Ich hasse Blumen.“

„Sie sind sehr übelgelaunt,“ rief Nathalie ärgerlich, indem sie die Blumen aufhob, welche von dem Falle sehr gelitten hatten; „meine armen Blumen!“ fügte sie mit sichtlichem Verdrusse hinzu.

Die blinde Frau lachte.

„Eh, bon Dieu,“ sagte sie mit übelgelauntem Lächeln, „wie haben wir doch auf einmal das thörichte alte Stiftsfräulein lieb gewonnen. Was in aller Welt kann sie veranlassen, Dir Blumen zu senden; sie dachte ja früher nie daran.“

Rose sah auf und lächelte ihrer Schwester zu, deren erröthendes Gesicht sich jetzt auf die Blumen herabbeugte, als wollte sie den Duft einathmen.

Das Stiftsfräulein hütete noch immer das Zimmer; die Blumen waren sichtlich nicht im Garten gewachsen. Rose hatte oft von Nathalien erfahren, daß keine profane Hand die Treibhauspflanzen des Herrn von Sainville berühren durfte; sie konnte also leicht errathen, von wem die Blumen, wenn auch unter dem Namen des Stiftsfräuleins, kamen.

Zu Madame Lavignes Aerger kam jeden Morgen ein ähnliches Bouquet für Nathalie.

Am fünften Tage waren die Blumen von einem Billete des Stiftsfräuleins begleitet, worin sie ihr lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß sie ihrer Freundin Anblick entbehren müsse, und hoffte, daß, da Herr von Sainville auf den ganzen Tag weggegangen, sie ihr Gesellschaft leisten würde. Nathalie händigte schweigend ihrer Schwester das Billet ein; sie saßen allein beisammen.

„Ich denke, Du gehst?“ sagte Rose.

„Ja, ich werde diesen Nachmittag hingehen,“ antwortete Nathalie, ohne ihrem Blick zu begegnen.

„O! wie freut es mich, daß Sie kommen, Petite,“

sagte das Stiftsfräulein, als Nathalie in der ersten Hälfte des Nachmittags in das Boudoir trat.

Sie sah wirklich erfreut aus und auch Nathalie war vergnügt; vergnügt, ihre liebevolle alte Freundin wiederzusehen, und das Haus zu betreten, das sie jetzt als ihre künftige Heimath betrachtete. Sie setzte sich an ihren alten Platz zu den Füßen des Stiftsfräuleins, lauschte mit unermüdlicher Geduld auf die Klagen über das langweilige Leben, das sie führe, tröstete sie freundlich, als sie von ihrer verstorbenen Nichte sprach und brachte sie endlich fast ganz wieder in ihre alte Stimmung.

„Ach, Petite,“ seufzte das Stiftsfräulein, als sie nach dem Diner bei einander saßen, „wenn Sie nur nicht so verkehrt sein und bei mir bleiben wollten. Armand ist zwar sehr freundlich, aber das ist denn doch nicht genug. Und was die Blumen betrifft: er wußte, daß ich Ihnen welche senden wollte und nahm sich selbst die Mühe, sie jeden Tag zu sammeln; diesen Morgen, als er wegging, kam er noch zu mir, um mich aufzufordern, Sie zu mir zu bitten, weil er meinte, es werde mir Freude machen und wohlthätig auf mich wirken; da er weiß, welche Langesweile ich fühlen muß, kommt er jeden Abend zu mir und bleibt stets da.“

„Spricht er viel?“ fragte Nathalie.

„Nein, Petite, aber er macht mich sprechen; und da er weiß, daß es nichts gibt, was ich auch nur halb so liebte, sagt er: „Tante, sprechen Sie von Petite.“

„Von mir?“ rief Nathalie erstaunt.

„Ja Petite, aber Sie dürfen darüber nicht erstaunen; er will mir bloß eine Freude damit machen. Er hört kaum darauf, aber er lächelt dann und wann darüber, wenn ich ihm einen Ihrer drolligen Einfälle erzähle. Er gibt sich dann die Miene, als interessirte und amufirte ihn das ganz außerordentlich, aber Sie begreifen, ich bin viel zu scharfsichtig, um mich leicht täuschen zu lassen.“

Das Stiftsfräulein richtete sich mit großer Wichtig-

Zeit auf; Nathalie lächelte schalkhaft. Gegen Abend wurde Tante Madegonde „nachdenklich.“ Nathalie unterstützte sie in dieser Stimmung. „Ihre Augen werden von der Arbeit müde sein,“ sagte sie; „sie wolle nicht nach der Lampe klingen, sondern an dem Kamine sitzen und gleichfalls nachsinnen.“ Und so war es; in fünf Minuten war das Stiftsfräulein in das tiefste Nachdenken versunken, während Nathalie auf einem niederen Stuhle ihr gegenüber saß und ängstlich auf ein Geräusch lauschte, das sich nicht hören ließ. Endlich kam er: der Tritt des fernen Rosses — der Hufschlag in der Allee — der bekannte Schritt auf der Treppe. Sie zögerte einen Augenblick, dann sprang sie von ihrem Sitze auf nach dem Fenster. Die rosenfarbigen Vorhänge fielen vor ihr nieder, als Herr von Sainville eintrat. Das Feuer brannte hell und klar. Sie konnte sein Gesicht sehen, der rasche Blick, den er umherwarf, die kurze Enttäuschung, welche seine Stirne umwölkte, als er einen Augenblick in der Mitte des Zimmers stehen blieb. Er trat jedoch vor, setzte sich auf den Sessel, den sie so eben verlassen und begann sehr eifrig zu lesen. Er hatte wenig oder kein Geräusch gemacht und seine Tante erwachte nicht. Seine Ruhe und Fassung reizte Nathalien; sie wartete einen Augenblick, trat dann leise vor und legte ihre Hand auf die Seite, die er las. Er sah nicht auf, sondern sagte ruhig:

„Bitte, lassen Sie das; es ist eine interessante Stelle.“

„So haben Sie mich also gesehen!“ rief sie in verbrüßlichem Tone.

Er erhob seine Augen, lächelte und ließ sie neben sich nieder sitzen; dann legte er seine Hand auf ihren Kopf und blickte ihr in die Augen.

„Armes Kind,“ sagte er, „Sie können nicht mal in kleinen Dingen täuschen. Sie versteckten sich und ließen doch Ihren Fächer auf dem Sofa; das erste, was ich sah, war das Feuer des Kamines, das auf das kleine Gagatkettchen fiel.“

„Und woher wußten Sie, daß es mein Fächer ist?“

Ich trug ihn nur an dem Tage des Festes. Ich brachte ihn heute, um Marraine zu zeigen, daß er nicht verloren ist, wie sie meinte."

Er antwortete nicht auf die Frage, sondern sagte:
"Das Fest hat Ihnen, glaube ich, gefallen."

"Ich tanzte nie mit so viel Vergnügen."

"Und Sie lieben den Tanz?"

Sie lachte in einer Weise, welche sagte, "das will ich meinen." Dann wurde sie plötzlich ernst und sagte:
"Sie setze keine so große Freundin vom Tanzen. Sie liebe es, aber könne natürlich auch ohne es sehr gut leben."
Er lächelte.

"Würde sie das Tanzen lassen, wenn er sie darum bäte?"

"Ja, sie würde es lassen."

"Mein armes, kleines Ding!" sagte er freundlich,
"Sie halten mich gewiß nicht für so selbstsüchtig! Ich habe Ihr betrübtes Gesicht nicht vergessen, als ich Sie mit meiner Tante unter der Buche traf, und den heitern Blick, als Sie lustig dahintanzten. Seien Sie versichert: weder Fest, Tanz, noch Vergnügen soll Ihnen fehlen."

Trotz ihres bereitwilligen Eingehens auf seinen vermeintlichen Wunsch, sah Mathalie sehr erfreut aus und war es auch.

Wollte er sie wirklich auf Bälle führen oder sollten die Feste in Sainville veranstaltet werden? Sie meinte keine Wohlthätigkeitsfeste, sondern andere. Wie herrlich!

"So, Petite," antwortete er, "Sie meinten wirklich, jenes Fest sei aus wohlthätigen Gründen gegeben worden? O wie tief Sie sind! wie viel Scharfblick Sie haben, würde meine Tante sagen."

Er blickte sie freundlich an und strich ihr das Haar von der offenen Stirne. Anfangs sah sie ihn mit ruhigem Erstaunen an; als sie sich aber der Andeutungen erinnerte, welche Madame Marceau hatte fallen lassen, lächelte sie schelmisch und sagte mit einem bedeutungsvollen Nicken:

„Ach, ich erinnere mich, es war um die Zeit der Wahlen.“

„Sie werden ja außerordentlich klug! Die Wahlen? Ja. So dachte meine Schwester auch. Die arme Frau, sie glaubte, ich habe den Kopf voll politischer Pläne, während die Träume meiner Jugend wieder in meinem Herzen erwachten. Sie hielt mich für so klug und weise! Aber Frau von Juffac sah tiefer; sie ahnte — und ließ es mich merken — daß das Fest, durch das Rosalie mich in die Kammer zu bringen gedachte, nur dazu gegeben wurde, um einem jungen und heltern kleinen Mädchen einen frohen Tag zu bereiten.“

„Für mich?“ rief Nathalie erstaunt. „Für mich! Dies Fest, welches so viel kostete — wozu so viele Leute kamen — dies Fest galt mir allein?“

„Weßhalb nicht, Petite?“

Er beugte sich vor, um ihr Gesicht in dem flackernden Lichte zu betrachten, und freute sich sichtlich über das Staunen der Freude, das sich in dem lebhaften Blicke und den geöffneten Lippen ausdrückte.

„Und die Blumen, die Sie von Arles mitbrachten?“ rief sie lebhaft, „kamen Sie zufällig in das Haus? Ich kann es nicht mehr glauben!“

Er begegnete dem fragenden Blicke mit einem Lächeln — einem Lächeln, das viel sagte. „Er liebte mich schon damals!“ dachte sie plötzlich, und er, der so leicht in ihren Zügen las, antwortete in leisem, kaum vernehmbarem Tone:

„Ja, Petite, schon damals.“

Sie senkte den Kopf und faltete die Hände. „Gott helfe mir!“ rief sie. „Gott helfe mir! ein Unglück bedroht mich. Ich bin zu glücklich!“

„Zu glücklich!“ wiederholte er mit plötzlicher Trauer; „Petite, Petite, es gibt nicht halb genug Glück in dieser Welt. Das, welches dauert, ist kalt und zahm; das wahre, große, ist, ach! so kurz.“

Er zog sie an sich und hielt sie fest, als ob sie das wahre, große Glück wäre, das so rasch entfliehe, und das er ewig in seinen Armen halten wollte.

Aber seine Tante erwachte — er ließ sie los.

Das Stiftsfräulein läutete sogleich und sagte: „Sie hatte die Dunkelheit.“ Als der Diener, welcher das Licht brachte, gegangen war, erhob sich Herr von Sainville, legte seine Hand leicht auf Nathaliens Schulter und sagte ruhig:

„Tante, Sie sehen dieses junge Mädchen?“

„Ja,“ antwortete das Stiftsfräulein mit tiefem Erstaunen, „meine Augen sind noch gut, Armand, ich sehe Petite.“

„Ah, Petite,“ sagte er lächelnd, „das ist ein hübscher Name, Tante, den Sie ihr gegeben; ich habe es oft gedacht.“

Das Stiftsfräulein, das noch immer nach einer Erklärung suchte, weshalb ihr Nefte sie gefragt, ob sie Nathalien sehe, schien verlegen und antwortete nicht.

„Nun denn,“ fuhr Herr von Sainville fort, „wenn Sie sie sehen, so sehen Sie auch meine künftige Frau!“

Das Strickzeug, welches bereits nicht mehr in Thätigkeit war, entfiel jetzt den Händen von Tante Madegonde.

„Oh mon Dieu!“ rief sie, und sah mit großem Erstaunen von ihrem Nefen nach Nathalien. „Aber es ist nicht wahr, Petite, oder doch?“

„Ist es wahr?“ fragte Herr von Sainville Nathalien.

Sie saß noch immer bewegungslos in dem hellen Lichte des glühenden Feuers da; als er jedoch sprach, erhob sie sich langsam und ernst und streckte ihre Hand nach ihm aus. Er hielt sie fest in der seinigen und sah schweigend mit einem Lächeln, in dem sich Stolz und Liebe mischten, auf sie herab.

„Ja, Tante,“ wiederholte er, „Sie sehen meine zukünftige Frau.“

„Es ist unmöglich, Armand, unmöglich!“ sagte das Stiftsfräulein in leisem und bewegtem Tone.

„Unmöglich, Tante?“ fragte er, indem er aufblickte.

„Weil Du nicht an Heirath denkst und denken kannst.“

Ihre Stimme zitterte, aber sie sprach mit Emphase.

Es entstand eine Pause. Nathalie wurde blaß. Herr von Sainville erröthete und konnte kaum eine ungeduldige Bewegung unterdrücken; er verließ Nathalien, trat zu seiner Tante, nahm ihre Hand in die seine und sagte in seinem weichsten Tone:

„Vergeben Sie mir, Tante; ich hätte Ihnen das nicht so unvorbereitet sagen sollen; aber das Vergangene ist für immer vergangen. Ich dachte, Sie hätten das längst errathen und vergessen, was zu erinnern nichts nützt.“

Das Stiftsfräulein antwortete nicht; Thränen flossen von ihrer Wange nieder auf die gefalteten Hände. Sie schüttelte den Kopf und murmelte:

„Vergessen, Armand, vergessen! Der Liebende vergift die Geliebte, das Weib den Gatten; aber die Frau, die ein Kind hatte oder auferzog, vergift niemals!“

Ihr Nefse ließ ihrer Rührung Zeit, ehe er freundlich sagte:

„Tante, wollen Sie nicht Ihre Nichte umarmen?“

Aber Nathalie eilte dem erwarteten Kuß nicht entgegen und das Stiftsfräulein sah nicht auf, ihn anzubieten.

„Nichte,“ wiederholte sie mit tiefer Trauer. „Ach! ich hatte einst eine Nichte!“

Sie sprach beinahe unhörbar; vielleicht hörte sie Herr von Sainville nicht, denn er fuhr fort:

„Weshalb sehen Sie nicht auf, Tante? Sie haben doch hoffentlich keinen Widerwillen gegen das Gesicht Ihrer neuen Verwandten?“

Das Stiftsfräulein erhob langsam ihre milden blauen Augen und heftete einen ernsten Blick auf das schöne Gesicht und die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens; sie

entdeckte den stolzen und bewundernden Blick, welchen ihr Nefse auf seine Braut warf, als er sprach, — einen Blick, welcher sagte, wie wenig gleichgültig er gegen den Reiz und die Anmuth von der sei, die neben ihm stand.

„Ja, sie ist jung und hübsch,“ sagte Tante Madegonde traurig; „jung und hübsch, Armand; ich gebe es zu; aber eine Andere war es auch.“

Herr von Sainville war sehr ärgerlich, wandte sich weg und ging mit ungeduldigen Schritten in dem engen Boudoir auf und nieder.

„Tante,“ sagte er, indem er nochmals bei dem Stuhle seiner Tante stehen blieb; „Sie meinen es nicht unfreundlich, aber gewiß hat Mademoiselle Montolieu auf etwas mehr von Ihnen Anspruch.“

Das Stiftsfräulein richtete sich erschrocken auf; ein Kampf zwischen ihrem Gefühle und der gewöhnlichen Ehrfurcht vor dem Willen ihres Nefsen hatte in ihr Platz gegriffen; „Petite weiß, daß ich sie innig liebe,“ sagte sie endlich, „und deshalb weiß sie, daß ich ihr alles Glück wünsche.“

„Und Sie freuen sich natürlich auch, daß sie meine Frau wird?“ fragte ihr Nefse.

Das Stiftsfräulein bückte sich, um ihr Strickzeug wieder aufzunehmen; wenn sie auch gehört, was Herr von Sainville sagte, so antwortete sie doch nicht. Sie erhob sich nach kurzer Zeit, da sie etwas aus dem nächsten Zimmer holen mußte, wie sie sagte. Es dauerte einige Zeit, ehe sie wieder zurückkehrte.

Tiefes Schweigen trat nach ihrem Weggange ein. Nathalie hatte sich wieder gesetzt; Herr von Sainville ging im Zimmer auf und nieder; er blieb plötzlich stehen, sah Nathalien an und sagte:

„Wonach sehen Sie?“

„Nach nichts!“ antwortete sie rasch.

„Petite,“ sagte er ernst, „wie oft mußte ich Ihnen schon sagen, daß Täuschung nicht Ihre Stärke ist? Wenn

Sie mich nicht sehen lassen wollten, daß Sie nach diesem Porträt blickten, so mußten Sie die Augen nicht so unverwandt darauf heften, als ob ein Zauber Sie an diese Züge fesselte. Welchen Reiz finden Sie in ihnen?"

"Es ist sehr schön, dieses Bild; nicht?" antwortete sie zögernd und wandte sich nach ihm um, um ihn anzusehen, während sie sprach. Sein Gesicht war ernst, aber sehr ruhig.

"Ja, außerordentlich schön," antwortete er; "und das Original, von dem Sie, wie ich sehe, etwas wissen, war eines der lieblichsten Geschöpfe, das diese Erde je gekannt. Ein Dichter nannte sie einst eine Blume; sie war eine, aber zu hinfällig und zu schwach, um nicht von jedem Hauche gebeugt zu werden."

"Eines der lieblichsten Geschöpfe, das diese Erde je gekannt!" wiederholte Nathalie in ihren Gedanken; "und es ist wahr," fügte sie hinzu, indem sie heimlich wieder nach dem Bilde blickte, das in seiner ewigen und reinen Lieblichkeit auf sie niederblickte.

Herr von Sainville setzte sich neben ihr nieder.

"Petite," sagte er in leisem Tone, "Sie sollten nicht bloß dieses Porträt ansehen; es hängt in diesem Zimmer noch ein anderes, allerdings weniger engelartig, weil menschlicher, aber meiner Ansicht nach weit schöner. Sehen Sie meine Tante Adelaide an; sie hat zwar einen dunkeln Teint, aber es liegt Offenheit, Wahrheit und Muth auf ihrer Stirne. Es liegt Stolz in dem Bogen dieser Lippen, in dem Bogen ihres Halses, Seele und Innigkeit in ihren Augen. Sie würde gewiß nicht sagen, sie liebe einen Mann und doch einwilligen, einen andern zu heirathen, während er, auf ihre Treue vertrauend, ferne war. Wenn sie liebte — mochte auch der Gegenstand ihrer Liebe unvollkommen sein, — mochte er sich noch so rauh und anspruchsvoll gezeigt haben, sie würde ihm treu geblieben sein und ihn lieben, nicht als ein leidenschaftsloses Wesen, sondern als Weib; nicht als wäre

er Freund oder Bruder, sondern wie ein Weib ihren Geliebten und Gatten liebt. Meinen Sie das nicht?"

"Ja," antwortete Nathalie langsam. Es entstand eine Pause.

"Welches von beiden gefällt Ihnen am besten?" fragte sie plötzlich, sich umwendend.

"Das letzte, Petite, das letzte," antwortete er lächelnd über die Frage, und doch lag in seinem Tone das Wahre seiner Aussage.

"Sagen Sie mir Alles von ihr," sagte sie nach einer Weile.

"Es ist eine kurze Geschichte. Lucile war die Lieblingsnichte meiner Tante und meine Cousine. Wir wurden mit einander auferzogen und verlobt. Während meiner Abwesenheit willigte sie in die Heirath mit dem Manne, den ihr Vater gewählt hatte. Als ich zurückkam, bereute sie ihre Schwäche und erbot sich, ihre Verbindung zu lösen. — Ich schlug das Anerbieten aus."

"Weshalb?"

"Weshalb?" wiederholte er mit einigem Erstaunen; "weil kein Mann, dessen Liebe wahr ist, eine geheiligte Verbindung lösen wird. Ueberdies, welcher Mann von Zartgefühl wird diejenige heirathen wollen, welche mit einem andern versprochen war?"

"Ein Zartgefühl, das natürlich Frauen nicht haben," dachte Nathalie mit einiger Bitterkeit. Aber sie sagte nichts und Herr von Sainville hatte ein zu großes Vertrauen auf die Privilegien seines Geschlechtes, um zu glauben, daß solch' ein Gedanke sich dem jungen Mädchen aufdrängen werde.

"Wem war sie ähnlich?" fuhr sie nach einer Pause fort.

"Wer? meine Cousine? Aber was veranlaßt Sie, von ihr zu sprechen?"

"Haben Sie etwas dagegen einzutenden?" fragte sie lebhaft.

„Durchaus nicht,“ antwortete er gefaßt; „aber hier ist ihr Porträt — eine frappante Aehnlichkeit.“

„Wem gleich sie in Gefühl, Temperament und Charakter?“

„Ein reizendes, sanftes Geschöpf, welches niemals seinen eigenen Willen hatte, — das mir in Allem nachgab.“

„Das liebten Sie natürlich?“

„Nein, Petite; denn sie gab Jedem nach, und getheilte Gehorsam ist wie getheilte Liebe — werthlos.“

„Aber sie grämte sich sehr, nicht wahr?“ fragte Nathalie, welche eine peinliche Neugierde zu immer neuen Fragen trieb.

Herr von Sainville sah beinahe ergriffen aus.

„Nun, vielleicht; aber nicht so sehr, als man sagte,“ antwortete er endlich. „Sie war immer sehr zart und ihre Mutter schwindsüchtig; dies erklärt den frühen Tod. Aber wir haben genug davon gesprochen, Petite.“

„Nur noch eine Frage: meiden Sie nicht um ihretwillen die Nische der schlafenden Nymphe?“

„O Tochter Eva's,“ sagte er mit einem Seufzer und einem traurigen Blicke. „Lucile ist todt für mein Herz. Es ist nicht ihr Geist, armes Mädchen, der den Ort umschwebt, den sie einst liebte, den Ort, wo ich sie so oft traf, sondern der blasse und traurige Geist einer gestorbenen Liebe.“

Ein plötzlicher Schrecken ergriff das Herz Nathaliens. „Werde ich auch in Ihrem Herzen sterben? Werde ich auch eines Tages sterben?“ fragte sie lebhaft, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Das verhüte Gott, mein Kind,“ antwortete er sehr ernst; „ich will an den Tod in keiner Gestalt denken, wenn ich Sie sehe.“

Sie sah plötzlich heiter auf. Das Gespräch stockte, als Tante Madegonde eintrat. Herr von Sainville saß bei Nathalien; er hatte seinen Arm auf die Lehne des Sopha's

gelegt und wollte sich gerade herabbeugen, um mit ihr zu sprechen, als seine Tante eintrat. Er sah nicht auf und veränderte seine Stellung nicht, aber Nathalie bemerkte den unruhigen und traurigen Blick, welchen das Stiftsfräulein ihnen zuwarf, als sie bei der Thüre stehen blieb.

Tante Madegonde nahm ihren Platz wieder ein, begann zu stricken, sprach über verschiedene Gegenstände, wandte sich bald an ihren Neffen, bald wieder an Nathaliens; obgleich sie sich jedoch bemühte, freundlich und gesprächig zu sein, konnte sie der schlechten Laune so wenig gebieten, daß Herr von Sainville, statt bis zu Nathaliens Weggang zu bleiben, aus Mitleid gegen seine Tante das Boudoir zu einer früheren Stunde verließ. Das Gespräch stockte gänzlich, als er gegangen war. Nathalie setzte sich an die Tafel, stützte den Ellbogen auf und beschattete mit der Hand, die ihren Kopf trug, die Augen. Endlich erhob sie sich, trat zu dem Stiftsfräulein, setzte sich auf den Stuhl zu ihren Füßen, legte ihre gefalteten Hände auf den Schooß ihrer alten Freundin und fragte, den betrübten Blick zu ihr erhebend, mit großem Ernste:

„Marraine, sind Sie wirklich betrübt über das, was Herr von Sainville Ihnen gesagt? Schmerzt es Sie, meine Tante zu werden?“

Tante Madegonde sah zu ihr herab, legte ihre zwei kleinen Hände auf das schwarze Haar des jungen Mädchens und antwortete, indem sie ihr in die Augen sah, als wollte sie ihr in der Seele lesen, mit einer andern Frage:

„Lieben Sie ihn?“

Ihre Blicke begegneten sich: der Zweifel, die Trauer und der Schmerz des Alters in dem einen; die Hoffnung, das Feuer, die Liebe der Jugend in dem andern.

„Von ganzem Herzen, von ganzem Herzen,“ antwortete Nathalie in leisem Tone, aber mit einem Ernste, der ihre Wangen erröthen machte.

„O mon Dieu!“ rief das Stiftsfräulein traurig;
 „es ist ein Unglück — ein Unglück!“ wiederholte sie.

„Was ist ein Unglück?“ fragte Nathalie.

„Warnte ich Sie nicht?“ fuhr Tante Madegonde fort, „kannten Sie die Vergangenheit nicht? War die Warnung nicht genug? Ach nein! denn Sie lieben ihn!“

„Weßhalb, ach?“ fragte Nathalie mit einem Lächeln.

Das Stiftsfräulein antwortete nicht, sondern sah sie mit so tiefer Trauer an, daß Nathaliens Augen sich mit Thränen füllten.

„Ich sehe,“ rief sie in leisem Tone, „ich sehe, Sie wünschen nicht, daß ich Ihre Nichte werde.“

Sie machte eine Bewegung, sich zu erheben; Tante Madegonde hielt sie zurück.

„Petite,“ sagte sie, „weil ich Sie liebe, wünsche ich, es wäre nicht geschehen; doch ist nicht mehr zu helfen; der Wille Gottes geschehe.“

Es entstand eine kurze Pause.

„Ich verstehe,“ bemerkte Nathalie endlich, „Sie glauben, er liebe mich nicht.“

„Ich sage das nicht,“ antwortete das Stiftsfräulein sehr ernst.

„Was meinen Sie sonst?“ fragte das junge Mädchen ungeduldig.

„O Petite,“ lautete die besorgte Antwort, „die, welche lange gelebt, wie ich, wissen manches Traurige und Bittere; sie wissen, daß Jugend und Schönheit Gaben von kurzer Dauer sind und das Leben der längsten Liebe rasch vergeht.“

„Aber seine Liebe wird dauern,“ sagte Nathalie in leisem Tone, „denn er ist weise und kümmert sich wenig um Jugend und Schönheit.“

„Sie glauben nicht, was Sie sagen; nein, nicht ein Wort davon!“ rief das Stiftsfräulein beinahe ärgerlich.

„Und weßhalb nicht?“ fragte Nathalie tief erröthend.

„Nicht um Schönheit sich kümmern?“ fuhr Tante

Nadegonde bitter fort; „weßhalb war sie dann so lieblich und Sie? Doch, weßhalb soll ich Ihnen sagen, was Sie sicherlich wissen und was er ebenfalls gewiß weiß.“

„Wie können Sie das sagen?“ fragte Mathalie.

„Wie?“ rief das Stiftsfräulein etwas gereizt, „nun, weil ich ihn beobachtet habe. Sie glauben doch nicht, ich beobachte ihn nicht, oder das Alles habe mich sehr überrascht?“

„Was haben Sie beobachtet?“ fragte das junge Mädchen.

„O gar Manches, Manches! ich sah, wie er nach Ihnen blickte, wenn Sie es nicht bemerken konnten, und wenn er wahrscheinlich meinte, ich stricke. Ich sah ihn sein Papier oder Buch niederlegen, um Ihnen durch das Zimmer mit den Blicken zu folgen; ich sah ihn über Ihre ungeduldigen Antworten lächeln und sich freuen, wenn er mit einem Worte Ihr Gesicht sich verändern und aufleuchten machen konnte, wie es ihm beliebte. Ja, Petite, ich sah das Alles; oft erinnerte es mich an die Zeiten, wo er und Lucile noch jung waren — oft: und doch, ich gestehe es, dachte ich nie daran, daß er Sie heirathen wolle.“

Mathalie erröthete und erblaßte, während sie Tante Nadegonde zuhörte: sie wußte nicht, ob sie heiter oder traurig sein sollte; so seltsam verschmolz sich die Freude, welche sie fühlte, mit einem schneidenden Schmerze.

„Nun,“ fuhr das Stiftsfräulein mit einem Seufzer fort, „was geschehen, ist geschehen; er liebt Sie, Sie lieben ihn; und Alles, was Sie zu thun haben, ist, sehr vorsichtig zu sein.“

„Wie so?“ fragte Mathalie, indem sie lächelnd aufblickte.

„Petite, es ist ein seltsamer Mann, anspruchsvoll und streng, vergessen Sie das nicht.“

„Ich bin weder unterwürfig noch sanft und er weiß es,“ sagte Mathalie ziemlich stolz.

„Geben Sie nach, geben Sie nach, es ist das Beste,“ drängte das Stiftsfräulein ängstlich.

Aber dieser wohlgemeinte Rath war sehr zur unrechten Zeit. Nathalie gehörte zu denen, welche dem Drange des Augenblicks gehorchen, nie aus Gründen der Klugheit handeln.

„Ich unterwerfe mich und gehorche Niemanden,“ antwortete sie sehr entschieden.

Das Stiftsfräulein sah sie mit sichtlicher Ungestlichkeit an, hielt sich jedoch nicht länger bei dem Punkte auf: ihre Gedanken waren bereits wieder bei dem Erstaunen, das die Mittheilung ihres Neffen hervorgerufen.

„Wer hätte gedacht, daß er sich so viel um sie kümmerte?“ bemerkte sie nachdenklich; „wer hätte sich vor allen Dingen einbilden können, daß Sie, so jung, so heiter, an ihm Gefallen finden würden — ein wunderbares Geheimniß.“

Das Stiftsfräulein schüttelte feierlich den Kopf, Nathalie aber lächelte vor sich hin. Es war ein Geheimniß und zwar ein Geheimniß, das sie entzückte. Weßhalb liebte sie ihn? Sie wußt' es selber kaum. Weßhalb liebte er sie? Sie wußt' es noch weniger und würde alles gegeben haben, wenn sie es erfahren hätte.

Das Gespräch wurde matter und stockte endlich ganz. Nathalie ging bald. Es war eine klare Mondnacht und sie lehnte die Begleitung eines Dieners ab. Kaum hatte sich jedoch die eiserne Gitterthüre hinter ihr geschlossen, als sie von Herrn von Sainville eingeholt wurde.

„Allein, auf diesem einsamen Wege und zu dieser Stunde?“ sagte er vorwurfsvoll, als er ihren Arm nahm.

„Ich bin nicht furchtsam,“ antwortete Nathalie.

„Nein, das sage ich auch nicht. Furcht und Bangigkeit liegen nicht in Ihrem Charakter.“

„Und doch sagt Marraine, ich sollte mich vor Ihnen fürchten.“

„Weßhalb?“

„Sie sagt, es sei gefährlich, Sie zu reizen.“

„Fürchten Sie mich?“ fragte er mit einem scharfen Blicke.

„Nein.“

„Sie haben Recht, Petite, fürchten sie mich nicht.“

„Selen Sie unbesorgt,“ antwortete sie entschieden.

Er lächelte über ihren Ton. Sie gingen schweigend weiter. Sie bat ihn zurückzugehen, als sie das Stadthor erreicht hatten. Er entsprach ihrem Wunsche. Sie standen an der Biegung eines einsamen Weges. Er bat sie, sich nach dem Lichte umzuwenden, damit er sie sehen könne.

„Weshalb?“

„Weil ich morgen auf vierzehn Tage verreise.“

„Und mein armes Gesicht in diesen zwei Wochen vergessen werden könnte.“

Aber sie erfüllte seinen Wunsch. Das Mondlicht fiel voll auf seine Züge, wie auf die ihren.

„Wo gehen Sie hin?“ fragte sie, „nach Marmont?“

„Nein, viel weiter; nach Paris.“

„Nach Paris!“ wiederholte sie im Tone des Verdrußes.

„Ja, allerdings; und da ich leicht länger dort aufgehalten werden könnte, so wird es gut sein, wenn ich Sie noch einmal recht aufmerksam betrachte.“

Er sprach in leichtem Tone und doch glaubte Nathalie, aus seiner Stimme ein leises Bedauern herauslesen zu können. Weshalb sollte er auch nicht betrübt sein, selbst über diese kurze Trennung, da sie fühlte, daß Thränen in ihren Augen zitterten. Er hatte ihre Hände in die seinen genommen und sah sie unverwandt an. Liebe, ja, sie fühlte es in ihrem Herzen, wahre und innige Liebe lag in seinem Blicke; nicht romanhafte Anbetung, sondern jenes tiefere Gefühl, welches die warme Liebe des Vaters mit der Innigkeit des Liebhabers verbindet. Sie fühlte, daß sie für ihn nicht eine Göttin war, die

angebetet werden müsse, sondern ein Wesen, das Liebe, Schutz und Schirm vor allem Unglück von ihm erwarten könne. Sie sagte sich selbst, dies sei die Liebe, die sie vorziehe, aber wäre dies auch ganz anders gewesen, sie würde dasselbe gesagt haben.

„Gute Nacht, mein Kind, nehmen Sie sich wohl in Acht,“ sagte er sanft; und mit diesem ruhigen Abschiede trennten sie sich.

Nathalie ging einige Schritte weiter, dann stand sie still.

„Ja, er liebt mich,“ sagte sie zu sich selbst, als wäre es eine neue Entdeckung; „er liebt mich, ich fühle es! O, daß ich wüßte, weshalb und wie lang?“

Dieser nutzlose und quälende Wunsch verfolgte sie noch immer. O! wenn sie in sein Herz hätte blicken können, nur eine Sekunde, um die Quelle und das Geheimniß ihrer Macht, den Zauber, der ihn fesselte, und den namenlosen Reiz zu ergründen, der ihn zuerst zu ihr gezogen und ihn immer fesseln sollte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Drei Wochen waren verfloßen, Herr von Sainville kam nicht zurück; aber seine Briefe waren weder kalt noch selten; Nathalie war beinahe zufrieden.

Am Abend des letzten Tages der dritten Woche ging sie nach dem Schlosse. Der Abend war warm, hell und still; ein goldnes, weiches Licht lag auf Himmel und Erde ausgegossen. Sie blieb an dem eisernen Gitterthor stehen, um bewundernd über die Landschaft hinzublicken.

Eine Bettlerin, welche vorüberging, benutzte diese Pause, um näher zu treten und ihr eine lange Geschichte ihres Unglücks zu erzählen. Vielleicht war die Geschichte wahr, vielleicht auch nicht; aber Nathalie glaubte jedes Wort und griff augenblicklich in die Tasche. Sie hatte kein Geld.

„Wie leid thut es mir,“ rief sie mit sichtlichem Bedauern.

Die Frau, welche dies für eine Entschuldigung hielt, um nichts geben zu dürfen, wiederholte ihre klägliche Geschichte.

„Mon Dieu! ich würde etwas für meine Börse geben,“ rief Nathalie betrübt.

Da fiel eine braune seidene Börse klingend in den Staub zu ihren Füßen. Sie stieß einen leichten Schrei aus, sah rasch auf und gewahrte Herrn von Sainville, welcher ungehört herangeritten war und sich lächelnd vom Sattel herabbeugte. Sie klatschte in die Hände.

„Diese Ueberraschung freut mich,“ rief sie vergnügt; ihre Augen leuchteten vor Lust.

„Kein Wunder. Sie sehnten sich nach einer Börse und husch! da liegt eine solche zu Ihren Füßen. Lassen Sie sich aber gesagt sein, Börsen und namentlich gefüllte, erscheinen nicht immer auf den bloßen Wunsch hin.“

Sie lachte, hob die Börse auf, öffnete sie, schüttete den Inhalt der einen Seite in die Hand der Bettlerin und gab sie dem Besitzer wieder zurück.

„Sie ist leichter geworden, Bettler.“

„Ja, Börsen sind dazu da, geleert zu werden.“

„Meine Erfahrung sagt, sie müssen zuerst gefüllt werden.“

„Sie sagten, vierzehn Tage, und heute sind es drei Wochen,“ rief Nathalie, ohne auf seine Bemerkung zu achten oder die lauten Segenswünsche der fortgehenden Bettlerin zu hören.

„Sie bewillkommen mich mit einem Vorwurf,“ sagte

er; aber er wußte wohl, daß solche Bortwürfe ein liebes Willkommen sind. Und lag nicht ein wahres heitres Willkommen in den gerötheten Wangen und lachenden Augen, die jetzt in sein Gesicht blickten?

„Petite,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, „Sie haben bestimmt, daß ein gewisser Umstand ein tiefes Geheimniß für jedes menschliche Wesen mit Ausnahme meiner verschwiegenen Tante bleiben soll. Wenn wir aber mit einander hineingehen und Sie sehen mich mit dem lächelnden, verrätherischen Gesichte an, so muß ich sehr fürchten, daß das große Geheimniß, von dem wirklich im ganzen Schlosse keine Seele etwas ahnt, verrathen werde. Würden Sie deßhalb nicht besser thun, zuerst hinein zu gehen?“

Nathalie richtete sich beleidigt auf. Sie wußte nicht, was Herr von Sainville meinte. Sie gehe nicht nach dem Schlosse, sondern mache einen Spaziergang in der Umgegend und bitte, sie Frau von Sainville zu empfehlen. Damit wünschte sie ihm einen guten Abend und gratulirte ihm zu seiner glücklichen Rückkehr.

Er sah sie mit einem sichern Lächeln, das sie noch mehr reizte, fortgehen. Sie stellte sich, als gehe sie weiter, wandte sich aber plötzlich nach der hohen Mauer hin, welche den Garten und Park des Schlosses umgab, bis sie an ein Seitenthor kam, zu welchem Tante Madegonde ihr einen Schlüssel gegeben, den sie nun, über ihre List lächelnd, hineinsteckte; aber die Thüre widerstand; sie war von innen verriegelt. Sie versuchte es noch einmal; der Riegel wurde zurückgeschoben und vor ihr stand Herr von Sainville, der über die Täuschung lächelte.

„Was soll es?“ sagte er ziemlich scharf.

„Nichts,“ antwortete sie ruhig.

Sie ließ sich herab, einzutreten, nahm seinen Arm und ging eine der Alleen mit ihm hinab.

Er hatte sie bald wieder besänftigt. Der Abend war außerordentlich angenehm und er schien in der hei-

tersten, glücklichsten Laune. Er war voll von Plänen für die Zukunft. Von angenehmen Ausflügen nach dem Süden Frankreichs; von den Vergnügungen der Heimath, die nicht minder unterhaltend sein würden: wollte er ihr nicht sogar das Treibhaus abtreten und ein Vogelhaus für sie bauen?

„Lauter Dinge, die Ihren Beutel leeren werden,“ sagte sie mit heiterer Miene.

„Eine kluge Bemerkung! Apropos: sind Sie mit Ihren Wohlthaten oft so freigebig, als heute Abend? Wissen Sie, wieviel Sie der Dame in Lumpen gegeben?“

„Ich weiß es nicht und kümmere mich nicht darum; ich bin gewiß, sie bedurfte desselben. Ihr Mann wurde in Algier getödtet; ihr ältester Sohn starb am Fieber; ihre Tochter ist blind; ihre drei jüngern Kinder liegen an den Masern krank zu Hause; und sie selbst ist lahm, wie Sie sehen konnten.“

„Ich sah, Petite, daß sie sehr geschwind fortgehen konnte, aber es freut mich, daß meine Börse litt, nicht Ihr kleiner Beutel, mein Kind.“

„O ich habe Geld in meinen Beutel gethan!“ sagte Mathalie etwas gereizt.

„Wirklich?“

„Ja, wirklich! Ich war sehr ökonomisch bei Mademoiselle Dantin und ersparte dreihundert und dreiundfünfzig Franken.“

Herr von Sainville sah auf die Besitzerin von dreihundert dreiundfünfzig Franken mit freundlichem Lächeln herab und sagte wieder: „Wirklich?“

„Ja, wirklich! Glauben Sie aber nicht, Sie könnten mich meinen lassen, Sie halten das für viel; ich weiß das besser, daß Sie es nicht thun. Aber was nützte mich das Sorgen? Der Garten ist sehr angenehm; dieser Park ist reizend; das Schloß ist ein seltener alter Platz und so arm ich auch jetzt bin, soll dies alles doch einst mein werden. Ich freue mich, daß dieß Alles mir durch

Sie wird: es scheint mir einen doppelten Reiz zu haben, Herrin zu sein, da Sie Herr sind."

"Und es ist freundlich und offen von Ihnen, das so zu sagen, Petite," rief er, indem er plötzlich stehen blieb, um sie anzusehen.

"Das Angenehmste aber von Allem," fuhr sie fort, ohne darauf zu achten, "ist, daß Sie so oft fortgehen werden."

"Wie?"

"Ja, ich freue mich auf Ihre Rückkehr."

Sie sprach ohne Zurückhaltung, denn, wenn sie auch sparsam mit ihren Liebkosungen war, so war sie dies nicht auch in Worten und sprach sich so offen und frei aus, wie ihr Herz fühlte. Er nahm ihre beiden Hände, hielt sie in der seinen und sah mit sichtlich Bewegung auf sie herab.

"Petite," sagte er, "Sie haben, Dank dem Himmel, zu wenig Erfahrung, um die entzückende Schmeichelei, die in diesen Worten liegt, zu verstehen. Sie wissen nicht, daß es nichts so Beseligendes in dieser Welt gibt, als das glückliche lächelnde Gesicht, das uns bei der Heimkehr willkommen heißt. O, Petite, mein Kind, mein Liebling, grüße mich immer mit diesem Gesichte, das heute in das meine blickt."

Er beugte sich herab und küßte sie auf die Stirne mit so großer Innigkeit, so wenig Ungeßüm des Liebhabers, daß sie die Liebkosung vergab. Sie fühlte sich unendlich glücklich und sagte mit einem Lächeln:

"Es wird ewig dauern, nicht wahr?"

Sein Gesicht verfinsterte sich; er antwortete nicht.

"Wird es ewig dauern?" wiederholte sie fragend.

"Ewig!" wiederholte er; "was hat Sie zu diesem unglücklichen Worte gebracht, Petite?"

Aber sie fragte wieder, ob es ewig dauern werde?

"Was dauert ewig in dieser Welt?" antwortete er nach einer Pause.

„Ich meine nur, so lange als das Leben.“
 „Und in Ihrem kindlichen Sinne nennen Sie unsre arme kleine Existenz — Ewigkeit! Erinnern Sie sich des Tages, als Sie sagten, Sie könnten nicht einsehen, weshalb das Leben nicht ewig dauern sollte?“

„Ja, aber das ist nicht die Frage: „werden Sie mich ewig lieben?“

Er strich schweigend das Haar seiner Geliebten zurück — eine Liebkosung, die sie sehr gerne hatte. Sie wiederholte die Frage mit ängstlichem Blicke. Er fragte, ob ewig nicht eine sehr lange Zeit sei?

Aber sie schüttelte den Kopf: „Sie wolle eine Antwort haben.“

„Und vermuthlich auch ein Gelübde.“

„Nein, sie mache sich nichts aus Gelübden; sie wünsche nur eine offene Antwort auf eine offene Frage.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ antwortete er traurig. „Aber, weshalb sehnen Sie sich nach der unglückseligen Kenntniß von Gut und Böß. Außen sieht der Apfel schön und verführerisch aus, innen ist er bitter wie Asche.“

„Was nennen Sie die Kenntniß von Gut und Böß?“ fragte Nathalie ernst.

„Alles was mit unserer vergänglichlichen Natur und den noch gebrechlicheren und vergänglichlichen Neigungen zusammenhängt.“

Sie erröthete und sagte: „Sie sei überzeugt, daß das ein großer Irrthum. Sie wisse, daß Liebe und Zuneigung länger, ja viel länger als das Leben dauern.“ Sie sprach entschieden, sah jedoch zweifelhaft und ängstlich aus. Er sagte nichts.

„Weshalb glauben Sie das nicht?“ fragte sie endlich.

„Weil die Erfahrung mich eines Andern belehrt hat. Ich sah diese Zuneigung nicht länger, als das Leben dauern.“

„Gleichviel, wenn sie nur wirklich da ist; wenn wir zwei sie nur fühlen und das werden wir, nicht wahr?“

„Unzweifelhaft, Kleine; wir zwei werden Ausnahmen von dem ganzen Menschengeschlechte bilden.“

Es lag etwas Scherzendes in seinem Tone, aber Trauer in seinem Blicke. Er wurde blaß.

„Wie lange werden Sie mich lieben?“ fragte sie.

„So lange ich kann, Petite. Möge das immer sein.“

„Ich verstehe,“ sagte sie bitter. „Ihre Liebe ist schwach; Sie wissen das und sind zu ehrenhaft, um zu täuschen.“

Sie beugte den Kopf; Thränen traten ihr in die Augen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er in seinem sanftesten und liebevollsten Tone: „weßhalb sind Sie so ungerecht, nachdem Sie mich solche bittere Wahrheiten haben aussprechen machen? Wenn ich Ihnen sage, ich wisse nicht, wie lange meine Liebe dauern werde, so geschieht es nicht, weil ich denke, sie werde kurz sein, sondern weil ich es wirklich nicht weiß; das ist nun einmal menschlich. Möge sie ewig dauern! Die Menschen haben mancherlei Wege zum Glücke gefunden, alle aber gestehen, es gibt keinen so schönen, als lieben und geliebt zu werden. Ich will nicht klüger sein, als andere; lassen Sie dies Glück das meine werden und ich bin zufrieden; glauben Sie mir, ich werde alles thun, um es mir zu erhalten. Ach, Petite! wer weiß, ob nicht Ihr Herz zuerst Uebersättigung empfindet? Sie sehen ungläubig und unwillig aus. Dann fragen Sie mich nicht mehr, halten Sie Ihren neugierigen, rastlosen Geist in Banden, Sie kleine Tochter Evas; es kann Alles so sein, wie Sie sagen. Und sagen nicht auch Weise, wo die Liebe aufhöre, fange die Freundschaft an, welche keine so leichten Flügel besitzt, und nehme ihren Platz ein?“

Nathalie lächelte verächtlich.

„Ich verschmähe eine solche Hoffnung,“ sagte sie ungehalten; „Freundschaft nach Liebel! Ich möchte eben so gerne den Winter nach dem Frühling haben. Wie kann überdies Jemand Vertrauen auf ein Gefühl haben, das auf den Trümmern eines andern ruht?“

„Es mag nicht weise sein, so zu sprechen“ antwortete Herr von Sainville, „und doch stimme ich Ihnen bei. Nein, wenn die Liebe todt ist, möchte ich sie begraben wissen und nicht unter so kalter Hülle wieder erweckt sehen.“

„Aber warum soll die Liebe sterben?“ fragte sie muthlos.

„Wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Aber, Kind, weshalb beunruhigen Sie sich mit solchen Gedanken? Wahrlich, haben Sie nicht Zeit genug noch zu Zweifel und Kummer? Liebe ist der Glaube der Jugend und Glaube das tägliche Brod dieser Religion des Herzens. Halten Sie Ihre Liebe für unsterblich, wenn Sie wollen, Sie werden die meine trotz all' ihrer Sterblichkeit nicht minder glühend und wahr finden. Die Frische des Morgens umgibt sie noch immer und Sie stehen in der Dämmerung eines langen Sommertages. Halten Sie ihn für endlos; obgleich er mir ein Traum ist, werde ich, der ich die Mittagshize beinahe hinter mir habe, diesen kindlichen Glauben doch nicht zerstören. Seien Sie glücklich in Ihrer Unkenntniß, meine Kenntniß soll mich nicht aller Freude berauben. Der Gedanke an den Sonnenuntergang soll mir die Heiterkeit der Gegenwart nicht stören. Ist das Leben unabweisbar verbittert durch den Gedanken an den Tod? Gibt es kein Glück, als das, welches ewig ist?“

„Ich wünschte, wir hätten denselben Glauben,“ sagte Nathalie betrübt, „ich wünschte, unsre Gefühle stimmten mehr überein; ich wünschte — mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich es sage, — wir wären nicht durch so vieler Jahre Unterschied und die traurige Kenntniß, welche

ſie geben, getrennt; ich wünſchte, ich wäre eine ältere Frau, oder Sie ein jüngerer Mann.“

Sie zögerte etwas, und blickte auf, um zu ſehen, ob er nicht beleidigt ſei, aber er lächelte nur und ſagte:

„Sie eine ältere Frau und ich ein jüngerer Mann! Mein Kind, Sie haben ſeltſame Phantaſien. Welch' ein geſetztes kleines Frauchen von dreißig Jahren würden Sie geben; und doch — ſehen Sie meinen ſchlechten Geſchmack — ich ziehe Sie ſo vor. Ich würde Sie ſogar, wenn die Macht in die Hände der Menſchen gelegt wäre, ewig ſo bleiben laſſen, wie ich Sie in dieſem Augenblicke ſehe, und Sie zu einer Erſcheinung jener ewigen Jugend verzaubern, die Ihnen ſo gut ſteht. Ich mußte alt und ernſt werden, Sie aber ſchuf die Natur im Morgenkleide und niemand kann Sie betrachten, ohne zu ſehen, daß die Friſche des Morgens Sie noch immer umfliehet. O! wünſchen Sie nicht älter zu ſein; die Zeit wird Sie bald genug überholen. Und was den Wunſch betrifft, daß ich ein jüngerer Mann wäre, ſo laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß, wenn ich Sie in meiner Jugend geſehen, ich Sie nicht geliebt hätte.“

„Sie würden nicht?“ ſagte Nathalie ſehr überrascht.

„Nein, wahrhaftig nicht.“

„Und weßhalb?“ fragte ſie etwas gereizt.

„Weil Sie nicht das beau ideal meiner Jugend ſind!“

„Bitte, was war das beau ideal Ihrer Jugend?“

„Ein von Ihnen ganz verſchiedenes weibliches Weſen, meine kleine Nathalie; denn ſie war ſchön und ſanft wie eine Lilie; ein ſündenreines Weſen, das dieſe Erde kaum berührte.“

„Und würden Sie dieſes Weſen noch lieben?“

„Lieben, ein Weſen ſo kalt, ſo überirdiſch? Nein.“

Jeder Zug Nathaliens ſtrahlte, als ſie dieſe entſchiedene Antwort hörte. Aber ſie nahm eine ernſte Miene an.

„Es scheint,“ sagte sie, „daß ich sehr viele Fehler habe.“

„Sie sind ächt menschlich.“

„Und kein Ideal?“

„Nicht im Geringsten. Was ist eine ideale Frau? Das blasse krankhafte Geschöpf eines tollen Jünglings oder noch wahnsinnigeren Dichters: ein armseliger Schneefranz.“

„Und was bin ich?“

„Ein Sonnenstrahl, der das Auge erfreut und das Herz erwärmt; doch nein, ich will nicht poetisch werden; Sie sind einfach ein Geschöpf unserer vergänglichen Welt, mit einem Temperament, wie ein Apriltag, aber mit dem ehrlichsten und treuesten Herzen.“

Ein Erröthen der Freude flog über Nathaliens Wange, und sie wandte sich lächelnd ab, bald jedoch sah sie sich wieder um.

„Sie lieben mich so?“ sagte sie.

„Allerdings, ich liebe Sie so.“

„Ein wenig?“

„Sehr, Petite.“

„Und Sie werden mich ewig lieben, nicht?“

Sie war wieder auf denselben Punkt mit der lieblosen Beharrlichkeit eines Kindes zurückgekommen, das sich nichts abschlagen läßt. Er sah sie an: sie suchte sich eine gleichgültige Miene zu geben, aber ihr Herz lag in ihrer Antwort; er fühlte es und er fühlte sogar in diesem Augenblick, daß er wohl gar zu ihrem Glauben an die Ewigkeit der Liebe bekehrt werden könnte.

„Ja, immer,“ antwortete er.

Ihr Gesicht leuchtete auf und sie lächelte helter; aber sie drängte das Gefühl zurück und sagte mit einem traurigen Blicke:

„Das sagen Sie nur, um mir zu gefallen.“

„Wirklich nicht,“ antwortete er, indem er sich mit innigem Blicke auf sie herabbeugte und in seinem Herzen

fühlte, wie entzückend es sei, so geliebt zu werden; „nein, wahrhaftig nicht, denn ich glaube wirklich, daß, wenn ich je aufhören könnte, so für Dich zu fühlen, mein armes Kind, wie ich jetzt fühle, mein Herz, das nicht im Stande wäre, von Dir abzulassen, oder Dich auszuschließen, einen andern noch besseren Weg finden würde, Dich noch immer zu lieben.“

Ein strahlendes Lächeln spielte um Nathaliens geöffneten Lippen.

„Mag die Zukunft für sich selbst sorgen,“ sagte sie in leisem fieberhaftem Tone; „ich fühle hier, daß Sie mich ewig lieben müssen.“

Sie preßte ihre gefalteten Hände an ihr Herz und beugte ihr Gesicht vor seinem Blicke. Ein unwiderstehlicher Drang trieb sie, sich noch fester an ihn anzuschließen; er nannte sie „seine Herrin, sein Weib, sein Kind, alles was entzückend, theuer, kostbar,“ und gelobte ihr mit den leidenschaftlichsten Worten, sie ewig zu lieben.

Sie gingen hinein. Die Sonne war untergegangen; der Abend umfloß sie mit seinem sanften grünen Lichte. Nathalie achtete nicht darauf: denn in ihrem Herzen strahlte ein noch wärmeres, glühenderes und schöneres Licht, als es der irdische Tag je sah. Sie war den ganzen Abend so bezaubernd und entzückend, daß ihr ernstester Liebhaber seine Klugheit und Weltkenntniß ganz und gar vergaß; er gab sich dem Zauber, den sie über ihn ausströmte, so unbefangen hin, daß seine Tante, die ihn mit stiller Verwunderung ansah, Nathalien beim Weggehen leise warnend zustrüstete:

„Sehen Sie sich vor, das ist kein natürlicher Zustand bei Armand: sehen Sie sich vor.“

„Seien Sie ganz beruhigt,“ sagte Nathalie mit einem entzückten Blicke.

Ja, sie sah so heiter aus, als sie nach Hause kam, daß Rose sie fragen mußte, was ihr sei.

„Ich bin zu glücklich, Rose, viel zu glücklich;“ sie küßte ihrer Schwester glühend die Hand, während sie sprach.

Als Nathalie Herrn von Sainville das nächste Mal wieder sah, war sie sehr betrübt, daß seine augenblickliche Schwäche gänzlich verschwunden. Er war freundlich und liebevoll; aber doch wieder der ernste, sich selbst beherrschende Mann der Erfahrung, der sich herabgelassen, das heitere Mädchen von achtzehn Jahren zu lieben. Der Ernst seiner Zärtlichkeit ärgerte und mißstimmte sie: sie suchte die Stimmung wieder herzustellen, in welcher sie geschieden waren, aber es gelang ihr nicht. Sie ward mürrisch und die Folge davon konnte nichts Anderes, als ein kleiner Zank sein, — der erste, den sie als Liebende mit einander hatten. Sie wollte drei Tage lang nicht in das Schloß gehen. Am Abend des dritten Tages saß sie mit ihrer Schwester in ihrem kleinen Zimmer, als Rose die Blumen von dem Tische nahm, welche Nathalie am Morgen erhalten und ihr darüber Vorwürfe machte, daß sie sie hier verwelken lasse.

„Ich vergaß sie, Rose,“ antwortete sie. „Was thut es auch? Nach seinem eigenen Geständnisse ist seine Liebe eben so vergänglich und wird so bald hinwelken, als seine Geschenke.“

Rose band die Blumen auf; ein verborgenes Briefchen fiel auf den Boden vor ihre Füße. Nathalie sah es, hob es mit der Schnelligkeit des Gedankens auf, erbrach es, und zog das Licht näher an sich, um zu lesen. Der Brief war lang. Als sie damit zu Ende war, hielt sie ihn noch einige Augenblicke in der Hand, gab ihn Rose und sagte, ohne sie anzusehen:

„Ich habe ihm Unrecht gethan; Du mußt es lesen — seine Rechtfertigung.“

Rose nahm schweigend den Brief; er lautete wie folgt:

„Nathalie, zweifeln Sie nicht an meiner Liebe. Sie quälen sich selbst und schmerzen mich — alles vergeblich.

Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen in den Worten: „Ich liebe Sie,“ alles mit drei Worten sagte — Seiten könnten nicht mehr ausdrücken.

„Wir sind so verschieden!“ sagten Sie kürzlich Abends in muthlosem Tone. „Ist die Liebe aber nicht gerade das Kind der Gegensätze? Glauben Sie, ich hätte ein Weib lieben können, die mir im Alter näher gestanden und gleich mir aller Illusionen und Hoffnungen baar ist? Ich hätte es nicht können. Unsere individuelle Erfahrung muß nothwendig eine ähnliche gewesen sein; wenn sich unsre Blicke in Trauer und Mißtrauen begegnet wären, würden sie sich nicht wieder gesucht haben. In Ihnen aber suche und finde ich, was mir für immer verloren und was mir deshalb so theuer ist — den Glauben und die Frische der Jugend.“

„Von dem Augenblicke an, als Sie dieses Haus betraten, fühlte ich, daß eine Veränderung, die ich mir nicht erklären konnte, eingetreten war.“

„Ich glaube, daß mancher kalte und streng aussehende Mann, gleich mir, der Gesellschaft der Frauen nicht so abgeneigt ist, als es wohl scheint.“

„Ich habe während eines thätigen und unruhigen Lebens wenig Gelegenheit gehabt, mich viel um Frauengesellschaft zu mühen, die wesentlich ein Luxus ist, weil sie einen ungemeynen Zeitaufwand erfordert und eine beständige Aufmerksamkeit nöthig macht, damit der Mann dem entnervenden Einfluß nicht nachgebe; und dennoch sehnte ich mich immer nach dem Vergnügen, das mir einst das Besammensein mit meiner Schwester und Tante bereiten würde. Das Vergnügen, welches Männer im Umgange mit Frauen genießen, mag selbstsüchtig sein, aber es ist wirklich. Es ist beruhigend, nach den heftigen Stürmen des Lebens in die häusliche Stille sich einzupuppen und der Mittelpunkt einer friedlichen Heimath zu werden. Der Gedanke an diese Zeit machte mich glücklich, namentlich, da ich mich dem — immer gefährlichen —

Wagnisse der Ehe noch nicht ausgesetzt. Als ich jedoch nach Frankreich zurückkehrte, als ich meine Tante und Schwester nach Sainville beschieden, fand ich, daß dieses Schicksal mir nicht bestimmt sei. Bei unserer ersten Begegnung sah ich, daß meine arme Tante das Vergangene weder vergeben, noch vergessen konnte, und es bedurfte keiner zweiten Unterredung, um zu erfahren, daß die stolze und weltliche Frau, welche mich ihren Bruder nannte, nicht mehr die einst so freundliche und liebevolle Schwester meiner Jugend war. Die Zeit hatte bei beiden das ihrige gethan — ich konnte sie nicht tadeln. War ich selbst unverändert geblieben? Sah ich nicht, daß meine Kälte und Strenge Jedermann von mir zurückstieß? Dennoch fühlte ich mich enttäuscht; ennui überkam mich bald und ich beschloß, Europa zu durchwandern. Ich hatte eine lange Reise projectirt, als mich die Unbescheidenheit und Zudringlichkeit meines Neffen zwang, Ihnen eine Heimath in Sainville anzubieten. Ich sage „zwang“, weil mir die Ehre zu gebieten schien, nicht weniger zu thun. Anfangs war mir die Sache sehr fatal. „Was auf der Welt soll ich mit diesem Mädchen thun?“ fragte ich mich, denn ich habe meine eigene Ansicht über Verantwortlichkeit, und da ihr Sohn betheiliget war, konnte ich Madame Marceau nicht trauen. Da ich wünschte, Ihnen alles auseinanderzusetzen und Sie zu warnen, auf Ihrer Hut zu sein, beschloß ich, Sie allein zu sprechen. Ich war wol auch etwas neugierig, zu sehen, was für ein Wesen Sie eigentlich wären. In Folge meines Wanderlebens und der Abgeschlossenheit, in welcher unsre unverheiratheten Mädchen leben, hatte ich nur einen sehr schwachen Blick in die Natur junger Mädchen gethan. Es ist sehr schade, daß dem so ist, denn es gibt auf der Welt nichts Reizenderes, als ein junges Mädchen, wenn sie in der ersten Frische ihrer Jahre, Gefühle und Reinheit auf der Schwelle des Lebens steht, unschuldig und furchtlos, mit dem neugierigen Blicke eines wilden und lange gefangen gehaltenen Vogels,

der wohl wissen möchte, wohin und wie weit ihn seine Flügel tragen würden. Ich konnte bei unserer ersten Unterredung kaum ernsthaft bleiben. Sie waren so eigenthümlich, so immer auf der Defensiv, so bereit, eine eingebildete Herabsetzung ausfindig zu machen und doch so offenherzig und durch die kleinste Freundlichkeit zu gewinnen. Ich sah, daß das Leben Ihnen keine harte Lehre gebe, daß aber selbst diese bittere Kenntniß Ihren ursprünglichen Stolz nicht unterdrücken oder gewonnene Klugheit mittheilen könne. Aechte Originalität läßt sich nicht aufheben; sie ist und bleibt ein Theil unseres Wesens. Was mich aber damals und später am meisten wunderte, war die Einfachheit und Unerfrohenheit Ihres Benehmens. Sie waren frei und offen selbst gegenüber von mir. Vergebens stellte ich mich ein paar Mal, um Sie zu prüfen, ernst und streng. Sie schienen diese Verstellung zu durchschauen und ermüdeten mich durch Ihre Geduld.

„Wirklich, Kleine, je mehr ich Sie sah, desto mehr entzückten Sie mich. Ich liebte diesen Blick, welcher zu sagen schien, daß Sie trotz des vollkommenen Bewußtseins Ihrer Tugend und Schönheit Lob und Schmeichelei verachten, welche diese gefälligen Reize so leicht gewinnen; ich liebte Sie, weil Sie so offen und muthig waren; ich liebte Ihre helle, angenehme Stimme, Ihr anmuthiges Lächeln. Wenn ich Sie in einiger Entfernung so leicht auf einem Gartenpfad dahin eilen sah, als freuten Sie sich aus vollem Herzen der Frische und des Grünen rings umher, sagte ich, wie schade, daß das alte Haus und der Garten die reizende Erscheinung jemals verlieren sollte, welche so unerwartet hereingestrahlt. Mein Herz sehnte sich nach Ihnen lange, ehe ich mir selbst gestehen wollte, warum; aber die sogenannte Weisheit des Menschen hat wenig Macht über das, was in seinem Herzen vorgeht. Wenn mein Ohr Ihrem Schritte lauschte und mein Auge Sie sinnend beobachtete, sagte ich zu mir selbst: „sie ist jung und hübsch und der Anblick der Jugend

und Schönheit ist angenehm, aber sie ist so sehr noch Kind, daß ich sie im Ernste nicht lieben könnte. Die seltsame Mischung von kindlicher Kühnheit und weiblicher Scheu, welche damals Ihr Benehmen gegen mich charakterisirte, das abwechselnde Vertrauen und Nachgeben bezauberte mich immer untwiderstehlicher, je öfter ich Sie begegnete und ich wußte die Gelegenheit sehr häufig herbeizuführen. Denn bald suchten, bald mieden Sie mich mit der Offenheit und Naivität eines Kindes. Sie beobachteten mich mit einer Art neugierigen Blickes, die mich unterhielt; sie schienen verlegen, aus mir flug zu werden, doch schien es Sie auch wieder zu interessiren. Ich hielt es für eine mädchenhafte Laune, und gab mich der Freude hin, ohne zu untersuchen, warum ich diese Freude empfinde. „Nicht aus Liebe,“ sagte ich zu mir selbst, und doch verschob ich meine Abreise von Tag zu Tag. O! wie können ernste Männer, die sich selbst für klug halten, in manchen Dingen wie Kinder getäuscht werden.

„Erinnern Sie sich der Woche, welche Madame Marceau auf dem Schlosse Jussac zubrachte? Erinnern Sie sich, daß ich am zweiten Tage nach Ihrer Abreise zu meiner Tante sagte: „ich gehe nach Marmont und werde wahrscheinlich vierzehn Tage wegbleiben.“ Sie legten Ihre Arbeit in den Schooß und sahen plözlich auf, — nicht zu mir, aber ich konnte Sie wohl beobachten — mit einem Ausdruck von so tiefem Bedauern und Verdrusse, daß ich ihn nicht falsch deuten oder verstehen konnte. Er dauerte nur eine Sekunde, aber ich sah und fühlte, was er sagen wollte, in tiefster Seele. Nathalie, war ich nicht ein ziemlich freundlicher Bruder und Nefte? Ich hatte meine Tante und Schwester aus dunkler Armuth gerissen, um ihnen den Reichthum und die Stellung ihrer Geburt wiederzugeben. Es war wenig Verdienst dabei, aber ich hatte es gethan. Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, hätte ich ihnen gesagt, ich werde den atlantischen Ozean durchschiffen oder eine Fußreise nach China machen,

weder Tante noch Schwester würden einen Ausdruck des Bedauerns in den Zügen haben blicken lassen. Sie aber, eine Fremde, die ich kaum beachtet, Sie bedauerten, mich vermissen zu sollen. Statt in Marmont zu bleiben, kehrte ich andern Tages zurück: ich war begierig, wie Sie aussehen würden. Sie waren mit meiner Tante im Garten an dem Ende der Buchen-Allee. Sie saßen auf einem niederen Stuhle am Fuße eines Baumes, an welchem Sie zum Theile lehnten. Ihre Arbeit lag nachlässig auf dem Schooße, Ihre Hände waren gefaltet; ich glaubte, Sie seien in Gedanken versunken. Es war ein schöner Abend; das warme Licht der untergehenden Sonne beleuchtete die ganze Allee, eine tiefere Glut fiel jedoch auf die Stelle, wo Sie saßen. Als ich Sie dort sah mit dem dunkeln Baume hinter Ihnen, mit dem weißen Kleide, das in der züchtigen Anmuth eines weiblichen Gewandes Sie umschloß, mit dem niedergeschlagenen Blicke und den gefalteten Händen, dachte ich an einen alten Kupferstich Raphaels „Vierge au palmier“, den ich vor einigen Jahren auf meinen nordischen Wanderungen gesehen. Er war mir aufgefallen wegen seiner südlichen Anmuth und noch oft, obgleich ich ihn nie wieder gefunden habe, trat die reizende Gestalt in deutlichen Umrissen vor mich. Wie wenig ahnte ich, daß eines Tages eine entzückendere und lebendige Erscheinung mich in meiner eignen Heimath grüßen werde. Ich ging die Allee entlang: Sie sahen lebhaft auf, ich kann nicht sagen, ob Sie errötheten oder nicht, einen Augenblick lang war es mir jedoch, als ob das warme Sonnenlicht mit tieferer, roßiger Glut auf Ihre Gesichtszüge gefallen wäre und Ihre Augen mit hellerem Glanze bestrahlt hätte. Ich setzte mich zu meiner Tante: Sie bewegten sich nicht: ich sprach, glaube ich, ziemlich kalt, stürmische Gefühle durchwühlten jedoch die ganze Zeit meine Brust; ich fühlte, ja ich wußte, daß ich Sie liebe und sagte zu mir selbst, daß das Kind, welches so ruhig und unbewußt zu meinen Füßen saß,

einst meine Frau und die Herrin von allem dem, was uns umgab, werden solle. Ich habe kein furchtsames und bedächtiges Temperament; ich kannte Sie damals so gut, als ich Sie jetzt kenne. Was kümmerte mich der Unterschied der Jahre! Ich fühlte, ich konnte Sie dies vergessen machen, wenn ich nur immer wollte; Sie waren jung, für Eindrücke empfänglich, in der ersten Frische und Wärme Ihrer Gefühle; Liebe ist in dieser Zeit gar leicht zu lernen. Ich beschloß, daß Sie mich lieben sollten trotz meiner Jahre, Kälte und Strenge. Es ist ein altes Sprichwort, daß kein Sainville jemals etwas unternommen, was er nicht vollendet. Es war jedoch nicht der Glaube an dieses Wort, was mich leitete, sondern eine weit sicherere Wissenschaft. Es hat niemand vergebens geliebt, außer denen, die nicht zu lieben verstanden.

„Sie waren sehr reizend und anziehend; leicht gereizt, aber ebenso leicht versöhnt. Ich wartete die Fortschritte einer Liebe ab, der Sie selbst unbewußt waren. Ich wußte, ehe Sie es mir sagten, daß Sie Charles nicht liebten und in dieser Richtung fühlte ich deshalb keine Zweifel. Auch schien es mir nicht unpassend, Sie in der Ungewißheit zu lassen, die weit entzückender ist, als die Gewißheit. An jenem Abend, als wir allein im Garten saßen, nahmen Sie meine Hand und erhoben sie zu den Lippen — Lippen, die viel zu rein für solche Huldigung — und dankten mir so unschuldig für eine Freundschaft und einen Edelmuth, die nur in Ihrer Einbildung existirten; ich hatte nicht den Muth, Sie zu enttäuschen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie mit selbstsüchtiger und eifersüchtiger Liebe umfasse, daß ich Sie für mich, nur für mich allein wünsche und daß ich Sie hier behalten wolle, bis der Tag komme, wo ich Sie für immer bei mir aufnehmen und in meinem Herzen wohnen lassen könnte. Und doch war ich nicht ohne Zweifel und geheime Befürchtungen. Am selben Abende schliefen Sie in dem kleinen Salon ein; meine Tante beliebte nachzudenken, wie sie es nennt.

Ich blieb und beobachtete Sie in Ihrem Schlafe, aber vielleicht nicht mit den Gedanken, die Sie vermuthen, Kleine. Sie sahen wirklich sehr hübsch aus, während Ihr Kopf auf dem Kissen lag und Ihre Hände gefaltet waren; aber ich dachte nicht daran. Ich dachte nur, daß Sie in dem zweifelhaften Lichte dieses ruhigen Platzes und in der Ruhe des tiefsten Schlummers kaum wie fünfzehn Jahre aussehen. Nie waren Sie mir so kindisch vorgekommen. Es schmerzte mich. Welche Thorheit war ich im Begriffe zu begehen? War dies die gerühmte Klugheit Armands von Sainville? Eine Leidenschaft für ein Kind? Ich beugte mich ängstlich vor, um deutlicher die Linien des Gesichtes derjenigen zu sehen, der ich das Schicksal meines Herzens anvertrauen wollte, als Frau von Juffac die Draperie zuschob und triumphirend über meine Thorheit lächelte. Sie wußte nicht, daß ich mir gerade in diesem Momente die Frage vorlegte, „soll ich sie aufgeben oder nicht, so lange es noch Zeit ist?“

„Aufgeben! ach wie konnte ich das? wie konnte ich sie verlassen, die wenn auch mit Anmuth und Schönheit begabt, doch noch keine größere Kunst besaß, mir meine Kälte zu benehmen, als indem sie zu mir trat und wie ein Kind sagte: „habe ich Unrecht gethan?“ O! mein Kind, diese kunstlose Art und Weise hat mich schweren Prüfungen ausgesetzt. Wenn Sie mir dann ins Gesicht sahen und ich deutlich erkannte, was Ihnen noch unklar und vielleicht unbewußt war — daß Sie mich liebten, — war es schwer, der Versuchung zu widerstehen, einen Kuß auf Ihre Lippen zu drücken, der vielleicht glühender, als der eines Vaters gewesen wäre, und doch, glauben Sie mir, nicht minder rein.

„Frau von Juffac, — die mich wahrscheinlich durch Sie für die Legitimität gewinnen wollte, — nahm Sie mit sich. Ich benutzte die Gelegenheit abzureisen. Ich wollte überlegen und nachdenken, — dann handeln. Ich

konnte nicht lange entfernt bleiben und die Zeit lastete während der Trennung so schwer auf mir; auch fand ich Sie so blaß bei meiner Rückkehr, daß ich beschloß, keine derartigen Versuche mehr zu machen. Es trat eine Veränderung zu jener Zeit mit Ihnen ein. Sie hüllten sich in Ihren weiblichen Stolz; stießen zwar nicht zurück, verschmähten aber zu suchen. Ich ahnte weßhalb, und als ich sah, daß ein Wort oder Blick diese Veränderung hervorbringen könne, fragte ich mich, welches andre Mädchen von achtzehn Jahren erröthen, lächeln und lieblicher aussehen würde, weil ich da sei. O! es ist ein gefährlich Ding für einen Mann, täglich einem Weibe zu begegnen, von dem er sich geliebt weiß; gefährlich sogar, wenn sie auch noch so einfach ist und am gefährlichsten, wenn die Natur sie schön gemacht.

„Es muß in der Erinnerung an jene Zeit etwas unendlich Angenehmes liegen, da ich mich von ihr so weit führen ließ. Ich darf wohl nicht mehr sagen, um Ihre Befürchtungen und Zweifel zu heben? Ich habe Ihnen gezeigt, wie und warum ich Sie liebe. Ich besitze kein unbeständiges Temperament; aber wenn ich auch nicht der Erste war, der sich gegen die änderte, welche uns liebte, so weiß ich doch, daß Gelübde keine Macht über das Herz haben. An Pflichten können sie uns wol binden, aber nie an Gefühle. Wollen Sie stets einen Zauber über mich ausüben, so bleiben Sie immer, was Sie jetzt sind. Ich spreche nicht von der Schönheit, sondern von dem sanften und milden Zauber, den ich fühlte, als ich Sie zum ersten Male sah, als Sie bescheiden und furchtlos vor mir standen, und meinem Blicke mit einer so reizenden und verzeihen Sie mir, an Frauen so seltenen Offenheit entgegentraten. O Nathalie, brechen Sie diesen Zauber nicht durch Zweifel und Mißtrauen. Wenn wir einen reinen Tranck trinken oder uns selbst sehen wollen, wie wir einst waren, so suchen wir nicht den aufgeregten Strom, der seinen Weg an den Wohnungen der Menschen vor-

über nimmt, sondern das frische, reine und klare Wasser im ruhigen Thale, das bis jetzt nur den heltern Sonnenhimmel abgespiegelt hat. Sie sind für mich dieser angenehme und kühle Trank; meine Seele, die in dem Getümmel und Fieber der Welt beinahe verdurstete, wendet sich nach Ihnen und freut sich Ihrer Reinheit und Frische. Um des Himmels Willen, versuchen Sie nicht, klug zu sein oder zu frühe an dem Becher der Erfahrung zu nippen. O! wenn Sie können, erhalten Sie Ihre Seele so frisch, als die reine Blüthe Ihrer Wange."

Rose faltete den Brief wieder, nachdem sie ihn gelesen und händigte ihn schweigend ihrer Schwester ein.

"Nun," sagte Nathalie, ihr lebhaft in die Augen blickend, „er liebt mich, nicht wahr?“

„Ja, er liebt Dich.“

„Weßhalb siehst Du denn so ernst aus?“

„Ach! weil dieser ernste, weise Herr von Sainville Dich so thöricht liebt.“

Rose sprach traurig; aber ein helles, triumphirendes Lächeln leuchtete aus Nathaliens Zügen.

„Thöricht!“ wiederholte sie; „laß ihn, Rose. Ja, laß, den gesetzten, ernstesten Mann dieser Thorheit seines Herzens folgen. Was hast Du sonst noch einzuwenden?“

„Daß er Dich mit solcher Leidenschaft und deßhalb mit so wenig Vernunft liebt,“ antwortete Rose mit unverändertem Ernste.

„Leidenschaft! was weißt Du von Leidenschaft, Rose? Und doch weißt Du so vieles. Wie kannst Du sagen, daß er mich so liebt? Was war in dem Briefe, das Dich dies glauben machte?“

„Alles. Ach Kind, er liebt Dich nicht, wie ein Mann eine Frau lieben sollte, als die künftige Begleiterin durch das Leben, als die künftige Mutter seiner Kinder, sondern wie ein Mann seine Geliebte liebt. Steh mich nicht so ungehalten an! Ich bin überzeugt, daß Du seine rechtmäßige Gattin wirst; wirst Du aber auch sein Weib in dem

wahren und heiligen Sinne des Wortes werden? Er liebt Dich; er wird freigebig gegen die sein, die er liebt; es wird ihm Freude gewähren, bei ihr zu sein und zu fühlen, daß sie sein ist; sie zu reizen — sie läßt sich leicht reizen — und sie wieder zu besänftigen, eine Kunst, die er, wie es scheint, in hohem Grade besitzt, was ihm nicht unbekannt ist; er wird freundliche Worte und noch liebevollere Zärtlichkeiten für sie haben. Aber sie wird nur sein Spielzeug sein; der Reiz für seine müßigen Stunden, nicht seine Begleiterin und Freundin. Nicht die, mit der er die große Reise der Unsterblichkeit antreten möchte, das Wesen, das er auf dem Pfade des Rechtes leiten und vom Unrechten abhalten möchte. Was meint er damit, wenn er Dich bittet, zu bleiben, wie Du jetzt bist? Wird nicht Dein Geist älter? Liegen nicht des Lebens traurigste Erfahrungen und bittersten Kenntnisse oft verborgen unter der offenen Stirne der Jugend? Muß nicht das wahrste Herz seine erste Reinheit und früheste Frische verlieren, lange ehe es aufgehört hat, zu schlagen? Und ich, die ich glaubte, er werde Dich mit ruhiger, väterlicher Zuneigung lieben? Aber die Zeit scheint nicht diese Gewalt über das Herz, seine Leidenschaften, Gefühle und Wünsche zu besitzen, von der ich mir träumen ließ. Die Thorheit der Jugend kann die Lehre der Erfahrung überleben und die Leidenschaft trotz aller Macht und Weisheit der Jahre stark sein."

"D Rose," rief ihre Schwester, "Deine Worte entzücken und quälen mich. Sein Spielzeug! das war grausam; aber Du mußtest doch bekennen, daß er mich liebt, ja, "trotz aller Macht und Weisheit der Jahre" liebt.

"Gefällt Dir das? Dann sei zufrieden. Denn ich glaube, seine Liebe ist tiefer, als er merken läßt, als Du glaubst und als er selbst ahnt. Ich habe gehört, daß wenn Männer, wie er, sich einer Leidenschaft hingeben, sie sich ihr noch rückhaltloser hingeben, als in der Jugend; aber ich hoffte, er gehöre nicht zu diesen. Es muß ein wunderbarer Zauber ihn besangen halten, da er sogar

Deine Fehler liebt. Er ist blind. O, Mathalie, gib ihm keine Veranlassung, daß er aus diesem Traume der Thorheit erwache.“

Mathalie lächelte über ihre Schwester mit einem heiter vertrauenden Lächeln, das sie noch lieblicher machte und doch war es nicht das Lächeln bewußter Jugend und Schönheit.

„Ich besitze keinen Zauber, als die Liebe,“ sagte sie, „aber es ist der beste. O Rose! Ich werde ihn so innig und so vertrauensvoll lieben, daß er mich, trotz meiner Fehler, ewig lieben soll. Er liebt mich so; bitte mich also nicht, daß ich anders werde.“

„Ist er Dein Gewissen?“ fragte Rose mit finsterner Strenge. „O! mein Kind, mein Kind; ich fürchte für Dich. Denn nach der Thorheit kommt die Ungerechtigkeit. Weßhalb ermuthigt er Dich in Deinen Fehlern? Unerfahrenheit ist kein Verdienst; der Fehler, übereilte Antworten zu geben, sollte für einen weisen Mann keine Anziehungskraft besitzen. Du bist der glühendsten Liebe, der Aufopferung, des Muthes und wenn es sein muß, des Heroismus fähig; denn Du bist ein braves, kleines Geschöpf. Keine Gefahr würde Dich zurückschrecken, kein Unglück Dich muthlos machen, wenn es ihn gilt. Du kannst glühend lieben — möge er das schätzen. Du magst Deine Schönheit, Deine Gesichtsfrische, Deine pikante Lebhaftigkeit verlieren, Deine edle Natur und Dein warmes Herz werden Dir bleiben. Lege keinen Werth darauf, ihm durch Deine Fehler und Schwächen zu gefallen; er wird der Erste sein, der gegen sie ankämpft. Er wird verlangen, daß Du sanft, nachgiebig und ruhig seist. Er ist ernst und streng; er wird sich über Dein rebellisches Temperament beklagen — ja, wer weiß, ob er nicht gerade dieser Lieblichkeit, die Dich so sehr reizt, endlich müde wird? Nun, was ist Dir?“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Mathalie ihr Gesicht in ihre Hände begrub und in eine Flut leidenschaftlicher Thränen ausbrach.

„O Rose! Du bist ohne Mitleid!“ rief das junge Mädchen, indem sie mit geröthetem und bewegtem Gesichte, glänzenden Augen und vor Aufregung zitternden Lippen aussah: „ja, ohne Mitleid; wie konntest du sonst die Vermuthung aussprechen, er werde meiner am Ende müde werden. Gott helfe mir! Alle, die mich lieben, äußern dieselben Zweifel und sagen mir dieselbe Geschichte von Liebe und Leben. Es ist aber Täuschung, Thorheit und Verirrung. Das ist sehr grausam. Der Glaube der Jugend sollte nicht so grausam zerstört werden. Die Erfahrung kann nichts Schlimmeres thun, als ihn so niederdrücken. Gib mir, wenn Du es vermagst, die kalte Weisheit, die mit den Jahren kommt; und wenn Du nicht kannst, o, so laß mich thöricht bleiben, wenn Du es so nennen willst; es wird mir Trost und Hoffnung gewähren.“

Sie ging mit großer Aufregung im Zimmer auf und nieder, blieb dann mit einem Male stehen, schüttelte die Thränen weg und lächelte.

„Wie thöricht ich doch bin!“ sagte sie, über ihre Thorheit lachend, „wie thöricht! Du bist lieb, Rose; du meinst es gut mit mir; aber was weißt Du von alledem? Wenn Du aus bloßen Worten auf kaltem Papier schon schließt, daß er mich zu sehr liebt, was würdest Du sagen, hättest Du ihn das geröthete und erregte Gesicht auf die herabbeugen sehen, welche er seine Kleine nannte. Wenn Du ihn gehört, wie er mit zitternder Stimme, von seinen Gefühlen beinahe überwältigt, zu ihr sagte, wie innig er sie liebt? O Rose, Du könntest dann so wenig an ihm zweifeln, als ich,“ fügte sie mit dem glühenden und zitternden Tone des triumphirenden Vertrauens hinzu.

Sie sah so stolz und schön aus, als sie so in der Mitte des schlecht erleuchteten Zimmers stand, mit dem Lichte der glühenden Hoffnung der Jugend in den Augen

und dem strahlenden Lächeln auf den Lippen, daß Rose all' ihre Klugheit vergaß und bewundernd ausrief:

„Ich wünschte, er sähe Dich jetzt.“

Nathalie lachte und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, was Du meinst, Rose; aber das ist es nicht, worauf ich mein Vertrauen setze. Horch,“ setzte sie hinzu, indem sie die Hand ihrer Schwester nahm und sie an ihr Herz drückte; „ich fühle hier eine Liebe, die all' seine Gleichgültigkeit und all' seinen Stolz ertragen kann. Mag er mich lieben, wie er will: als Freundin, Gefährtin, Geliebte oder Frau, was kümmert es mich: aber er soll, er wird mich lieben. Ich sage Dir, seine Liebe ist tief und wahr; aber,“ fügte sie hinzu, indem sie den Zeigefinger an die Stirne legte, und leiser sprach: „Ich werde prüfen . . .“

„Was?“ fragte Rose.

„Nichts,“ antwortete Nathalie mit einem Lächeln.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nathalie erfann Proben — eine gefährliche Sache; in ihrem Falle doppelt gefährlich. Ihr erster Versuch war jedoch sehr mild. Sie wiederholte Herrn von Sainville lachend das Wesentliche von dem, was Rose behauptet hatte. Er schien nicht beleidigt und doch war es ihm sichtlich unangenehm. Er runzelte die Stirne und rückte auf dem Sitze hin und her.

„Ihre Schwester meint es gut,“ sagte er, „und sie ist mit Recht für Ihre Zukunft besorgt; aber sie irrt sich vollkommen. Frauen verstehen nichts von der Art der

Liebe, welche der Mann fühlt und dieser Irrthum ist es, der so oft sie und ihre Männer unglücklich macht. Sie haben über diesen Punkt die seltsamsten Bedenklichkeiten und Einfälle, die man nur haben kann. Seien Sie klüger, als Ihr Geschlecht. Fragen Sie nicht zu neugierig, wie und warum Sie geliebt werden. Liebe kann man nicht beweisen. Alles, was eine Frau vom Manne zu verlangen das Recht hat, besteht darin, daß er eine wahre und ehrenhafte Liebe für sie fühle; aber ganz genau die Art und das Maas seiner Liebe wissen wollen, heisse den evaartigen Geist der Neugierde und Erkenntniß zu weit treiben."

"Aber Rose sagte, mein lebhaftes Temperament werde Sie verdrießlich machen und Ihnen lästig werden," drängte Nathalie mit einem fragenden Blicke.

"So, sagte sie das?" antwortete er und strich ihr lächelnd über das Haar.

Er sagte nicht mehr. Aber Nathalie liebte sein Lächeln nicht; es war freundlich, zeugte jedoch von einem zu großen Gefühle der Sicherheit. Sie glaubte, es liege ein ruhiges Bewußtsein von dem überlegenen Geist und Willen darin, welches dem Besitzer die Macht gebe, die Ausbrüche des Temperamentes niederzuhalten und sich Gehorsam zu erzwingen; eine Macht, die sie Herrn von Sainville so oft hat ausüben sehen. Sie fühlte sich durch die Sicherheit, die er zeigte, gereizt. "Glaubt er etwa," dachte sie, "mich beherrschen zu können, wie es ihm beliebt und ich vermöge nicht mal diese glatte Ruhe zu stören?"

Sie fand ein gefährliches Vergnügen an dem Gedanken, Herrn von Sainville zu überzeugen, daß dies nicht der Fall sei; und daß, wenn sie im Spiele sei, er doch nicht so ganz auf die Macht über seine Gefühle zählen könne, wie er sich wohl einbilde. Eine Zeit lang beschränkte sie sich auf den Wunsch und alles ging gut; aber Liebchaften sind stürmisch, wie das Sprichwort sagt, und obgleich die des Herrn von Sainvilles anfangs nur

Thau und Sonnenschein war — Morgengewitter sind selten — so brachen doch, als die Liebe ihrer Mittagshöhe nahte, die Wolken, welche lange drohend am Himmel hingen, plötzlich los.

Herr von Sainville war in der Jugend romanartig gewesen, aber diese Zeit war vorbei. Er liebte Nathalien mehr, als sie glaubte, mehr, als er es wohl selbst gestanden hätte, aber, offen gesagt, nicht sehr poetisch. Er sah in ihr kein göttliches, sondern ein bezauberndes menschliches Wesen; kein Ideal, sondern ein reizendes Mädchen, dessen Jugend, Schönheit, Lebhaftigkeit und warmes Herz eine so entzückende Wirklichkeit waren, daß er der Illusionen der Phantasie nicht bedurfte.

Die liebevolle Vertraulichkeit seiner Neben zeigte genau die Natur seiner Gefühle und ließ auch Nathalien erkennen, daß ihre Schwester in der Beurtheilung seiner Liebe Recht gehabt.

Er sah mit einer Mischung von Ungeduld und Freude der Zeit entgegen, wo sie seine Frau werden sollte. Alles in Sainville bekam jetzt irgend eine Beziehung zu ihrer Gegenwart, ihrem Geschmack, ihren Gewohnheiten. Er sprach sogar ein oder zwei mal von ihrem Anzug und gefiel sich in der Idee, „es würden ihr Perlenschnüre vorzüglich im Haare stehen.“ Daß er sie innig liebe; daß er sich über die Aussicht freue, sie bei sich zu haben; daß er ihre Wünsche und Gelüste zu errathen und zu erfüllen suche, so weit es in seiner Macht liege; daß er auf ihre Anmuth und Schönheit stolz sei, — davon hatte sich Nathalie überzeugt. Aber das war nicht Alles, was sie gehofft. Sie hatte erwartet, die Liebe, welche Herr von Sainville für sie fühle, würde ihn in manchen Dingen ändern, während er bei all' seiner Freundlichkeit und Hingebung doch in jeder andern Rücksicht unverändert blieb. Sie fühlte, daß, obwohl sie in den Kreis eingetreten war, in welchem sie sich so gerne abschloß, sie doch nicht auch die Macht besaß, ihn daraus herauszuziehen oder irgend

ein anderes Wesen in ihre Nähe zu rufen; der Kreis hatte sich geöffnet, aber auch wieder geschlossen. Und doch sagt man, die Liebe sei allmächtig. Hatte er die Zelt hinter sich, wo ihr Zauber wirkt? ein bitterer und doch so unvermeidlicher Gedanke. Sie glaubte einst: „alles werde gut gehen, wenn sie ihn einmal kenne. Er sei ein Geheimniß, von welchem sie bis jetzt nur ein paar Seiten gelesen.“ Sie blickte ihm oft in das ruhige Gesicht, um die wahre Bedeutung seiner blassen, marmorartigen Ruhe zu erforschen. Als er einst ihren fragenden Blick auf sich ruhen sah, ergriff er ihre Hände, hielt sie fest in den seinigen, strich ihr das Haar zurück, beugte sich vor und sagte, indem er sie aufforderte, ihm gerade in's Gesicht zu sehen, näher vielleicht, als es für die Beobachtung nöthig war:

„Sehen Sie mich an und befriedigen Sie sich ein für alle mal; denn Sie haben mich in letzter Zeit sehr neugierig beobachtet, Petite.“

„O, mein Herr,“ dachte sie, aber sie sagte es nicht, „lassen Sie mich Sie ein für alle mal kennen lernen, und Sie werden mich nicht mehr so neugierig sehen.“

Da sie jedoch die Gelegenheit für passend hielt, so fragte sie ihn über verschiedene Gegenstände. Unter Anderem wünschte sie zu wissen, weshalb er mit seiner Erklärung so lange gezögert habe.

„Nicht aus Laune oder unpassender Eitelkeit,“ antwortete er, „sondern weil in meinen Jahren eine bessere Erkenntniß die Ungeduld der Jugend ersetzt; weil ich erfahren lernte, daß die Hoffnung auf das Glück oft das wahrste Glück ist, das wir besitzen; daß die reinste Freude nicht so rein ist, als die Sehnsucht darnach. Erinnern Sie sich jenes Tages, als wir in dem Treibhause zusammentrafen und später mit einander nach dem Schlosse gingen? Als wir zu der Nische der schlafenden Nymphe kamen, lagen die Worte, die alles aussprechen sollten, bereits auf meinen Lippen; sie blieben — in meinem

Herzen. Warum? Wir standen an der Stelle, wo ich vor vielen Jahren Lucile meine Liebe gestanden: ihr blasses, liebliches, aber hinfälliges Bild trat vor meine Augen. Sie waren jung und schön, wie sie; sollten Sie gleich ihr ein schwaches und treuloses Weib werden? Einen Augenblick — nur einen Augenblick, Petite — gab ich Sie auf und spottete über die Schwäche, die mich beinahe wieder verführt hätte. Sollte ich in meinen reiferen Jahren durch das Phantom einer Leidenschaft genarrt werden, die ich selbst in der Blut meiner Jugend nur für ein Phantom erklärt hatte? Mitleid mit meiner kranken Schwester, die ihr Herz an den Gedanken gehängt, daß Charles der Erbe meines Reichthums und meines Namens werde, hatte mir früher Schweigen auferlegt und ließ mich jetzt unkluger Weise zögern. Anfangs dachte ich, sie sehe nichts — aber Frauen haben einen eigenthümlichen Tact, solche Dinge zu entdecken. Ich gab ihr einst Gelegenheit, die Wahrheit von mir zu erfahren: sie schreckte entsetzt zurück. Als sie Charles kommen ließ, nahm ich mir vor, kein Mitleid zu zeigen, aber sie kam mir mit der Erklärung zuvor, daß sie wünschte, Sie heirathen ihren Sohn. Ich konnte ehrenhafter Weise nicht den Versuch machen, meinen eigenen Neffen zu verdrängen; auch war ich vollkommen überzeugt, Sie würden ihn abweisen. Ich wußte überdies, Sie würden nicht lange zu warten haben, nachdem Sie die Bibliothek verlassen hatten, bestätigte der Doctor meine Ansicht. Ich war sehr betrübt. Nicht um die intrigante Madame Marceau trauerte ich, sondern um Rosalien, die Schwester meiner Jugend. Ich gestehe, daß ihre Treulosigkeit — eine Treulosigkeit, der Sie zum Opfer wurden, mein armes, reines Kind, mich in den Stand setz, Ihren Verlust mit philosophischer Fassung zu ertragen: und doch bereute oder verzweifelte sie in ihren letzten Stunden, denn sie sagte mir alles und ließ mich versprechen, ihren Sohn niemals zu verlassen.“

„Was nennen Sie alles?“ fragte Nathalie lebhaft.

„Ihre verschiedenen nutzlosen Pläne.“

„Und nichts sonst?“

„Doch, Petite; sie fügte hinzu, Sie hätten ihr eine gewisse Liebe für ihren Bruder gestanden.“

Nathalie erröthete tief.

„Weshalb dann,“ fragte sie etwas ungehalten, „diese unangenehme Begegnung mit ihrem Sohne?“

„Es war nicht auszuweichen. Er erklärte mir, Sie seien wirklich seine Braut; sein Plan war, dies offen zu behaupten und Sie dann auszuschlagen. Denn ich glaube, er hatte Sie jetzt von Grund des Herzens hassen gelernt. Ich mußte ihm beweisen, daß dies nicht der Fall sei und damit auf einmal seinen freundlichen Plan vernichten. Sie waren sehr grausam behandelt worden, mein armes Kind, und ich wünschte Sie zu rächen.“

„An wem?“ fragte Nathalie lächelnd.

„An Jedermann; selbst an Amanden, wenn sie sich herausgenommen, aufdringlich zu sein. Ist sie es wirklich gewesen?“ fügte er hinzu, als er den Ausdruck auf Nathaliens Zügen bemerkte.

„O nein.“

„Ihr Blick sagt ja.“

„Nein; ich erinnere mich nur des Abends, an welchem sie kam, um das Riechfläschchen zu holen.“

„Sie meinen, als sie kam, um nachzusehen, was Herrn von Sainville in das Zimmer geführt, wo Mademoiselle Montolieu allein saß. Mein armes Kind, Amanda verdiente keinen Tadel. Glauben Sie, Madame Marceau habe zu ihr gesagt: „Sie müssen meinen Bruder und dieses junge Mädchen, in welches er verliebt ist, beobachten.“ Gewiß nicht. Sie sagte: „Amanda, ich ließ mein Riechfläschchen unten liegen.“ Das Ding lag auf dem Tische vor Amanda, aber sie verstand die Pflichten ihrer Stellung zu gut, um es zu sehen. Sie ging hinab, kam zurück und erklärte, daß Herr von Sainville und das Fräulein ihr beim Suchen

geholfen. Die gnädige Frau erfuhr, was sie wissen wollte, und damit war die Sache vorbei. Natürlich fand man mit lebhaftem Erstaunen später auch das Milchfläschchen, und konnte nicht begreifen, daß man es früher nicht schon gesehen. Wie natürlich, machte die Herrin der femmede-chambre bei diesem und andern kleinen Diensten später ein Geschenk. Hatte sie nicht ein vollkommenes Recht dazu?"

Sein sorgloser Ton konnte den bitteren Sarkasmus, der dahinter lag, nicht bergen.

„Woher wissen Sie das Alles?“ fragte Nathalie, die mit besorgter Verwunderung ihm ins Gesicht sah.

„Ganz einfach; ich habe nicht so lange Zeit unter Männern und Frauen gelebt, um nicht die breiten und schmalen Wege der Täuschung zu kennen. Ich weiß auch, daß die Menschheit sich die große Tugend erhalten hat: was man unbarmherziger Weise gethan, nicht mit trocknen Worten zu bekennen. Sie empfinden aber sicherlich keinen Groll gegen diese arme Amanda, die um ihre gute Stelle besorgt war. Sie haben, ich bin es überzeugt, meiner unglücklichen Schwester ihre Verrätherei vergeben, vergeben Sie auch dem hilflosen Agenten.“

„Gewiß,“ sagte Nathalie erfreut, da sie längst nicht mehr an Amanda dachte; „verzeihen Sie leicht?“ fügte sie plötzlich hinzu.

„Nicht sehr,“ antwortete Herr von Sainville mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Und doch scheinen Sie auf jeden kleinen Verrath ein großes Gewicht zu legen.“

„Gewohnheit,“ antwortete er lakonisch.

„Dann sind Sie also nicht sehr zum Verzeihen geneigt?“

„Ich verzeihe und vergesse nicht leicht, Petite.“

„So sind Sie also rachsüchtig?“

„Das nicht; denn wenn ich auch nicht behaupten kann, ich hätte je eine Beleidigung vergessen, so kann ich doch nicht sagen, ich hätte mich eines Unrechtes wegen gerächt.“

„Weil Sie zu edel sind,“ sagte sie, während ihr Gesicht sich aufhellte.

Er schüttelte verneinend den Kopf; sie aber beharrte darauf: „das müsse Edelmuth sein.“

„Und weshalb nicht Verachtung, Petite?“ fragte er ruhig.

Sie wurde wieder ernst.

„Mein armes Kind,“ fuhr er sanft fort, „Sie glauben in Ihrer Unschuld, die Menschen liebten und haßten noch in dieser Welt. Nun ja, es geschieht noch, aber wie selten. Haß! dazu mangelt es unsrer civilisirten Welt an Energie. Sie mit Ihrem warmen südlichen Blute mögen dies Gefühl kennen, aber die Masse weiß nichts davon: sie überläßt sich nur kleinlichem Groll und verächtlichen Gehässigkeiten. Moralisten sprechen von Leidenschaften; es gibt aber keine Leidenschaften mehr, als die gemeinen; die andern sind längst ausgestorben. Doch wir wollen davon nicht sprechen.“

Nathalie warf ihm einen düstern Blick zu. War dies seine Ueberzeugung? Und doch sah er nicht traurig dabei aus. Keine Leidenschaften! was sollen dann noch tiefe Gefühle heißen?

„O mon Dieu!“ rief sie unwillkürlich, „was ist Leben?“

Einige von den Skeptikern, die im allgemeinen der Ansicht des Herrn von Sainville sind, sagen, „ein Scherz:“ aber er hatte eine edlere und muthigere Meinung über diesen Punkt und sagte ernst: „Eine Pflicht.“

Es ist eine schwere Lehre, wenn sie zum ersten Male das Ohr der feurigen Jugend vernimmt. Wenn Nathalie vor nicht langer Zeit aufgefordert worden wäre, die Definition zu geben, die sie von ihrem Geliebten jetzt verlangte, so würde sie in der Glut ihrer Liebe und ihrer hoffnungsvollen Natur geantwortet haben: „Eine Bonne.“

Ach, eine Bonne; denn herrlich und entzückend sind die Verheißungen der Liebe und das Paradies selbst er-

schien der erwachenden Eva nicht schöner, als die lieblichen Szenen und Blicke, welche das Leben dem berauschten Auge Nathaliens geboten. Die Entzückung ist gewöhnlich kurz; die nächste Phase ist der Zweifel, dem der Ekel an allem folgt, oder die ruhige Resignation, welche geduldig ertragen lehrt; aber es war eine bittere Lehre, die das junge Mädchen nicht von ihrem Geliebten zu vernehmen erwartet, und welche Herr von Sainville nicht lehren zu müssen gewünscht hatte. Sein offenerer Skepticismus drückte sie nieder.

„Es war nicht immer so,“ fuhr er fort, „auch ich besaß Glauben und göttliche Jugendträume. Wir alle treten mehr oder weniger in dem Geiste der irrenden Ritter in das Leben: um zu kämpfen, zu siegen, zu gewinnen. O! welche Hoffnungen auf Ruhm gehen uns voran; welche Träume und Traumbilder entzücken uns auf dieser ersten Reise; selbst der Waldschatten, die Sommerlauben, die abenteuerlichen Wildnisse und tiefen Höhlen haben ihren Reiz in der Gefahr, die uns bedroht! Und wie traurig ist die Zeit, wo wir den Pfad, wie er wirklich ist, sehen: als eine dürre Wüste. Dann gilt es erst Gefahren zu trotzen und Kämpfe auszukämpfen.“

„Und das ist Leben?“ sagte Nathalie mit tiefer Trauer.

„Das Leben vieler, nicht aller; das Ihre, Nathalie, soll von alle dem nichts treffen. Die Sonne soll Sie freuen und der Schatten Sie bergen; ja, wenn Sie es wünschen.“

Er sprach liebevoll und Nathalie verstand das Versprechen von Glück, welches in seinen Worten lag. Aber sie konnte den Gedanken nicht verscheuchen:

„O! warum ist er so skeptisch? warum habe ich keine Macht über ihn zum Guten?“

Er hatte sie verlassen und sie saß zu den Füßen von Tante Madegonde, als sie von Neuem ihre wiedererwachenden Wünsche fühlte.

„Wissen Sie, Kind, was ich kürzlich bemerkt habe?“ sagte das Stiftsfräulein mit jener plötzlichen Manier, welche Leuten von langsamer Fassungsgabe eigen ist, wenn ihnen etwas in die Augen fällt.

„Nein,“ sagte Nathalie zerstreut: „was meinen Sie?“

„Nun, Armand ist sehr verändert.“

„Weshalb?“ fragte Nathalie mit plötzlich erwachendem Interesse aufsehend.

„Ich kann es kaum sagen und doch scheint er sehr verändert, seit dem Tode unserer armen Rosalie. Er sieht nicht mehr so streng und kalt aus, als früher; er hat etwas Sanfteres und Freundlicheres an sich. Er hing sehr an Rosalien. Ihr Tod hat ihn angegriffen.“

„Sind Sie dessen gewiß, ganz gewiß?“ fragte Nathalie in leisem Tone.

„Mein liebes Kind, Sie sind sehr unerfahren. Hat mein Scharfblick mich jemals getäuscht? Nun, was ist Ihnen?“ fragte sie, als Nathalie aufstand und die Arme um ihren Nacken schlingend, sie wiederholt küßte: „Sie sind gewiß ein liebes Kind, aber warum küssen sie mich?“

„Weil Sie mich so glücklich machen,“ antwortete Nathalie, welche entzückt war.

Aber schon der nächste Tag zerstreute die hoffnungsvollen Träume, in die sie sich bereits gewiegt. Sie fand Tante Madegonde in sehr übler Stimmung.

„Es sind wieder die alten Geschichten,“ sagte sie verdrüsslich. „Nachdem Armand so gut und nachsichtig gewesen, ohne irgend einen Vorwurf dem thörichten Gärtner zu verzeihen, der seine schönsten und kostbarsten Pflanzen absterben ließ, hat er nun Jean entlassen, einen armen Burschen von achtzehn Jahren, kein Mensch weiß, warum.“

„Ist Herr von Sainville fest entschlossen?“

„Allerdings, Petite; ich sage Ihnen, er ist einer von denen, welche weder Erde noch Himmel rühren kann. Ich sah es in seinem Gesichte; und Sie wissen, daß ich in solchen Dingen mich nicht täusche. Es ist wieder die

Geschichte von André, nur daß diesmal kein Mißgriff möglich ist und Jean fort muß.“

Nathalie sah nachdenklich und etwas gereizt aus. Sie dachte über ein Experiment nach, das ihre Macht oder vielmehr ihren Einfluß auf Herrn von Sainville prüfen sollte. Sie fand bald einen Vorwand, Tante Rabegonde im Garten zu verlassen, wo sie beide saßen, und eilte nun die Lindenallee hinauf, welche nach der Bibliothek führte. Sie traf Herrn von Sainville, als er eben herauskommen wollte.

„Wohin eilten Sie so geschwind?“ fragte er, sie aufhaltend.

„Ich wollte nach Ihnen sehen,“ antwortete sie lebhaft.

„Wirklich,“ fragte er erfreut und nahm ihren Arm.

„Ja, ich wollte Sie um etwas bitten.“

„Ah! sonst wären Sie wohl nicht so geeilt. Bitte, was wünschen Sie?“

„Eine Gunst.“

„Wunderbar? Eine Gunst? Kann Ihr Stolz sich wirklich so weit herablassen?“

„Ja, wenn Sie mir dieselbe bewilligen wollen.“

„Es müßte etwas sehr Unvernünftiges oder ganz Unmögliches sein, wenn ich es Ihnen abschläge.“

Sie blieb plötzlich stehen und sah ihn fest an. Es lag keine abweisende Antwort in dem erfreuten, aber doch erstaunten Ausdrucke seines Gesichtes. Sie lächelte und sagte nach einer Pause:

„Verzeihen Sie dem armen Jean.“

Die Stirne des Herrn von Sainville umwölkte sich plötzlich.

„Das,“ sagte er ernst, „ist unglücklicher Weise unmöglich.“

„Unmöglich!“ rief sie.

„Würde ich es Ihnen sonst abschlagen?“

„So schlagen Sie mir es also ab?“

„Ich muß.“

Sie erröthete und machte eine Bewegung, als wollte sie ihn verlassen; sie hielt aber wieder stille und sagte:

„Er ist ein artiger Bursche.“

Er antwortete nicht.

„Und seine Mutter ist eine sehr arme Wittve.“

„Und Sie waren sehr freundlich gegen sie,“ sagte er.

„Ich weiß, wo ihre Hütte steht; ich weiß, daß Sie oft dorthin gingen, niemals mit leeren Händen und Sie sind doch nicht reich, Petite.“

„Die, welche reich sind, geben nicht immer am meisten,“ antwortete sie mit einiger Bitterkeit.

„Ist das ein Wink für mich? Nun, ich war allerdings nachlässig. Sie sollen meine Almosenpflegerin werden; die Leute werden sich leichter an Sie, als an mich wenden. Denn die Natur verlieh Ihnen ein Gesicht, dem man ansieht, daß es ihm Freude ist, zu geben.“

„Und zu bitten,“ antwortete Nathalie mit einem Ausdruck, welcher zeigte, daß sie sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen lasse.

„Bitten Sie mich um Alles sonst,“ sagte er besänftigend: „bitten Sie mich, Jeans Mutter etwas zu geben.“

Er sprach in so ernstem Tone, daß es ihr auffiel.

„Warum entlassen Sie ihn?“ fragte sie.

„Er hat seine Pflicht nicht gethan.“

„Ungehorsam also; das ist es ja, was Sie niemals vergeben.“

„Nein, es war nicht Ungehorsam.“

„Nun denn, was that er?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Bursche den Verlust seiner Stelle verdient hat.“

„Vergeben Sie ihm um meinetwillen.“

Sie sprach im sanftesten und gewinnendsten Tone; und sah ihm mit bittendem Blicke in das Auge. Er schien verlegen, antwortete jedoch:

„Ich versichere Sie, es schmerzt mich, Ihnen dies ab schlagen zu müssen.“

„So wollen Sie ihm also nicht verzeihen?“

„Ich kann nicht.“

„Und Sie wollen nicht sagen, weshalb Sie ihn entlassen?“

Er schwieg.

Nathalie löste sich mit gerötheten Wangen und leuchtendem Blicke von ihm los.

„Sie sind ein Tyrann!“ rief sie.

Er wurde sehr blaß: bei ihm das Zeichen des tiefsten Zornes. Aber sie beachtete es nicht, sie sah nicht, wie sich seine Stirne runzelte und seine Lippen zusammenpreßten; sie vergaß in ihrem Aerger jede Rücksicht und ging entrüstet nach dem Hause, entschlossen, es sogleich zu verlassen.

In der Halle begegnete sie Jean, dem entlassenen Diener; einem augenblicklichen Impulse folgend, wie gewöhnlich, gab sie ihm den Inhalt ihrer Börse, — sie war nicht sehr schwer — und sagte in lebhaft erregtem Tone: „Das ist für Ihre Mutter, Jean; es thut mir leid, daß Sie gehen.“

Er schien sehr verlegen.

„Mademoiselle sind wirklich sehr gut,“ sagte er zögernd, „und ich weiß, Sie waren auch immer gegen meine Mutter so freundlich, daß ich wohl fühle — aber ich kann Mademoiselle versichern, der gnädige Herr ist sehr im Irrthum, wenn er glaubte, die Bemerkung, welche er mich gegen André machen hörte, sei aus Mißachtung gegen Sie gefallen.“

„Also eine Bemerkung über mich!“ rief Nathalie sehr erstaunt.

„Ich dachte, Mademoiselle wüßten,“ antwortete Jean noch verlegener, als zuvor.

„Es thut mir leid, daß ich die Ursache Ihrer Ent-

lassung bin," antwortete sie ruhig und kehrte langsam in den Garten zurück.

Dies erklärte, weshalb Herr von Sainville sich geweigert, ihr eine Erklärung zu geben, die nur ihr Gefühl hätte verletzen müssen; und sie hatte ihn einen Tyrannen gehelßen! Sie fühlte, daß sie nicht wieder glücklich sein könne, bis sie ihn um Verzeihung gebeten.

Sie fand ihn mit seiner Tante im Garten hin- und hergehend. Er schien ernst, ja beinahe finster und nahm keine Notiz von ihr, als sie näher kam. „Was soll ich ihm sagen?“ dachte sie.

Tante Madegonde blieb zurück und winkte Nathallen, zu ihr zu kommen.

„Petite," flüsterte sie ängstlich, „was ist geschehen? Ich habe ihn seit Jahren — nicht so gesehen.“

Aber Nathalie hatte ihn schon so gesehen. Ja, an dem Tage, als Madame Marceau ihm den Zweifel an seiner Ehre wiederholte, den sie in einem Augenblicke der Verzweiflung ausgestoßen, — damals hatte sie ihn so gesehen.

Sie gab dem Stiftsfräulein keine Antwort; ihr Herz schlug so bange, daß sie es sich selbst kaum gestehen wollte, und doch folgte ihr Blick ängstlich Herrn von Sainville, der, ohne sich umzusehen, ihnen vorausging.

„Gehen Sie und sprechen Sie mit ihm," flüsterte das Stiftsfräulein.

„Und sagen Sie wie ein unartiges Kind: — ich will es nicht mehr thun," antwortete Nathalie verächtlich.

„Nein, Mairaine, ich kann das nicht thun.“

„Thun Sie etwas, Petite. Ich weiß gewiß, Sie haben das Unrecht begangen, Ihr Blick sagt es mir. Gehen Sie zu ihm.“

„Und warten Sie, bis Seine Gnaden auf die Magd herabzusehen geruhen? Nein.“

„Dann nehmen Sie seinen Arm.“

„Sie sind ja gewöhnlich so zurückhaltend, daß er

verzweifelt ungehalten sein müßte, wenn er es nicht als eine große Gunst betrachtete.“

Nathalie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, aber dieser Rath, als der kühnste, gefiel ihr am besten; sie ging also voran und nahm entschlossen den Arm des Herrn von Sainville. Sein Zorn mußte den höchsten Grad erreicht haben, denn wenn er sich auch diesem Entgegenkommen fügte, das die weibliche Diplomatie seiner Tante eingegeben, welche ängstlich auf das Resultat wartete, so wandte er sich doch weder um, noch sah er Nathalien an. Dadurch wiederum beleidigt, wollte sie sich von ihm losmachen; er hielt sie jedoch lebhaft zurück. Sie warf ihm einen flüchtigen Blick zu; er sah noch immer sehr mürrisch aus, aber sie lächelte bei sich selbst und sagte: „Sie mögen so ärgerlich aussehen, als Sie wollen, Sie sind es doch nicht.“

„Ich war sehr voreilig.“ sagte sie sehr demüthig, „wollen Sie mir vergeben?“

Sie blickte auf; keiner von seinen strengen Zügen hatte einen milderen Ausdruck angenommen, auch schien er durch ihr Zugeständniß keineswegs besänftigt zu sein.

„Weshalb entschuldigen Sie sich?“ fragte er kalt.

„Wegen meiner unbesonnenen Sprache,“ antwortete Nathalie, durch seinen fortdauernden Ernst befremdet. Er antwortete nicht; sie fuhr fort: „Ich sehe, daß ich vollkommen Unrecht hatte. Ich kenne den Grund, weshalb Sie Jean entlassen und mir verweigerten, ihm zu verzeihen, wie auch, warum Sie es mir nicht sagen wollten.“

Das Gesicht von Herrn von Sainville verfinsterte sich noch mehr.

„Ich weiß,“ sagte er kalt, „Sie entschuldigen sich, weil Sie den Beweis haben, daß Sie ganz im Unrechte waren.“

„Und wenn ich den Beweis nicht hätte, daß ich im Unrechte war, wie könnte ich mich entschuldigen?“ fragte Nathalie, welche ungeduldig wurde.

„Sie konnten, wenn Sie ein Gefühl für mich hätten, das Sie offenbar nicht besitzen: Vertrauen auf meine Gerechtigkeit und Ehre.“

Er sprach mit so viel Strenge und war durch ihr Betragen sichtlich so sehr verletzt worden, daß Nathalie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Er schien durch ihre Aufregung gerührt und sagte sogleich in milderem Tone:

„Glauben Sie nicht, daß einige übereilte Worte, wie hart sie auch sind, wenn sie in einem Augenblicke der Leidenschaft geäußert werden, mich beleidigen. Sie haben ein lebhaftes Temperament, ich kann das vergeben; ich werde alles von Ihnen ertragen, außer Mißtrauen, das ich selten von Jemanden dulde und niemals dulden werde, wo ich mit der ganzen Kraft und Energie meiner Seele liebe.“

Er sprach heftig, als reiße ihn der Drang des Augenblickes mit sich fort, und zwar mit einer Stärke der Leidenschaft, welche das Herz Nathaliens vor Entzücken schlagen machte. Sie vergaß ihr Mißtrauen und seinen Aerger; sie sah nur noch, daß er sie liebe, wie sie geliebt zu werden sich sehnte.

„O!“ sagte sie in ihrem Herzen, „es war ein Glück, daß ich ihn reizte, da es zu dieser Erklärung geführt.“

Tante Madegonde kam jetzt herbei; sie sah beide ängstlich an; die Spuren der Thränen ruhten noch auf Nathaliens Wangen.

„Armand,“ sagte das Stiftsfräulein unruhig, „sie ist ein Kind, ein reines Kind, bedenke das!“

Ohne zu antworten, sah Herr von Sainville Nathalien an und lächelte.

„Ich muß ein Haustyrann sein,“ sagte er in leisem Tone: „sonst würde meine Tante Sie nicht in diesem schmeichelnden Tone meiner Gnade empfehlen.“

„Nein, Sie sind kein Tyrann,“ antwortete Nathalie

lebhaft: „ich werde mir das unglückliche Wort nie vergeben.“

„Vergeben Sie sich, aber mißtrauen Sie mir nicht mehr.“

„Nie mehr!“ rief sie, indem sie ihre Hand in die seine legte und fühlte, daß sie ihn nie so wahrhaft und glühend geliebt, als in diesem Augenblicke. Es war ihr, als ob ihre alte Liebe plötzlich zurückgekehrt wäre, nicht jenes unruhige, anspruchsvolle Gefühl, das ihr Herz in letzter Zeit erfüllte, sondern eine Mischung von Liebe und Achtung, mit welcher sie ihn früher betrachtete, und die sie zu ihrer Schwester sagen ließ:

„Ich könnte so durch das Leben gehen, zu seinen Füßen sitzend und seinen Worten lauschend.“

Das Stiftsfräulein trug in ihrem wohlgemeinten Eifer das Ihrige dazu bei, diesen guten Eindruck zu zerstören.

„O Petite,“ rief sie, sobald sie allein waren, „wie froh bin ich, daß alles so gut vorüberging, ich hatte sehr bange. Ich habe ihn in vielen Jahren nicht so gesehen. Ich kenne sein Gesicht besser, als Sie. Was mögen Sie nur gethan haben, daß er so ärgerlich war? Thun Sie es nie wieder, ums Himmels willen, nie wieder.“

Mathalie lächelte ohne zu antworten.

Tante Madegonde fuhr fort: „Ich erinnere mich wohl noch, so sah er gerade aus, als er mit Lucile brach. O! er ist ein rauher Mann. Reizen Sie ihn nicht. Mein armes Kind hatte stets mehr Furcht als Liebe für ihn im Herzen.“

„Das ist bei mir nicht der Fall,“ rief Mathalie mit einigem Stolze, „ich liebe ihn und fürchte nicht.“

„Seien Sie nicht zu vertrauensvoll, Sie thörichtes Kind,“ sagte das Stiftsfräulein beinahe ärgerlich, „und wenn Sie, wie ich glaube, ihn lieben, so reizen Sie ihn nicht, um ihn nicht zu verlieren.“

Mathalie lächelte, ohne zu antworten.

Ihr Blick sagte: „Sie warnen und drohen vergeblich. Er liebt mich, ich weiß es; er wird mich tragen und sein Wille wird sich sogar manchmal meiner Laune fügen.“

Tante Madegonde verstand ihre Gedanken, denn sie schüttelte den Kopf und warf dem Mädchen einen besorgten Blick zu, während sie bloß sagte: „Petite!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nathalie hatte die Entdeckung gemacht, daß sie im Stande war, Herrn von Sainville zu reizen und sie machte den besten Gebrauch von dieser Entdeckung. Es war keineswegs Eitelkeit, was sie so handeln ließ; sondern eine gewisse quälende, experimentirende Neugierde, ihre ebaartige und sie überall verfolgende Sünde. Sie fand in der Befriedigung ihrer Launen das gefährliche Vergnügen, das die Jugend in dem Troze gegen Gefahren und dem Muth des Ueberwinders findet — ein Vergnügen, das sie bei ihren Wanderungen über die Pyrenäen einen schmalen Felspfad dem ebenen und breiten Wege vorziehen ließ —, wenn ihr Herz auch noch so sehr vor geheimer Angst klopfte. In demselben Geiste wandelte sie jetzt unter den felsigen Schluchten und gefährlichen Stellen des Temperamentes ihres Geliebten umher, trat bis an die äußerste Spitze seines Mißfallens, und zog sich, erschrocken über ihre Kühnheit, plötzlich zurück, um ebensobald wieder, von untwiderstehlicher Versuchung angezogen, hervorzutreten.

Herr von Sainville hatte zu viel Scharfblick, um ihren Plan nicht zu durchschauen; da sich aber Nathalie hütete, diese Zweifel an seiner Ehre zu äußern, was er so

heftig aufnahm, so ergabte ihn ihr hastiges und empfindliches Wesen; er fühlte sich wie der Besitzer eines schönen wilden Vogels, der mit philosophischer Ruhe den Eigensinn dieses Thieres wegen seines glänzenden Gefieders und herrlichen Gesanges erträgt — ja, der ihm den weitesten Flug gestattet, weil er das Reizmittel kennt, mit dem seine Wildheit und sein Stolz zu bändigen ist.

Dieses veränderliche Temperament, das jeden andern Mann beunruhigt hätte, machte Nathalien in Herrn von Sainvilles Augen nur noch verführerischer. Vom ersten Augenblicke an hatte ihn die Wahrheit und Lebendigkeit entzückt, mit welcher sie sich jedem Impulse und Eindrucke des Momentes hingab; und dieser Reiz wirkte noch immer auf ihn, denn es ist ein Reiz, über welchen Zeit und Gewohnheit keine Macht haben. Ein oder zweimal fragte er sich selbst, wie diese wechselvolle Aprillaune mit ihrem Sturm und Sonnenschein, die für die Freudenbahn der Brautschaft so angenehm sei, zu der langen Wanderung der Ehe passen werde; aber der Zweifel dauerte nie länger als einen Augenblick; er wußte, daß seine Braut ihn von ganzem Herzen liebte, und wußte, daß seinem Willen nicht so leicht zu widerstehen sei. „Wenn der Augenblick kommt,“ dachte er, „werde ich ihr Temperament niederzuhalten verstehen, was das Beste sein mag: es zu brechen, und mit ihm alles Licht, alle unschuldige Lebendigkeit und Frische, wäre schändlich.“ Dieser köstliche Gedanke machte es Herrn von Sainville möglich, mit großem Gleichmuth und guter Laune die Proben zu ertragen, auf welche Nathalie seine Geduld stellte, und hier ist denn auch der Ort, eines Widerspruches in dem Charakter des jungen Mädchens zu erwähnen, dessen Erklärung jeden Psychologen in Verlegenheit gesetzt hätte: sie würde in Verzweiflung gewesen sein, wäre es ihr gelungen, Herrn von Sainville zu beleidigen, aber es betrubte sie doch sehr, daß es ihr nicht gelang; um so mehr, als ein bedeutungsvolles Lächeln, das er manchmal blicken ließ, sie sehr aus der Fassung brachte.

Sie befand sich auf dem Standpunkte, sogleich nachzugeben und die Sache ruhen zu lassen, sobald sich ihr die Gelegenheit, die sie vergeblich suchte, unerwartet darbot.

Der neuliche Tod seiner Schwester hatte Herrn von Sainville abgehalten, Nathalien wegen der Verheirathung zu drängen; als jedoch hinlängliche Zeit vergangen war, um eine stille Ceremonie zu rechtfertigen, bat er sie ernstlich, einen Tag zu bestimmen. Sie antwortete kalt, es habe keine Eile; er drang darauf, — sie meinte abermals, es habe keine Eile; er machte Einwürfe, — sie blieb unbeweglich; er bestand darauf, — sie weigerte sich. Herr von Sainville war nicht an Widerspruch gewöhnt; er fühlte sich durch diese beharrliche Weigerung Nathaliens befremdet, geärgert und beleidigt. Da sie sich nicht erklären wollte, so schrieb er ihr Benehmen der Coquetterie und Laune zu. Nicht an Hindernisse gewöhnt, die er nicht übersteigen konnte, kam es ihm seltsam vor und reizte ihn, daß die Laune eines Mädchens — wenn es auch die des heißgeliebten war — sich zwischen ihn und seinen Willen stellen sollte. Ja, das, daß sie seine zukünftige Frau war, erhöhte die Beleidigung, statt sie zu verringern.

Rose war gleichfalls mit der Hartnäckigkeit ihrer Schwester sehr unzufrieden und drang wiederholt in sie, ihre Einwürfe und Bedenklichkeiten zu beseitigen.

„Deine gegenwärtige Stellung ist ungeschickt und ungeschicklich,“ sagte Rose sehr ernst.

„Das kümmert mich nicht,“ lautete die ungeduldige Antwort; „ich wünschte, ich könnte diese Heirath für immer hinauschieben.“

„Warum?“ fragte ihre Schwester ernst.

„Da, wie es scheint, alle darin übereinstimmen, daß die Liebe nur eine Art von Traum, Fieber, und der Himmel weiß, was ist, so möchte ich, wenn ich könnte, die kurze Dauer verlängern, und so spät als möglich erwachen, Rose.“

Rose suchte vergeblich dies Gefühl zu beseitigen; ihre

Schwester erinnerte sie an alles, was sie früher über die kurze Dauer und die Täuschungen des Lebens gesagt.

„Nun denn,“ antwortete Rose, plötzlich entschlossen, „so handle besser, da Du einmal überzeugt bist, seine Liebe werde von keiner Dauer sein und nur Leidenschaft und Laune hätten ihn zu Dir hingezogen, gib ihn auf; habe den Muth, ihn zu verlassen!“

Nathalie wurde blaß.

„O Rose,“ sagte sie bitter, „Du bist wirklich ein mitleidsloses Geschöpf. Siehst Du nicht, ich kann es nicht; siehst Du nicht, daß ich ihn liebe, und daß, komme, was da kommen mag, mein Wesen an ihn gefesselt ist.“

„Dann heirathe ihn und erlöse ihn — und Dich aus einer peinlichen Lage.“

„Noch einige Zeit, Rose, nur noch einige Zeit.“

„O mein Kind! Wenn Dir etwas an seiner Liebe liegt, so sei klug und suche sie Dir durch etwas Anderes als Laune und Coquetterie zu erhalten.“

„Ach! es ist nicht Coquetterie und Laune,“ antwortete Nathalie ernst, „es ist Furcht, eine Furcht, die mich sehr unglücklich macht. O, warum ist er so skeptisch? Warum ließ er mich das merken? Warum täuschte er mich nicht? Glücklich sind die getäuschten Frauen, glücklich, wenn sie es nur wüßten. Allerdings habe ich ihn gefragt, denn es quält uns unaufhörlich ein Verlangen in unserm Herzen, zu wissen, was uns unglücklich macht, und ich fragte ihn so eindringlich, als ich vermochte. Ich drängte nach Erkenntniß, aber damals — wie wäre es anders möglich gewesen? — glaubte ich nicht, daß die Wahrheit so bitter sei. Er besitzt eine unbarmherzige Offenheit und Ehrlichkeit; er wird die Wahrheit sagen, so bitter und grausam sie auch sein mag; wenn Du sie nicht wissen willst, frage ihn nicht; wenn Du ihn fragst, erwarte nicht, daß er Dich täuschen werde. Ich glaube, er ist mir mit ganzer Seele zugethan; ich kann es nicht anders glauben, und doch wird er die Verpflichtung nicht übernehmen, mich

ewig, wie heute, zu lieben. Er werde immer eine wahre Zuneigung zu mir haben, sagte er; aber das ist es nicht, was ich verlange, und er erklärt, das Gefühl, das ich meine, sei unabhängig von dem Willen. Ich weiß, daß meine Weigerung, die Zeit der Verbindung zu bestimmen, ihn tief beleidigt hat, und doch kann ich nicht helfen. Wenn er kalt und entfernt ist, kann ich zu mir sagen: „es ist Zorn,“ wenn er aber kalt ist und ich sein Weib bin, muß ich sagen: „es ist Gleichgültigkeit.“ Besser, zehnmal besser, sein Zorn, als seine Gleichgültigkeit, Rose.“

So urtheilte Nathalie und änderte deshalb ihr Benehmen nicht; inzwischen hatte sich ein peinliches Gefühl der Entfremdung zwischen ihr und Herrn von Sainville eingestellt: sie begegneten sich kalt und sehr selten allein, denn sie machten keinen Gebrauch mehr von der Gelegenheit, welche ihnen das gutmüthige Stiftsfräulein freundlich geboten; sie fühlten sich nicht glücklich, und doch wollte keines von Beiden den ersten Schritt zur Versöhnung thun, der, da kein offener Bruch eingetreten, sehr schwierig war. Die Gründe Rosens veranlaßten Nathalien endlich, ihrer Schwester zu versprechen, daß, wenn Herr von Sainville wieder von ihrer Hochzeit spreche, sie ohne Widerrede den Termin festsetzen werde; aber er wußte unglücklicher Weise nichts davon und da seine Seele noch immer unter dem Eindrucke litt, den die Zurückweisung auf ihn gemacht, so beobachtete er über diesen Punkt ein tiefes und stolzes Schweigen. Nathalie fühlte sich aufs tiefste beleidigt; sie machte seine Zurückhaltung zu einer offenen und direkten Beleidigung und erklärte, daß er sie dadurch zu quälen und ihr eine Lehre zu geben beabsichtige. Um ihm zu zeigen, wie sehr sie sich durch diese vermeintliche Absicht verletzt fühle, wählte sie für die Besuche bei Tante Madegonde die Stunden, in welchen Herr von Sainville abwesend oder beschäftigt wußte, entfernte sich zur Zeit seiner Rückkehr und vermied ihn so ängstlich, daß sie sich einmal sogar zehn Tage nicht sahen.

So stand es, und Herr von Sainville war, wie gewöhnlich, abwesend, als sie eines Nachmittags bei Tante Madegonde vorsprach. Sie fand sie allein an dem Ende der Lindenallee; das Stiftsfräulein schien traurig und nachdenklich.

„Ich fange an zu glauben,“ sagte das Stiftsfräulein sehr ernst, „diese Heirath wird nie stattfinden und Sie werden bald nie wiederkommen, Petite; die Sachen stehen nicht gut zwischen Ihnen und Armand; nein, gar nicht gut. Wissen Sie, ich komme nach und nach darauf, daß es immer ein Mißgriff war, und daß Sie wohl auch finden, Sie haben ihn nie so sehr geliebt, als Sie glaubten.“

„O nein!“ sagte Nathalie traurig; „nein, Marraïne, darin liegt das Mißverständnis nicht; er kümmert sich jeden Tag weniger um mich; ich, ach! liebe ihn nur zu sehr, und mehr denn je.“

Sie begrub ihr Gesicht in ihren Händen und weinte bitterlich.

„Mein Kind, mein armes Kind!“ rief das Stiftsfräulein tief betrübt, „weinen Sie nicht so laut, es ist gewiß nur ein Mißverständnis.“

„Und warum sollte es nur ein Mißverständnis sein?“ sagte die Stimme des Herrn von Sainville.

Nathalie sah mit plötzlichem Schrecken auf und wurde leichenblaß, als sie ihn vor sich stehen sah. Er sah ernst aus und hatte sie offenbar belauscht. Sie antwortete nicht.

„Weßhalb sollte hier ein Mißverständnis obwalten?“ wiederholte er und setzte sich neben ihr nieder.

Sie antwortete nicht und sah nicht zu ihm auf; eine glühende Röthe übergoss allmählig ihre Züge. Sie fühlte sich gekränkt, verletzt und doch glücklich, denn sie wußte, daß die Wolke endlich gebrochen sei.

„Ja,“ sagte das Stiftsfräulein eifrig, „weßhalb sollte ein Mißverständnis hier obwalten? Warum nicht das thun, was alle solche Mißverständnisse aufhebt — eine Hochzeit veranstalten, zum Beispiel,“ fügte sie nach einer

Pause schlaun hinzu. „Es wäre ein vortreffliches Mittel, Petite.“

Nathalie antwortete nicht.

„Petite schlägt dieses Mittel aus,“ bemerkte Herr von Sainville ruhig.

„Nein, das thut sie nicht,“ entgegnete die Tante rasch.

„Es ist sehr seltsam von Dir, Armand, das zu sagen. Ich bin überzeugt, Petite ist zu verständig, um nicht zu wissen — kurz, Petite wird die Sache mir, als dem Haupte der Familie überlassen, nicht wahr?“ fügte sie in ihrem schmeichelndsten Tone hinzu.

Nathalie schwieg; ihr Stolz war einer schweren Prüfung ausgesetzt. Hätte Herr von Sainville sie nicht gehört, sie würde es nicht gefühlt haben, aber sie hatte gesagt, sie liebe ihn mehr denn je, und nun mußte sie, wie sie auch handelte, schwach und launenhaft erscheinen. Er sah sie ruhig und aufmerksam an. Seine Tante wollte die Sache nochmals besprechen: er kam ihr jedoch zuvor.

„Nein, Tante, dies Privilegium gehört mir.“

„Aber, Armand,“ sagte sie ziemlich steif, „ich denke, daß ich, als das Haupt des Hauses —“

„Haben Sie die Freundlichkeit, auf Ihr Recht zu verzichten,“ antwortete er sehr ernst.

„Nun, weshalb? Du weißt doch, Armand, daß, wenn das Haupt der Familie zufällig eine Frau ist, diese Sachen gewöhnlich ihr überlassen bleiben.“

„Ja, Tante,“ antwortete er etwas ungeduldig. Er sprach mit der Tante, sah aber dabei Nathalien an.

Das junge Mädchen verstand diesen Blick und beschloß, durch das Gewicht ihrer Zustimmung sowohl das triumphirende Gefühl in ihm, als den Verdruß in ihr, den sie etwa hervorrufen mochte, zu beseitigen.

„Es mag sein, wie es Ihnen gefällt,“ sagte sie sehr ernst und sah ihn dabei an.

Es entstand eine kurze Pause. Tante Madegonde preßte vergeblich ihre Lippen zusammen, um ihr trium-

phrendes Lächeln zu verbergen; denn es war eine ihrer Schwachheiten, jedes günstige Ereigniß, bei dem sie irgendwie betheilligt war, als das Resultat ihrer tief angelegten Pläne und ihrer Diplomatie zu betrachten.

„Ohne mich und mein Einschreiten wäre das Band zerrissen gewesen,“ dachte sie mit schlauer Miene, und blickte sie Beide offen lächelnd an; eine Wolke überzog jedoch bald ihre Stirne. Sie saßen Beide neben einander, aber mit Blicken, die, wenn auch nicht von einander abgewandt, sich doch nicht zu suchen schienen; Herr von Sainville sah nach dem Himmel vor sich; Nathaliens Blicke hafteten an dem Boden zu ihren Füßen; keines von Beiden sprach, und das Stiftsfräulein, welches nicht wußte, daß sie einander so nah und sich so gut verstanden, als wären sie in der größten Einsamkeit, dachte, „sie sehnten sich nach einer Erklärung.“

„Mon Dieu!“ rief sie plötzlich laut, „ich habe mein Strickzeug vergessen, denke Dir, Armand; denken Sie, Petite!“

Sie erhob sich bei diesen Worten und ließ sie allein. Es war Abend; die Sonne neigte sich dem Untergange zu; die Bläue des Himmels dunkelte am Zenith; aber von dem westlichen Horizonte her ergoß sich eine Flut von goldenem Lichte über den Garten und den Park ringsumher. Die ersten Sommertage waren erschienen und die Bäume standen in der vollen Schönheit ihres Grüns; in dem warmen Lichte jedoch, das jetzt auf sie fiel, schienen sie einige der reichen Farben des Sommers geborgt zu haben; selbst die dunkeln Massen des Immergrün im Hintergrunde hatten einen rothigen Anflug von der untergehenden Sonne erhalten und die stolze Ceder stieg unbewegt von den Lüften zum blauen Himmel auf. Aus Allem leuchtete Harmonie, Lieblichkeit, Frieden.

Herr von Sainville sah gedankenvoll aus.

„Was wird er sagen?“ dachte Nathalie, welche ihr Herz heftig klopfen fühlte. Es war lange her, seit sie

sich so allein getroffen. Nathalie war in einer Stimmung, in welcher die Gefühle, und nur die Gefühle, Einfluß haben. Mit wenigen freundlichen Worten hätte ihr Liebhaber jedes Zugeständniß von ihr erreichen können; sie war des Widerstrebens müde; es hätte sie gefreut, nachzugeben, aber nur, weil ihr Herz sich darnach sehnte, nicht weil es nöthig, oder auch nur gerecht war. Unglücklicher Weise sah und ahnte Herr von Sainville dies nicht. Er schloß, wie die meisten Männer an seiner Stelle geschlossen haben würden, daß seine Kälte dem jungen Mädchen eine etwas strenge, aber gewiß höchst heilsame Lehre gegeben und daß es für ihr beiderseitiges Glück nützlich sein würde, noch einige Zeit dabei zu verharren. Das Temperament seiner künftigen Braut hatte ihn in letzter Zeit jedoch etwas unruhig gemacht. Er glaubte, daß er wohl etwas zu nachsichtig gewesen, daß er sie mißverstanden und daß sie sich nicht so leicht leiten lasse, als er anfangs geglaubt; namentlich, daß er in der Ehe seinen Willen stärker werde hervortreten lassen, als er früher für nöthig gehalten. Herr von Sainville liebte das Regieren, aber nicht das Befehlen. Er wünschte, seine Autorität solle so fest stehen, daß, während ein Auflehnen gar nicht möglich sei, jeder Schein von Unterwerfung vermieden werde. Er wollte Nathalien der Anmuth nicht berauben, welche die Freiheit gibt — eine Anmuth, die ihr so gut stand, daß sie zu ihrem Wesen zu gehören schien. Ja, er sah es sogar gerne, wenn sie sich seinem Willen widersetzte, vorausgesetzt, daß sie am Ende nachgab. Er wünschte, daß sein Joch so leicht erscheine, als es in der That war. Dazu aber war es nöthig, daß ihn Nathalie vollkommen verstand; dies ließ sich jedoch nicht so leicht in Worten darlegen; deßhalb zögerte er. Endlich aber sprach er. Das junge Mädchen hatte sich ganz dem besänftigenden Reize der Stunde hingegeben

„Gleich einer Nonne still,
Mit athemlos bewunderndem Gefühl!“

Der göttliche Frieden der Erde und des Himmels waren, wie es schien, in ihr Herz eingezogen. Sie fühlte, es sei dies die Zeit zu einer glücklichen Versöhnung und dachte darüber nach, wie er sie wohl nach dem stummen Streite von drei Wochen anreden, wie er seine Kälte entschuldigen und ihren verwundeten Stolz zu besänftigen suchen werde. Er that keines von Beidem; in milder, aber fester Sprache bewies er ihr, daß sie sich vollkommen im Unrechte befinde; daß sie Beide unglücklich gewesen; daß solche Mißverständnisse jedes Eheleben unerträglich machen würden und daß es für solche Fälle nur ein Mittel gebe — Autorität auf Seiten des Gatten und Unterwerfung auf Seiten der Frau. Nathalie sah ihm ungläubig ins Gesicht.

„Gewiß habe ich Sie nicht recht verstanden,“ sagte sie; „Sie wollen doch nicht sagen, eine Frau müsse ihrem Manne gehorchen?“

„Das ist meine feste Ueberzeugung,“ antwortete er ernst.

„Und Sie erwarten, Ihre Frau werde Ihnen gehorchen?“ fragte sie lebhaft.

„Unter gewissen Beschränkungen, ja.“

Er sprach ohne im mindesten zu zögern. Nathalie aber sah ihm zweifelnd in das Gesicht. „Das ist nur eine Probe,“ sagte sie. Er fuhr fort:

„Ich verstehe unter Gehorsam nicht eine sklavische Unterwerfung, welche zu verlangen und zu gewähren gleich entwürdigend wäre; wohl aber jenen Glauben und jenes Vertrauen, das die Frau vermag, nicht blindlings, sondern wohlbedacht sich der Leitung dessen zu unterwerfen, dem sie ihr Schicksal anvertraut hat.“

„Ich würde Ihnen Recht geben, wenn er ihr Vater wäre,“ sagte Nathalie kalt.

„Der Mann einer Frau sollte die volle Autorität eines Vaters besitzen,“ antwortete Herr von Sainville ernst.

„Und eines Herrn, wie es scheint,“ rief Nathalie

bitter, die in diesem Punkte ganz das rebellische Gefühl ihres Geschlechtes besaß.

„Es thut mir leid, daß Sie so denken,“ fuhr er ruhig fort. „Ich hatte gehofft, Sie von der Gesundheit meiner Ansichten zu überzeugen. Sie müssen eingestehen, daß wir in der letzten Zeit nicht glücklich waren. Ich vermöchte ein solches Eheleben nicht zu ertragen. Und weshalb? weil Sie sich geweigert, nachzugeben, als es recht gewesen, es zu thun. War ich nicht in meinem Rechte, Jean zu entlassen, ohne ihm auf Ihr Gesuch zu verzeihen oder in peinliche Erklärungen mich einzulassen? Hatte ich nicht ebenfalls Recht, auf eine baldige Verbindung zu dringen, wenn Verzug zu so unangenehmen Folgen führt? Sie hatten unglücklicher Weise nicht genug Vertrauen zu mir, um dies anzuerkennen oder zuzugestehen; es gibt nur ein Mittel — Ihr Versprechen, mir in Zukunft nachzugeben.“

„Und weshalb sollte ich nachgeben?“ fragte Nathalie ungestüm und über seine Kälte höchst ungehalten.

„Erinnern Sie sich,“ fuhr er fort, ohne zu antworten, „daß ich nicht von sklavischer Unterwerfung, sondern von einem edeln Gefühle des Vertrauens spreche. Sie können unmöglich glauben, daß ich den Tyrannen gegen Sie zu spielen wünsche. Denken Sie jedoch an den Unterschied unserer Stellung und unserer Jahre. Ich liebe Sie mit der Autorität und Zärtlichkeit eines Vaters. Sie sind sehr jung und unbesonnen; Sie müssen also mein Kind und meine Gattin sein.“

„Ich will nicht!“ rief Nathalie, verletzt durch dies Versprechen väterlicher Liebe. „Ich will nicht Ihre Tochter sein oder Ihnen den Gehorsam einer solchen beweisen. Ich fühle mich Ihnen gleich; und so will ich behandelt werden.“

Er wartete, bis sie weniger aufgereggt war, dann sagte er mit einer Kälte, die um so stärker zu werden schien, je mehr sie ihre Fassung verlor.

„Ich stelle unsere Gleichheit gar nicht in Frage; ich sage nur, daß unsere Stellung verschieden sein werde. Was ist das Gefühl, das eine glückliche Heirath begründet? Vertrauen auf beiden Seiten: beim Manne vollständiges Vertrauen auf die Liebe und Wahrheit derjenigen, die er sich erwählt hat; bei der Frau grenzenloses Vertrauen auf die Ehre ihres Mannes. Ich bitte Sie, haben Sie dieses Vertrauen zu mir? Sie können doch nicht glauben, daß ich unter dem Vorwande der Autorität mich irgendwie in das Detail Ihres Lebens werde mischen wollen? Wenn dies der Fall, so halten Sie mich im Herzen für einen Tyrannen, wie sehr Sie es auch mit Ihren Lippen läugnen mögen. Alles, was ich wünsche, ist, Ihr Freund und Führer zu sein. Häuslicher Streit ist das Gift der Ehe; lassen Sie uns ihn vermeiden. Versprechen Sie, wenn unser Wille aus einander geht, sich dem meinen zu fügen, nicht, weil ich Ihr Vorgesetzter bin, sondern weil meine Jahre und Erfahrungen mich in den Stand setzen, besser zu urtheilen und zu entscheiden, als Sie es können.“

Alles dies mochte sehr vernünftig sein, aber das Logische machte immer einen frostigen Eindruck auf Mathallen. Unglücklicher Weise schienen die, die sie am meisten liebten, nicht zu bedenken, daß sie nur mit dem Herzen dachte. Herr von Sainville's kalte Sprache traf ihre warmen südlischen Gefühle wie der eifige Hauch eines nördischen Landes. „Ach nein,“ dachte sie mit schwellendem Herzen, als sie ihre Hoffnung auf eine glückliche Versöhnung so vernichtet sah, „nein, er hat mich nie geliebt, wie könnte er sonst so kalt sprechen!“ und Thränen, welche sie nicht zurückzuhalten vermochte, trübten ihre Augen.

Herr von Sainville mißverstand ihre Rührung vollkommen. Er glaubte, sie gebe nach, beklage aber zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit, nachgeben zu müssen.

„Ist es möglich,“ fragte er etwas ungeduldig, „daß die Aussicht, bisweilen, — denn mehr wird es nicht

vorkommen — Ihren Willen dem meinen unterzuordnen, Sie so sehr beunruhigen kann?“

Nathalie sah ihn mit einem Blicke voll Kummer und Vorwurf an.

„Ich denke nicht daran,“ sagte sie traurig, „sondern vielmehr daran, daß diese kalte Verständigkeit Alles ist, was Sie mir zu sagen haben, nachdem Sie mir während drei Wochen fremder gegenüber gestanden, als der Fremdeste. O!“ fügte sie in leisem und bittendem Tone hinzu, „wenn Sie wirklich wollen, daß ich Ihnen gehorsam sei, so bitten Sie mich in anderer Weise und ich werde vielleicht meinen Stolz so weit beugen; aber suchen Sie mir nicht zu beweisen, daß ich muß — daß es eine Pflicht, daß, wenn ich es abschlage, alles Glück verschwunden ist. O! das Herz hat Gründe, die all' Ihre Logik aufwiegen. Sagen Sie, dies oder jenes sei Ihr Wunsch und ich werde es ohne Warum oder Wie gewähren.“

Ihre Stimme zitterte, während sie sprach.

Herr von Sainville antwortete nicht und sah sie nicht an, und doch war er nicht ungerührt. Wäre er in diesem Augenblicke dem Drange seines Herzens gefolgt, so würde er zärtlich gesprochen und kein Wort über das Versprechen des Gehorsams geäußert haben, das zu erwähnen ihn mehr Ueberwindung kostete, als Nathalie aus seiner kalten Art und Weise schloß. Aber er wußte, daß, wenn er jetzt diesem Drange nachgebe, er es immer zu bereuen haben werde, und deshalb widerstand er seinem inneren Gefühle. Ueberdies würde er sich in seiner kalten und strengen Ehrlichkeit ein Gewissen daraus gemacht haben, der Zärtlichkeit eines Augenblickes nachzugeben. „Armes Kind!“ dachte er, „sie hat ein freundliches, liebevolles Herz; und doch muß ich warten, ihr nach und nach erst sagen, wie viel sie mir werth ist. Um ihres eigenen Besten willen muß ich sie erst überzeugen, daß es recht und nothwendig ist, wenn ich eine gewisse Herrschaft

über ihren trotzigem, kleinen Willen und das flatterhafte Talent ausübe."

"Mein liebes Kind," sagte er laut, etwas freundlicher zwar, aber doch so kalt als zuvor, "Sie mißverstehen mich; es ist hier von keiner Gefühlsache die Rede; ich wende mich nicht an Ihr Herz, sondern an Ihren Verstand; ich wünsche nicht, einen Einfluß geltend zu machen, — sondern Sie zu überzeugen."

Nathalie lächelte bitter. Er sprach freundlich; aber sie fühlte sich kalt und zurückgestoßen; ihre besten Gefühle schienen ihr als schwache und werthlose Dinge wieder zugeworfen zu werden.

"Wovon wünschen Sie mich zu überzeugen?" fragte sie in leisem Tone.

"Daß es im Interesse unseres gegenseitigen Glückes nothwendig ist, daß Sie mir bisweilen — ich werde selten auf dies Recht Anspruch machen — gehorchen."

Vieles im Leben hängt von einem Worte ab. Trotz seiner unveränderten Kälte und seines unbeugsamen Tones hätte Nathalie vielleicht nachgegeben; aber das Wort "gehorschen" empörte sie, wie eine muthwillige Beleidigung. Sie erröthete, ihr Blick verlor seine gewöhnliche Sanftheit und ihre Lippen zitterten vor Entrüstung, als sie heftig ausrief:

"Ich werde Ihnen nicht gehorchen!"

"So mißtrauen Sie mir also," sagte er, und seine Stirne runzelte sich. "Sie haben kein Vertrauen in meine Gerechtigkeit; keines in meine Ehre. Sie glauben, ich würde einen unwürdigen Gebrauch von meiner Macht machen."

"Ich weiß es nicht, auch ist es mir gleichgültig," antwortete Nathalie verächtlich, denn sie kannte keine Rücksichten mehr. "Aber ich erkläre Ihnen, daß ich Ihnen nicht gehorchen werde und es nicht verspreche."

Sie erhob sich, während sie sprach, mit ebenso viel

Entschiedenheit und Energie. Herr von Sainville sah so gleich, daß der Vortheil, den er bereits errungen, verloren sei, aber er wollte sich nicht zu einem Vergleiche herablassen oder ein Wort äußern, um wieder zu gewinnen, was er verloren. Theoretisch mag die Liebe reines Gold der Hingebung sein; praktisch ist sie mit dem gemeineren Metall anderer Leidenschaften legirt. Bei Herrn von Sainville mischte sich Stolz und unbeugsamer Wille darein. Er erhob sich gleichfalls.

„Mathalie,“ sagte er mit einer gewissen ärgerlichen Ruhe, die sie wohl kannte, „das Glück unseres ganzen Lebens steht auf dem Spiele. Ich frage Sie noch einmal, wollen Sie meine Frau werden und mir zu gehorchen versprechen?“

Mathalie liebte ihn, aber sie war zu leidenschaftlich und zu stolz. Sie erröthete, während sie in gebrochenem Tone antwortete:

„Ich verstehe Sie und weise Ihre Bedingungen zurück. Ich will nicht Ihre Frau werden, wenn ich es nicht sein kann, ohne Ihnen zu gehorchen. Ich löse ein Band, das Ihnen in der letzten Zeit eine Last geworden und das es vielleicht immer war. Lassen Sie uns scheiden: wir sind nicht für einander gemacht. Sie lieben mich nicht. Sie liebten mich nie wahrhaft und ich fühle, ich könnte nicht lange einen Mann lieben, der nicht eine Frau, sondern eine Sclavin sucht.“

Herr von Sainville wurde außerordentlich blaß; und zwar bedeckte sein Antlitz jene bleifarbigte Blässe, welche unterdrückten Zorn verräth; aber er sagte in seinem kältesten Tone:

„Es sei.“
Er ging hinweg, während er sprach, ohne ihr Zeit zu lassen, sich zu sammeln, zu antworten oder ihr Wort zurück zu nehmen. Sie stand, bewegungslos wie eine Bildsäule und beinahe so blaß, auf derselben Stelle und lauschte seinem sich entfernenden Schritte auf dem Sande der Treppe.

denallee. Endlich hörte der Ton ganz auf; die Thüre der Bibliothek schloß sich hinter ihm.

Bis dahin schien Nathalie nicht das volle Bewußtsein von dem gehabt zu haben, was geschehen; dieser Ton aber durchschnitt ihr Herz; und mit einem Male brach der Gedanke, daß nun Alles vorüber sei, mit so furchtbarer und grauenhafter Gewalt über sie herein, daß er sie zu erdrücken schien. Sie sank auf die Bank nieder — dieselbe, auf welcher sie noch vor wenigen Minuten gesessen hatten — nur des einen Wortes bewußt: „Es sei!“

Sie beugte den Kopf in die Hände und es war ihr, wie einem Verbrecher, über den ein untwiderstliches Urtheil ausgesprochen worden.

Wie lang oder wie kurz sie so dasaß, Nathalie wußte es nicht. Sie wurde durch eine Stimme aufgeschreckt, welche neben ihr sagte:

„Petite, warum in aller Welt bleiben Sie hier? Der Thau fällt bereits.“

Die Worte drangen an ihr Ohr, aber die Bedeutung derselben war ihr unklar, wie etwas, was man im Traume hört. Sie sah auf. Der Abend war herein gebrochen; die Lindenbäume warfen ihre tiefen Schatten um sie her; die Luft war grau und kalt; Tante Madegonde stand vor ihr. Selbst in diesem Halbdunkel fielen dem Stiftsfräulein die Blässe und die veränderten Gesichtszüge des jungen Mädchens auf.

„Oh mon Dieu!“ rief sie erregt; „was ist geschehen? Warum sind Sie allein hier? Wo ist Armand?“

Nathalie blickte sie traurig an. „Wo ist Armand?“ O, wer würde jemals diese Frage wieder an sie richten und wann würde sie antworten können „hier ist er“ oder „er kommt.“

„Petite!“ rief das Stiftsfräulein bittend, „o sagen Sie mir, was ist geschehen?“

Nathalie antwortete nicht; sie erhob sich mit An-

strenge, setzte ihren Hut auf, nahm den Shawl um, der auf der Bank lag, beugte sich dann herab, küßte das Stiftsfraulein und sagte in leisem Tone: „Guten Abend!“

„Nein, nicht guten Abend; nicht guten Abend,“ rief Tante Madegonde sehr bewegt: „es heißt jetzt gute Nacht; Sie gehen schon so früh, weil Ihre Schwester Ihrer bedarf; Sie werden Morgen früh wieder kommen; der Tag ist bestimmt, ich weiß es. Bitte, seien Sie nicht thöricht; sprechen Sie nicht so.“

„Guten Abend,“ sagte Nathalie in leisem Tone.

Das arme Stiftsfraulein sank auf den Sitz nieder, den das junge Mädchen so eben noch eingenommen.

„Ich weiß es,“ rief sie; „ja, ich wußte es von Anfang an. Was hat seine Liebe je anderes gebracht, als Elend? O, er ist ein hartherziger Tyrann. Gott verzeihe ihm. Gott verzeihe ihm; ich kann es nicht.“

Sie sagte nicht mehr, sondern brach in Thränen aus. Nathalie küßte sie wieder und wollte fortgehen, aber das Stiftsfraulein preßte sie an ihr Herz und weinte wieder.

„Sie werden kommen und mich besuchen,“ sagte sie.

Nathalie schüttelte den Kopf und löste sich aus ihrer Umarmung los, ohne zu antworten. Ehe sie jedoch ging, warf sie noch einen Blick auf diesen Schauplatz so mancher Freuden und so manchen Kummers. Alles sah unbestimmt und verschwommen in dem Zwielicht aus, und das leise Murmeln der kleinen Fontaine unterbrach die tiefe Stille. Tante Madegonde saß in kummervoller, trostloser Haltung auf der Bank; ihre blassen Züge und der traurige Blick trat Nathalien immer vor Augen, wenn sie sich dieser Schmerzensstunde erinnerte.

Sie war durch den Garten und den Hof nach dem Hause gegangen. Als sie den Weg erreicht hatte, welcher nach der Halle führte, öffnete sich die Bibliothek und Herr von Sainville trat heraus. Nathalie erkannte ihn bei dem Lichte der Lampe, das voll auf seine Züge fiel: sie konnte

sich nicht zurückziehen, ohne gehört zu werden, und deshalb blieb sie in dem tiefen Schatten der Treppe stehen; statt jedoch nach dem Salon hinaufzugehen, kam Herr von Sainville gerade auf den Ort zu, wo sie stand. Er sah sie nicht, bis sie sich gegenüberstanden. Alles Blut in Nathaliens Körper strömte stürmisch zum Herzen; aber sie bewegte sich nicht und sprach nicht. Er, gleich blaß, schweigsam und doch gleich bewegt, wie das junge Mädchen, stand eben so unentschlossen da.

Anfangs schien er geneigt, vorüberzugehen, aber plötzlich änderte er seinen Entschluß; und, ihre beiden Hände in die seinen nehmend, zog er sie an das Licht und sah ihr fest in das Auge. Ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnte, in welches sie dieser plötzliche Akt versetzt hatte, ließ er ihre Hände sinken, öffnete die Thüre, welche nach dem Hofe führte, und war verschwunden.

Einige Minuten blieb Nathalie bewegungslos an dem Orte, wo er sie verlassen. Sie gedachte des Abends, wo er sie bat, ihr ins Auge blicken zu dürfen, da er auf vierzehn Tage weggehe; aber sein Blick war nicht so traurig, so ernst und ach! nicht so kurz.

Rose kleidete sich bereits in ihrem Zimmer aus, als ihre Schwester eintrat. Ein Blick auf Nathaliens blaßes Gesicht sagte ihr, was geschehen. Sie hatte dies lange vorausgesehen, der Schlag selbst aber machte sie erblaffen und entriß ihr einen Schrei des tiefsten Schmerzes; aber sie fragte nicht.

„Ich werde Dir einst alles sagen,“ sprach Nathalie in leisem Tone. „Sei barmherzig und frage mich jetzt nicht.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl nieder und begrub ihr Antlitz in ihren Händen. Sie blieb mehrere Stunden in dieser Stellung und wollte nicht vor Tagesanbruch zu Bette gehen. Als sie endlich an der Seite ihrer Schwester lag, erhob sich Rose halb auf den Ellbogen und bewachte sie ängstlich. Sie war bewegungslos, aber sichtlich

nicht eingeschlafen; das düstre Morgenlicht machte die wachsartige Blässe ihrer Züge noch tiefer; ihre Hände lagen gefaltet auf ihrem Busen, aber keine Thränen stahlen sich aus den Augen hervor. Sie sprach nicht und auch Rose redete sie nicht an: für den Kummer, der sich nicht in Worte ausströmen will, hat die Sprache keinen Trost.

Nathalie erhob sich mit ihrer Schwester. Es war noch früh, wie die tiefe Ruhe von Himmel und Erde bekundete. Sie öffnete das Fenster, machte die Laden auf und setzte sich nieder, indem sie die Stirne an das eiserne Gitter des kleinen Balkones lehnte. Das rothige Licht der aufsteigenden Sonne fiel auf die alte Abtei und den kleinen Kirchhof drüben; die Luft war kalt und rein; es lag etwas Heiliges in dieser Ruhe. Aber sie hatte nichts Beruhigendes für das junge Mädchen. O, wie oft wird das bange Herz des Menschen mit dem ewigen Frieden und der Lieblichkeit der Natur kämpfen.

„Du wirst Dich erkälten, wenn Du so in dem Nachtkleide dastehst,“ sagte Rose und schloß dabei das Fenster, um ihr eine Antwort abzundthigen; Nathalie aber gab keine Antwort. Sie zog ihren Stuhl nach dem Tische und begann mit einer Bleifeder rasch einige Zeilen auf einen Papierschnitzel zu schreiben. Kaum jedoch war dies gethan, als sie, ziemlich ärgerlich, das, was sie geschrieben, zerriß, sich erhob, im Zimmer auf und nieder ging und langsam nach ihrem Sitze zurückkehrte, um noch einmal zu schreiben. Sie faltete den Papierstreifen in Form eines Billets zusammen, hielt es einige Augenblicke zwischen den Fingern und gab es endlich, nicht ohne Ueberwindung, ihrer Schwester, welche jetzt angekleidet vor ihr stand.

„Rose,“ sagte sie in leisem, festem Tone, ohne sie jedoch anzusehen, „Du wirst Dies augenblicklich besorgen, Du weißt wohin und an wen. Sprich mit Niemand, als dem, für den es bestimmt ist.“

„Gut,“ antwortete Rose, „ich werde es besorgen.“

Sie sah ihre Schwester theilnehmend an, Nathalie aber vermied diesen Blick mit sichtlichem Schmerze.

Es war eine Stunde verflossen, ehe Rose wieder in das Haus von Madame Lavigne trat. Wenn sie auch immer so aussah, so war sie doch in diesem Augenblicke besonders ernst und traurig. Sie ging langsam die Treppe hinauf, welche nach dem Zimmer führte. Sie schien zu wissen, ohne vorher fragen zu müssen, daß sie hier und hier allein ihre Schwester finden werde. Sie war auch wirklich da, jetzt angekleidet, doch auf derselben Stelle und beinahe in derselben Stellung. Sie sah auf, als Rose eintrat; ihre Augen begegneten sich; aber keines von Beiden sprach.

„Nun,“ sagte Nathalie endlich, welche sich zum Sprechen zu zwingen schien, „Du warst dort, Rose, nicht wahr?“

„Ja, ich bin da gewesen.“

„Und Du — Du — übergabst den Brief. Und, liehest Du ihn dort?“ fügte sie mit plötzlichem Schrecken hinzu, als Rose nicht antwortete. „Rose, Du kannst ihn nicht dort gelassen haben, er war ja nicht gestiegelt.“

Rose antwortete nicht; aber mit abgewandtem Blicke händigte sie ihrer Schwester einen Papierstreifen ein: er fiel aus Nathaliens Hand, denn sie erkannte beim Deffnen was sie selbst geschrieben. Ihr Kopf sank auf den Busen herab und sie faltete die Hände, indem sie ausrief:

„Zurückgeschickt? Welche andere Demüthigung soll ich noch erleben? Zurückgeschickt, wahrscheinlich, ohne gelesen zu sein,“ setzte sie mit einem düsteren Blicke auf ihre Schwester hinzu. „Nun, gleichviel, wende Deinen Kopf und Blick nicht so traurig weg, meine arme Rose. Ich hörte ihn oft sagen, die Zeit ist lange vorbei, wo Frauen aus Kummer starben.“

Rose schien seltsam bewegt, antwortete jedoch nicht.

„Aber er soll, er muß mich hören,“ rief Nathalie mit plötzlichem und verzweifelndem Schmerze. „Ich bin

nicht stolz, ich kümmere mich nichts um Stolz: wo Liebe ist, da ist kein Stolz. Ich habe ein Recht darauf, gehört zu werden; gestern war ich noch seine Braut, es kann nicht sein, daß ich ihm heute nichts bin. Laß ihn, lasse die Welt sagen, was sie wollen, — ich sage, die Liebe und nicht das Wort des Maire oder der Segen des Priesters macht die Ehe. Er will meinen Brief nicht lesen, — er soll mich hören. Wenn er mich nicht sehen will, werde ich ihn am Wege erwarten; ich kenne den Weg wohl, den er nimmt, und es gilt mir gleich, wie lange ich warte, und wer mich sieht; aber komme, was da kommen mag, er soll mich hören.“

„St! sprich nicht so,“ sagte Rose, „Dein Brief wurde nicht zurückgeschickt.“

„Nicht zurückgeschickt! weshalb brachtest Du ihn denn wieder?“ fügte sie dann bewegt hinzu: „ah ich verstehe, Du kamst von mir und wurdest deshalb nicht vorgelassen. Nein, Du hast Recht, Rose, es war thöricht von mir, so zu sprechen. Nein, ich werde ihn nicht mit meiner Gegenwart belästigen.“

Rose wandte sich mit einem Ausdruck voll tiefer Trauer nach ihr um; ihre Blicke begegneten sich wieder. Ein plötzlicher Schrecken schien Nathalien zu ergreifen, denn sie erhob sich und faltete ihre Hände.

„Rose,“ rief sie, „sieh mich nicht so an und sei nicht so schweigsam. Nein es ist nicht wahr; ich weiß gewiß, er ist nicht fort. Ich weiß gewiß, er ist noch da. O, sage mir, daß er wieder kommen wird, Schwester; sei barmherzig und sage mir etwas.“

Ihre Stimme wurde immer leiser und nahm einen verzweiflungsvollen Ton an, der bald von convulsivischen Seufzern gebrochen wurde.

„Ach! mein armes Kind,“ antwortete Rose traurig, „hätte ich Dir diese bittere Prüfung ersparen können; aber es ist der Wille Gottes.“ Sie händigte ihr bei diesen Worten einen andern Brief ein.

Nathalie nahm ihn; sie war sehr blaß, und als sie ihn einen Augenblick in den Händen gehalten, zitterten diese sichtlich. Mit einiger Anstrengung erbrach sie das Siegel, aber es war ein Nebel vor ihren Augen; die Buchstaben sahen unleserlich und verschwommen aus. Sie reichte ihrer Schwester den Brief und sagte in leisem Tone:

„Lies ihn mir vor, Rose; Du lasest vor nicht gar langer Zeit einen andern, der von sehr verschiedenem Inhalte war.“

Rose las. Der Brief war von Herrn von Sainville — ein letzter Abschiedsbrief — ruhig, nachsichtig und sehr freundlich. Er tadelte Nathalien nicht und nahm Alles auf sich. „Nicht bloß,“ schrieb er, „wegen dessen, was am vorhergehenden Tage vorgefallen, schieden sie, sondern weil sie sehr unklug geliebt. „Unsere Naturen,“ fuhr er fort, „würden nie harmonirt haben. Sie müßten mich für kalt und gleichgültig gehalten haben und ich würde der Zweifel und versteckten Vorwürfe müde geworden sein. Ich hielt einst sogar diese große Verschiedenheit zwischen uns für unserer gegenseitigen Liebe günstig; ich habe diese bittere Täuschung gebüßt. Glauben Sie mir, mein liebes Kind, es ist weit besser, jetzt zu scheiden, als unsern Irrthum später einzusehen. Eine schmerzliche, aber wahre Philosophie! Zu sagen, wir würden nicht beide darunter leiden, wäre thöricht. Wir müssen leiden, denn wir lieben beide und müssen noch lange lieben. Aber die Zeit heilt, wie Sie erfahren werden, manche Wunden. Ich verlasse Morgen frühe den Ort und wir werden uns nicht wieder sehen, wenigstens für lange Zeit. Vielleicht sind Ihre Gefühle sehr bitter gegen mich; aber ich habe Sie um eine Gunst zu bitten, und in der Erinnerung an eine glücklichere Zeit beschwöre ich Sie, mir diese Bitte zu gewähren; verlassen Sie meine arme Tante nicht. Zweimal war ich die unfreiwillige Ursache desselben bitteren Schmerzes für sie; ich bitte Sie, verlassen Sie sie nicht. Es wird lange,

sehr lange, vielleicht Jahre anstehen, ehe meine Gegenwart Sie in dem Hause stören wird, das, wie ich einst hoffte, ihre Heimat werden sollte.

„Ich weiß nicht, wie Sie diese Bitte aufnehmen werden, denn ich weiß nicht, wie Sie von mir denken — wohl mit tiefem Groll. Glauben Sie, diese Trennung sei für mich nicht auch die Quelle bitteren Schmerzes? Und doch habe ich einen Trost, der, wenn ich Ihren Charakter richtig verstehe, Ihnen versagt ist. Denn, während Sie alles thun werden, was Sie können, um mich aus Ihrem Herzen zu verbannen, werde ich in der Erinnerung an die Vergangenheit schwelgen und an alles denken, was Sie mir vom ersten Augenblicke an theuer machte. Ich habe Sie stets mit treuerer Liebe geliebt, als Sie meinten; ich nenne sie treuer, weil ich in diesem Augenblicke fühle, daß, wenn sie auch ihrer Natur nach sich ändern kann, sie nie in ihrer Reinheit sich ändern wird.“

Rose schwieg. Ihre Schwester sah auf:

„Rose,“ sagte sie, „der Brief enthält noch mehr, wende die Seite um, es muß sonst noch etwas dastehen, — ein Postscriptum: sieh!“

Rose händigte ihr schweigend den Brief ein. Es stand nichts da, als das Wort: „Lebewohl,“ das Rose aus Mitleid mit ihren Gefühlen nicht gelesen. Mathalie blickte über das Papier hin und setzte sich bei dem Tische nieder. Ihre Schwester stand vor ihr und sah sie mit der Trauer unvermögender Theilnahme an.

„Was kann ich für Dich thun, mein armes Kind?“ fragte sie freundlich.

„Nichts, Rose, als mich einen Augenblick allein lassen: ich werde bald hinabkommen.“

Rose gehorchte schweigend. Nach einem Augenblicke nahm Mathalie den Brief wieder auf, las ihn und blieb thränenlos. Es war jetzt keine Zeit für den Luxus des Weinens; sie hatte früher geweint, glückliche Thränen, in welchen Hoffnung und Freude sich mit Trauer mischten;

aber diese thörichte Zeit war vorbei; die Stunde wahren Kammers war jetzt gekommen.

Es war ein heiterer Morgen, einer der ersten und lieblichen Sommertage. Die Sonne schien hell; ihre Wärme wurde von dem frischen und angenehmen Hauche, welcher durch das Fenster drang, gemildert. Einige Kinder spielten auf dem Kirchhofe drüben, ihr Gelächter drang heiter an ihre Ohren; die Raben krächzten und flogen um den alten gegenüberliegenden Thurm; eine Magd in ihrer hohen normannischen Haube und klappernden Holzschuhen sang in dem Hof drunten, während sie einen Eimer aus der Fontaine schöpfte: Mathalie sah und hörte all' dies mit ihrem düstern Sinne; das Unglück ruhte mit schwerem Gewichte auf ihr. Sie konnte nicht begreifen, wie die Wolke so schön und blau sein könne, nachdem der Sonnenschein des Lebens geschwunden. Wie konnten andere lachen und singen, nachdem das Glück ihres Lebens aufgehört. Sie las den Brief wieder; nicht ein oder zweimal, sondern immer von Neuem. Sie wog jedes Wort — und war erfinderisch genug, um ihm die bitterste Bedeutung zu geben — und seinen Stachel um so tiefer in ihr Herz bringen zu lassen; sie wollte den Becher bis auf die bitterste Reige leeren und sich nicht einen Tropfen des Trankes entgehen lassen. Denn als sie sah, wie elend sie war, erinnerte sie sich, wie glücklich sie hätte sein können.

„Ich bin ihm nichts als eine Fremde,“ dachte sie und ihr Herz schwoll, „aber ich hätte sein Weib sein können und würde ihm treue Liebe für ewig eingestößt haben. Ich hätte mein Leben mit ihm verbracht, wäre die Herrin seines Hauses gewesen, die Genossin seiner Freuden und Sorgen, wenn er welche gehabt. Er würde mich bisweilen verlassen haben, aber das war es, was ich wünschte. Wie angenehm wäre es gewesen, auf seine Rückkehr zu warten und sich zu freuen am Klange seines Schrittes; wie weit angenehmer noch, sein Lächeln zu sehen und auf seinen Gruß zu lauschen!“ Sie brach ab, denn sie hatte sich

vergessen und die Wahrheit in einem Traume verloren. „Und jetzt,“ sagte sie verzweifelnd, „ist Alles vorbei und selbst die Hoffnung wird nicht wiederkehren. Und das Alles hat meine Thorheit gethan. Hatte ich nur einen Schatten von Wunsch, mit ihm um die Nacht zu streiten? Weßhalb sprach ich nicht, als wir uns vergangenen Abend begegneten und er das Lebewohl mit den Augen aussprach, da er keine Worte dafür finden konnte? Er war damals noch für einen Moment mein. Warum ließ ich ihn so stille gehen? Warum war mein thöricht Herz so voll, daß mir Worte auf die Lippen kamen, die ich nicht aussprechen konnte?“

Sie beugte den Kopf und zum ersten Male weinte sie lange und bitterlich.

Der Morgen war vorüber, als Nathalie die Treppen hinabging. Désirée war krank und Rose hatte in der Haushaltung zu thun. Die blinde Frau saß allein an ihrem gewöhnlichen Plage; sie hatte sich in dem Lehnstuhl zurückgelehnt und die blinden Augen waren nach dem Lichte gerichtet, das ihr wie ein schwacher, weißer Schimmer erschien; ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien — sie sah verdrüßlich aus.

„Ich möchte wissen, was Du die ganze Zeit oben gethan?“ fragte sie mürrisch.

Ohne zu antworten, setzte sich Nathalie in den Stuhl, welchen Rose gewöhnlich einnahm und arbeitete an der Nähterei ihrer Schwester fort: sie sank jedoch bald wieder aus ihren Händen, und das scharfe Gehör der blinden Frau merkte es.

„Du nähst nicht,“ sagte sie, „ich höre die Nadel und den Faden nicht.“

Nathalie antwortete nicht: sie dachte daran, daß ihr früheres Leben nun wieder begonnen. Einen Moment lang hatte sie die Zauberinsel der Verheißung betreten, welche so lange vor ihr zurückgewichen. Sie hatte sich an ihrer Schönheit geweidet und die Süße ihres Wassers gekostet;

aber nun war sie wieder an das traurige und einsame Ufer ihres früheren Lebens zurückgeworfen. Die Hoffnung hatte sie nicht gelockt; jetzt war Verzweiflung ihre Führerin und Begleiterin. Die Liebe, die sie so bereitwillig gegeben, wurde verschmäht; die Liebe, nach welcher sie sich sehnte, wurde ihr vorenthalten. Sie dürstete vergeblich in der traurigen Wüste des Lebens; keine Hand sollte ihr den Becher lebendigen Wassers reichen, ihres Geistes brennenden Durst zu löschen; sie konnte schwach werden und umsinken, kein schützender Arm sollte sie auf dieser ermüdenden Reise stützen; sie konnte weinen und vergehen, kein Busen würde ihr einen Ruhehasen bieten. Um ihr Geschick noch bitterer zu machen, lebte in ihr die frischeste Erinnerung; sie mußte daran denken, daß einst ein glücklicheres Schicksal ihrer geharrt, daß sie, die jetzt eine Verbannte war, einst den Segen einer Heimath und eines Herdes besaß. Dann trat ihr der quälende Gedanke vor die Seele, daß sie mit eigener Hand dieses bittere Schicksal sich bereitet. Sie hätte ihn vermeiden können, — sie kannte ihn, — seine Strenge, seinen eisernen Willen, den Kampf zwischen Leidenschaft und grollendem Ernste, den sein Leben als Mann begonnen: aber auf ihre Kosten war der bittere Sieg gewonnen worden.

„Du willst weder reden, noch arbeiten; Du bist abscheulich selbstsüchtig,“ rief Madame Lavigne unwillig.

Nathalie sagte nichts. Sie hörte sie kaum.

„Gib mir ein Kissen, um es hinter mich zu legen,“ sagte die blinde Frau, außer sich über dieses Schweigen.

Nathalie stand auf und gehorchte apathisch. Als sie nach ihrem Stuhle zurückging, fiel zufällig ihr Blick in den Spiegel. Sie blieb stehen und wunderte sich über das seltsame Bild, das sie darin gewahrte. O! dies war nicht das leichtherzige, blühende Mädchen mit dem freien Blicke, dem hoffnungsvollen Lächeln, das sie erst am vorhergehenden Tage gesehen; dieses blasse, ernste Gesicht, mit

dem schmerzvollen Blick und der gebeugten Gestalt, gehörte einer andern. Sie erblickte ein leidendes weibliches Wesen, noch jung in Form und Gesichtszügen, aber alt durch den Kummer auf ihrer Stirne.

Dreißigstes Kapitel.

Leichtfertig und launenhaft von Temperament, wie eine ächte Tochter des Südens, war Nathalie doch nicht leichtfertigen Herzens. Was sie fühlte, fühlte sie mit Leidenschaft, sei es nun gut oder böse; aber selbst ihre tiefen Gefühle waren dem plötzlichen Wechsel dieses Temperamentes unterworfen. Sie fühlte im Grunde sehr viel, aber auch sehr verschieden zu verschiedenen Zeiten.

Anfangs war sie in ihren Vorwürfen und Selbstanklagen bitter gewesen. Es war ihre eigene Thorheit, die all' das angerichtet; wäre sie klug gewesen, hätte sie die glücklichste Frau werden können. Nach und nach kamen ihr jedoch andere Gefühle; sie dachte nicht mehr, daß sie allein zu tadeln sei.

Hatte Herr von Sainville je ein Wesen geliebt, das er so bereitwillig verlassen konnte? Er kannte sie mit all ihren Fehlern, ihrem Eigensinn, ihrer Laune; hätte er nicht vorsichtiger sein können? Er hätte können! sie fühlte das wohl, aber er war ein strenger und rücksichtsloser Mann gegen sie, dem es nur darum zu thun sein konnte, sie niederzubeugen und zu unterjochen, nicht sie zu lieben und ihr wohl zu thun. Er hatte die Worte, welche in einem Augenblicke der Leidenschaft ausgesprochen worden, aufgegriffen, und doch anerkannte er gegen sie, daß es nicht

diese Worte seien, weshalb sie sich trennten. Es wäre für ihren Stolz besänftigend, wenn auch ein bitterer Gedanke gewesen — hätte sie glauben können, diese Trennung sei einzig und allein durch sie herbeigeführt worden. Er bemühte sich, ihr zu sagen, daß dies nicht der Fall sei, und so mußte sie sich freuen, daß er den demüthigen und zweiflungsvollen Brief nicht empfangen, den sie nach einer unglücklichen Nacht an ihn geschrieben. Wie würde er ihn aufgenommen haben? mit dem Mitleide und der Verachtung, die er, wie sie wußte, für die Schwachheit fühlte.

Was sie jedoch am tiefsten verletzte, war ein Versprechen fortdauernder Liebe. Wenn er rachsüchtig, ja gehässig gesprochen, sie hätte es ihm vergeben können; denn in der Tiefe seines Zornes würde sie auch die Tiefe seiner Wunde erkannt haben. Aber nie war dies Lebenswohl eines Liebenden ruhiger und leidenschaftsloser.

Es vergingen viele Tage, ehe Nathalie sich dazu verstehen konnte, Tante Madegonde zu besuchen — in jenem Hause zu besuchen, wo sie so glücklich und so unglücklich gewesen. Das freundliche Stiftsfräulein besuchte sie ein oder zweimal, sie wurde aber durch die üble Laune und das Schelten von Madame Lavigne verschreckt.

„Mein liebes Kind,“ flüsterte sie Nathalien im Thorwege zu, „wie können Sie mit diesem abscheulichen Weibe leben? Halten Sie mich wirklich für blind? Ich kann Sie versichern, ich habe großen Verdacht in dieser Hinsicht, und Sie kennen meinen Scharfblick. O! Petite, wohnen Sie bei mir.“

Nathalie schüttelte den Kopf und antwortete in leisem Tone, es sei unmöglich.

„Nun, kommen Sie zu mir,“ drängte das Stiftsfräulein, „ich sterbe vor ennui in dem großen Schlosse, auch Amanda hat mich verlassen, obgleich ich ihr den Lohn zu erhöhen versprach, wenn sie bleiben wollte. Das Mädchen erklärte, sie könne nicht, die Leute wären hier so

arrière, so ideenleer, daß sie unmöglich mit ihnen verkehren könne. Denken Sie, Petite, wie das für mich ist und kommen Sie bisweilen zu mir. Ich bin zweimal, Sie zu besuchen, gekommen, aber ich kann es wirklich nicht mehr thun, denn diese schreckliche Blinde — die gewiß sieht, — machte eine Miene, als wollte Sie mich das nächste Mal hinauswerfen. O! kommen Sie.“

Nathalie versprach, ihre alte Freundin zu besuchen; aber es verging einige Zeit, ehe sie Wort hielt. An einem hellen Sommerabend verließ sie endlich das dunkle Haus in dem Hofe und ging nach dem Schlosse. Sie schritt langsam weiter, denn eine schwere und unüberwindliche Trauer lastete auf ihrem Herzen. Die kleine Stadt war früher von einer Mauer umgeben gewesen; einige verfallene Theile von ihr standen noch und am Ende der steilen Straße, welche nach dem Wege zum Schlosse führte, stand der Bogen eines alten verfallenen Thorweges. Bei dieser Stelle hatten sie an jenem Abende Abschied genommen, als sie bei dem hellen Mondscheine in seinem Blick die Tiefe und, wie sie glaubte, unbeflegbare Liebe gelesen. Sie blieb zögernd stehen; wäre ein anderer Weg da gewesen, sie würde ihn eingeschlagen haben. Es ist traurig, mit verändertem Herzen die unveränderten Orte wieder zu sehen, wo wir einen Theil unseres früheren Daseins gelassen und die ach! nur zu oft das Einzige sind, was die Träume und Hoffnungen unsrer Vergangenheit erhält. Nathalie sah nicht um sich; sie hatte ihre Augen auf das alte Thor geheftet; auf den glühenden Horizont, der wie eine Feuerlinie hinter ihr hinzuziehen schien; auf den Westen, wo die untergehende Sonne ihre langen, schiefen Strahlen blendenden Lichtes ergoß, die auf dem geschlängelten Wege dahinströmten und durch das Thor leuchteten, während sie den durch das Alter grau gewordenen und mit frischem Epheu umrankten Steinen eine weichere Tinte verliehen. Die Luft war rein und still; kein Hauch bewegte die kriechenden

Pflanzen, welche üppig aus jeder Ritze der Steine drangen und die schlanken Grashalme stiegen zwischen den höchsten Steinen, durch kein Lüftchen berührt, gerade und still zu dem blauen Himmel auf. Vergebens suchte Nathalie ihren Blick festzuhalten an dem Glanze der untergehenden Sonne oder an der reinen Schönheit des Abendhimmels; vergebens suchte sie den Blick nach der Stelle zu vermeiden, wo sie sonst mit ihm gewellt. Ihr Herz pochte laut und ihre Augen wandten sich dorthin, als sie vorüberging. Ein junger Bauer und eine hübsche Normannin standen dort und plauderten flüsternd mit einander. Ein eifersüchtiger Schmerz durchzuckte Nathaliens Herz und sie blieb unwillkürlich stehen, um ihnen einen Augenblick zuzusehen. „Weshalb kamen sie hieher?“ dachte sie; „gibt es keinen andern Ort, wo Liebende von Liebe, Hoffnung und Glück sprechen können — lauter Dingen, die für mich auf immer verloren sind?“

Das Stiftsfräulein saß allein im Salon. Sie freute sich laut, als Nathalie eintrat, aber sie wurde bald wieder aus dieser Freude gerissen, als sie das blasse Gesicht und den verzweifelten Blick des jungen Mädchens gewahrte.

„Arme Petite!“ sagte sie, indem sie Nathalien küßte und ihre beiden Hände ergriff, während Thränen in ihre Augen traten; „es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kamen; ja, sehr freundlich; denn Sie thun es offenbar nicht gerne. O! kann ich Armand je vergeben?“

„Lassen Sie uns von etwas anderem sprechen,“ unterbrach sie Nathalie lebhaft.

Trotz ihrer Bemühungen kam das Gespräch immer wieder auf diesen Punkt, und Nathalie suchte endlich nicht mehr, ihm eine andere Wendung zu geben.

Wer weiß, ob sie nicht zu den Füßen ihrer alten Freundin, in ihrer alten Stellung, das Haupt gesenkt und in ihre Hände gestützt, ein seltsames und bitteres Vergnügen darin fand, diesen Namen erwähnt zu hören,

der trotz ihres Grolles und Stolzes noch immer ihr Herz bewegte und umschwebte.

Anfangs war das Stiftsfräulein sehr ungehalten und verschwenderisch in Anklagen; als sie sich aber ihres lange verhaltenen Grolles auf diese Weise entledigt hatte, wurde sie endlich milder und ohne gerade ihren Neffen zu rechtfertigen, sprach sie doch mit weniger Strenge von ihm.

„Sie sehen, Petite,“ bemerkte sie mit einem Seufzer, „er ist ein kalter Verstandesmensch, den die Leidenschaft niemals blind machen wird. Wenn er so schon in der Jugend war, ist es dann wunderbar, daß er noch so ist? Wir sprachen an dem Abend vor seiner Abreise lange davon. Ich sagte mancherlei bittere Dinge; er hörte mich sehr geduldig an und antwortete, er verstehe meinen Verdruß und liebe mich nur um so mehr, wenn er der Liebe zu Ihnen entflamme.“

„Sie wird mir ewig theuer sein, wie mein eigen Kind,“ sagte er. „Ich hatte einst andre Hoffnungen, aber es soll nicht sein. Sie müssen sie hier bei sich haben, Tante; die dumpfe Luft des Hofes, wo ihre Schwester lebt, müßte ihre Gesundheit untergraben. Wenn sie blaß und krank aussieht, verschaffen Sie ihr Zerstreuungen, mag sie wollen oder nicht. Eine kleine Reise würde Ihnen beiden gut thun. Warum wollen Sie nicht miteinander in die Provence gehen; wir haben einige Freunde dort und Petite würde gewiß gerne ihre Heimath Arles wieder sehen.“

„So liebst Du sie also noch, Armand?“ konnte ich nicht umhin zu fragen.

„Wie mein eignes Kind,“ sagte er wieder. Er sprach so ernst, daß ich ihn fragte — vielleicht war es nicht recht — „ob er Sie mit einem Andern verheirathet sehen könnte?“

„Was sagte er?“ fragte Nathalie plötzlich aufblickend.

„Anfangs nichts; nach seinem finsternen Blicke und

ben zusammengepreßten Lippen zu urtheilen, war ihm der Gedanke sehr peinlich. „Sie wird daran jetzt noch nicht denken,“ sagte er, „und wenn der Fall einmal eintritt, zweifle ich nicht daran, daß ich mich mit dem ausgesöhnt haben werde, was jetzt unvermeidlich ist.“

„Unvermeidlich!“ sagte Nathalie bitter.

„Mein liebes Kind,“ bemerkte das Stiftsfräulein etwas verlegen, „es thut mir leid, daß ich Ihnen alles das gesagt habe; denn Armand nahm mir das Versprechen ab, daß es ein Geheimniß zwischen uns bleiben sollte, und daß ich Sie veranlasse, um meinetwillen hieher zu kommen, ohne seinen Namen nur zu nennen. Natürlich würde ich auch das Versprechen erfüllt haben, (Sie kennen meine Zurückhaltung), wenn mir das Geheimniß nicht unglücklicher Weise entschlüpft wäre. Wirklich, Petite, Sie dürfen nicht zu sehr mit Armand grollen. Er hängt noch sehr an Ihnen. Er wünscht nichts mehr, als das Sie hier bleiben. Meine Meinung ist die, daß er Sie schließlich noch an Kindesstatt annehmen will — ein viel klügerer Plan, als der frühere. Ich habe es immer für seltsam gehalten, daß ein so kluger Mann ein reines Kind heirathen will, aber ich glaube, die Weisesten haben auch ihre thörichten Augenblicke. Entre nous, Petite, ich glaube, Ihr reizbares Köpfschen hat Sie doch getäuscht, und Sie haben ihn nie wirklich geliebt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie Charles nicht Unrecht thun, wenn Sie dies auch zugeben. Ich sah vom ersten Augenblicke an mit meinem gewöhnlichen Scharfblicke, daß sein Oheim ihn nicht sehr leiden mochte; während Sie immer sein Liebling waren. O Petite, es wird viel besser auf diese Weise werden. Und was das Heirathen betrifft, bin ich fest überzeugt, werden Sie keine große Lust mehr dazu haben. Ich weiß so viele gute Gründe, daß ich Sie gewiß von der Schönheit des weiblichen Cölibates überzeuge. Und wenn wir alle Drei bei einander sind —“

„Sprechen Sie nicht davon,“ unterbrach sie Mathalie beinahe ungehalten; „das ist unmöglich.“

„Und weshalb, Petite?“ fragte das Stiftsfräulein ruhig; „ich sage Ihnen, Armand liebt Sie wie sein eigenes Kind. Er hat es gesagt und er spricht nie die Unwahrheit. Natürlich, wenn die Liebe — welche alles Unheil in der Welt anrichtet — aus dem Spiele ist, kann es auch keinen Streit mehr geben.“

Oh schmerzliche Wahrheit, welche Mathalie in dem tiefsten Winkel ihres Herzens fühlte. Ja, wenn die Liebe aufgehört, konnten sie beide im Frieden unter einem Dache leben, das sie einst nicht als zwei, sondern als eins bergen sollte, — als eins durch das göttliche Sakrament der Ehe.

Mathalie fühlte sich durch die Sprache des Stiftsfräuleins verletzt. Sie fand jedoch bei einiger Ueberlegung, daß sie nicht so gefühllos und grausam war und daß Tante Madegonde deshalb so ruhig sprechen konnte, weil das, was in Mathaliens Herz vorging, für sie stets eine ungehörte und ungesprochene Sprache war.

Das junge Mädchen ging an diesem Abende mit einem andern quälenden Gedanken im Herzen nach Hause. Herr von Sainville fühlte noch immer große Liebe und Neigung zu ihr, eine Neigung jedoch, die sie mehr haßte, als Gleichgültigkeit. Denn die Liebe hat gar mancherlei feine und eifersüchtige Unterschiede, sie will Alles haben oder Nichts, und verschmäht einen Theil, wo sie das Ganze gibt. Der Gedanke, daß sie niemals anders geliebt worden sei, denn als eine angenehme und pikante Gesellschafterin, die man beibehalten könne, auch nachdem der Plan sie zur Frau zu machen, aufgegeben worden, war für sie eine Quelle unaufhörlicher Qual, denn er nahm ihr sogar die Vergangenheit, diese letzte Zuflucht des Unglücklichen.

Zum ersten Male seit seiner Abreise sprach sie offen mit Rose. Sie saßen in dem kleinen Zimmer, das einst

so ganz verschiedene Bekenntnisse vernommen hatte. Nathalie sagte ihrer Schwester alles; die Ursache ihrer Trennung, seine Härte, was Tante Madegonde gesagt, und ihren eignen bitteren und glühenden Haß.

„Ich werde ihm nie verzeihen; nein, selbst in meinem Herzen nicht,“ rief sie leidenschaftlich. „Was mir meine Tante einst sagte, ist wahr, Rose; dieser Mann hat ein Herz von Stein. Wehe und Glend über die Frau, die einen solchen Mann liebt!“

„Ach! warum sagst Du nicht, Wehe über die Frauen, welche lieben?“ antwortete Rose traurig. „Mein armes Kind, Frauen sind Gözdienerinnen, weshalb sollten sie nicht leiden? Ihre Liebe ist ein gefallener Engel, welcher im Angesichte des Himmels irdische Götzen anbetet. Nur eine Frau habe ich gekannt, welche in ihrer Liebe glücklich war, und diese starb vor einer Woche. Sie war arm, nicht schön, auch nicht mehr jung, aber sie muß sehr glücklich gewesen sein, denn sie wurde wahrhaft geliebt. Als ihre Verwandten kamen, um das Wenige zu beanspruchen, das sie hinterlassen, gab ihr Mann willig nach und wollte nichts von alle dem behalten, was sie mitgebracht, als das Kissen, auf welchem sie zum ersten Male unter seinem Dache geruht. O! rein und treu muß das Herz gewesen sein, dem die bleiche und verwelkte Frau, nach Jahren der Mühe, noch ebenso frisch und lieblich erschien, als am Hochzeitstage.“

„Ach! ja, Du kannst diese Frau wirklich glücklich nennen, Rose,“ sagte Nathalie mit großer Bitterkeit.

„Aber es war doch nur ein armseliges irdisches Glück,“ antwortete Rose; wie erbarmungslos vernichtete es der Tod. O! Nathalie, hänge Dein Herz nicht zu sehr an Dinge dieser Welt; ein Grab nimmt den Geliebten und den Ungeliebten auf und wenn die Erde sie bedeckt, wer weiß von dem Unterschiede?“

Rose stand bei dem Fenster im Mondlichte, als sie so sprach. Das Talglicht, das sie mit heraufgebracht, war tief

in den Leuchter herabgebrannt, aber der helle Sommermond beleuchtete das Zimmer hinlänglich. Nathalie saß halbenkleidet auf dem Rande des Bettes; sie sah ihre Schwester an und hätte gerne gewußt, ob es das blasse Licht sei, das ihre Züge so bleich mache.

„Rose!“ rief sie plötzlich, „bist Du wohl?“

„Ja, ganz wohl.“

Ihre Stimme klang matt und leise. Ein Gedanke, der Nathalien weder in ihrem Glück, noch in dem nachfolgenden Unglücke gekommen, ergriff plötzlich ihr Herz. Sie erinnerte sich jetzt einzelner Anzeichen, die sie lange nicht beachtet oder zur Zeit kaum verstanden und sie vergaß für einen Augenblick ganz die Vergangenheit oder Gegenwart ihrer Liebe.

„Rose,“ sagte sie ängstlich, „ich weiß es, daß Du nicht wohl bist.“

„Ich war in letzter Zeit nicht ganz wohl,“ lautete die ruhige Antwort.

„Oh, mon Dieu!“ rief Nathalie in bewegtem Tone, „und ich bemerkte es nicht. Wie grausam selbstsüchtig bin ich gewesen, Rose.“

Sie verließ ihren Platz, küßte ihre Schwester und weinte.

„Aber Kind, ich bin nicht so krank,“ sagte Rose mit schwachem Lächeln.

„O, Rose! ich bin nicht bloß wegen Deiner Krankheit, sondern auch wegen meiner Undankbarkeit, es nicht zu bemerken, unglücklich.“

Sie war wirklich tief betrübt und Rose versuchte es nicht, sie zu trösten. Sie dachte, jede Ablenkung der Gefühle, wie schmerzlich sie auch sei, würde ihrer Schwester wohlthun und deshalb ließ sie dieselbe sich laute Vorwürfe machen. Aber die Zerstreuung dauerte nur kurz. Rose, deren Gesundheitszustand wirklich sehr unsicher war, erholte sich theilweise wieder und Nathalie gewöhnte sich an die schwachen Zeichen des Unwohlseins, welche zurückblie-

ben. Es schien Rosen natürlich so blaß zu sein und in diesem gedämpften Tone zu sprechen.

Indessen war es ausgemacht, daß Nathalie bei ihrer Schwester bleiben sollte. Rose wünschte es: sie glaubte am besten die Melancholie des jungen Mädchens bekämpfen zu können — es wäre dies anderswo auch möglich gewesen, aber die Bereitwilligkeit, mit welcher Nathalie auf ihren Wunsch einging, hätte ihr zeigen sollen, wie gefährlich das Vergnügen sei, das ihre Schwester an dieser großen Einsamkeit finde. Rosen war dieses Leben natürlich und harmonirte mit ihrem ganzen Wesen; sie hatte sich mit dem Geiste eines Märtyrers darein gefügt und da es ihre Natur gereinigt und gehoben, so schloß sie, es würde denselben Einfluß auf Nathalien üben. Aber sie hatte nur Träume, eitle Schatten des Herzens zu bekämpfen und ihre Schwester — die die brennendste Wirklichkeit — eine tiefe leidenschaftliche Liebe niederhalten mußte. Religion und Pflichtgefühl genügten der Schwester, Nathalie bedurfte mehr. Sie hätte fortgehen sollen, um Vergessenheit zu suchen, in ein thätiges Leben sich werfen sollen, um Entbehrung und Sorge kennen zu lernen; und diese ernsten Führer hätten sie vielleicht über manchen rauhen Pfad zu den Füßen des Friedens geführt. Sie wußte dies, aber sie schrak davor zurück, sie wollte nicht vergessen, nicht geheilt sein; sie fürchtete die Einsamkeit und die Gleichgültigkeit des Herzens, die ihr die Klugheit zu suchen anrieth. In einer freieren und glücklicheren Periode ihres Lebens würde sie es für die unglücklichste Bestimmung gehalten haben, mit Madame Lavigne und Rose in dieser traurigen Einsamkeit zu leben; jetzt aber war der Fall ein durchaus anderer. Nathalie fühlte sich nicht mehr allein; die Vergangenheit begleitete sie überallhin; sie schlug überall ihre dunkeln Schatten um sie her; sie lebte nicht in dem Hause von Madame Lavigne, sondern in einer Geisterwelt, für die sie das offne Licht des

Tages fürchtete. Sie war zu dem gefährlichen Punkte gekommen, das Fieber zu lieben, das ihr Wesen verzehrte.

Nathalie hatte ihre Heiterkeit wieder verloren und ihre Anwesenheit konnte daher der blinden Tante Rosens nichts weniger als angenehm sein. Sie beklagte sich, ihre Nichte widerstand fest und doch sanft. Sie wollte ihre Schwester nur noch wenige Monate bei sich behalten; sobald der Sommer vorüber sei, werde sie eine andre Heimath für sie finden. Madame Lavigne murrte, aber Rosens Vorsatz stand unabänderlich fest. Nathalie blieb passiv und gleichgültig. Sie sah, daß diese Streitigkeiten für Rose durch die Gewohnheit allen Stachel verloren, und auch sie gewöhnte sich so sehr an die ewigen Vorwürfe von Madame Lavigne, daß sie unbeachtet an ihrem Ohre abgleiteten und keinen tieferen Eindruck auf sie machten, als das monotone Geräusch eines Wasserfalls auf die, welche immer in seiner unmittelbaren Nähe wohnen. In ihren besseren Augenblicken kämpfte Nathalie gegen ihre Abspannung, in die sie nach und nach versunken war und die sie nur noch für Eines Sinn haben ließ. Sie suchte der Wirklichkeit zu leben, statt ein falsches und verzaubertes Leben zu führen; aber das stille Haus mit dem Becken der Uhr und dem eintönigen Klingeln der Madame Lavigne, das dann und wann die Ruhe unterbrach, mit dem matten, gedämpften Lichte und dem freudeleeren Aussehen führte sie beinahe unvermeidlich zu dem Lande der träumerischen Vergangenheit zurück. Sie begann sogar ihr Gefängniß zu lieben: wie eine Nonne, die an den tiefen Schatten des Klosters gewöhnt ist, schreckte sie vor der Helle des Tageslichtes zurück und fand Schutz und Freiheit in dem Einerlei ihres jetzigen Lebens.

So verging der Sommer.

Obgleich nur in ihre Gedanken versunken, sah Nathalie doch, daß ihre Schwester nach und nach sichtlich abnahm. Selbst Madame Lavigne entging diese Verän-

berung nicht; sie lauschte besorgt auf das kurze und peinliche Athmen ihrer Nichte.

„Wie sieht sie aus?“ fragte sie einst Nathalien.

„Sehr blaß und matt.“

„Aber nicht sehr krank?“ fragte Madame Labigne wieder; „Du weißt, sie sah immer so aus.“

„Rose sieht krank aus.“

„Aber warum sollte sie krank aussehen? sie hat doch genug zu essen und zu trinken? Ich lasse ihr nichts abgehen. Braucht sie frische Luft, so mag sie ausgehen und sich Bewegung machen. In Wahrheit aber ist sie gar nicht krank und alles nur Einbildung von Dir.“

„Ich bilde mir nichts ein,“ antwortete Nathalie ernst, „aber ich sehe, und muß unwillkürlich daran denken, daß Rosens Mutter die Auszehrung hatte.“

„Das ist bei ihr nicht der Fall,“ rief die blinde Frau ärgerlich. „Du grausames Mädchen, wie kannst Du das wagen, von Deiner eignen Schwester zu sagen? Meinst Du, Rose würde sterben? Gott im Himmel!“ fügte sie hinzu und rang, plötzlich alle Fassung verlierend, die Hände, „was soll ich dann allein in diesem Hause mit dieser alten Tyrannin Desirée thun?“

Nathalie warf ihr einen empörten Blick zu, der unbeachtet an der alten Tante Rosens abgleitete.

Von dieser Zeit an beobachtete das junge Mädchen ihre Schwester mit kummervoller Theilnahme, die sie zum Theil die andern Gefühle ihres Herzens vergessen ließ. Ob Rose ihren Zustand kannte oder nicht, wußte Nathalie nicht; sie sah nachdenklicher aus, als sonst und in ihrem Benehmen lag etwas weiches; als jedoch die Tante in einem plötzlichen Anflug von Liebe oder vielmehr Furcht nach dem Arzte schicken wollte, antwortete sie nur: „Es ist unnöthig,“ und es war schwer zu sagen, ob sie meinte, es sei keine wirkliche Gefahr vorhanden, oder fühlte, daß die Zeit, der Gefahr vorzubeugen, bereits vorüber sei. Nathalie blieb nicht lange im Zweifel über

diesen Punkt. An einem düstern Herbsttage, an welchem der graue, traurige Himmel das dunkle Zimmer, in welchem sie allein bei der Arbeit saßen, noch unheimlicher und melancholischer machte, als es gewöhnlich ausah, wandte sich Rose plötzlich an ihre Schwester, welche, wie so oft in der letzten Zeit, blaß und traurig war.

„Nathalie,“ sagte sie, ihre Arbeit niederlegend und sah ihre Schwester an, „ich hatte Besseres von Dir gehofft: anfangs kämpfst Du muthiger mit Deinen Gefühlen.“

Nathalie, welche über diese plötzliche Anrede erschrak, — denn über einen gewissen Gegenstand sprachen sie nie — blickte ängstlich auf und antwortete nicht. Rose fuhr fort:

„Das Unglück hat seine Lehren an Dir verschwendet. O thörichtes Mädchen, in welchem Buche lafest Du, daß das Glück das Ende des Lebens sei, und mädchenhafte Liebe das Wohl des weiblichen Herzens?“

„Nirgends,“ antwortete Nathalie langsam.

„Und doch handelst Du, als ob Du dies nicht nur gelesen, sondern sogar gesehen. Jedes nutzlose Gefühl ist ein schuldiges und mag nun Liebe oder Haß Dein Herz erfüllen, es ist Deine Pflicht, sie aus ihm zu reißen.“

„Rose, Rose!“ rief Nathalie beinahe leidenschaftlich, „Du sprichst, wie sie in Büchern sprechen, kalt und leidenschaftlos. Ich möchte fragen, wie Du hierüber entscheiden kannst, da Du nie geliebt?“

„Ja, ich habe nie geliebt,“ antwortete Rose, „aber kann ich mir nicht denken, was Liebe ist?“

„Du!“ rief Nathalie und blickte auf. Sie sah eine leichte Röthe über die blassen Wangen ihrer Schwester ziehen und ihre Augen sich mit Thränen füllen.

„Meinst Du,“ sagte Rose mit tiefer und plötzlicher Trauer, „weil ich nicht hübsch und lieblich sei, hätte ich nicht träumen können, was Liebe sein müsse? Glaubst

Du, weil ich verständig und ruhig scheine, hätte ich deshalb nicht das Herz des Weibes?"

Nathalie war zu sehr überrascht, um antworten zu können.

"Nathalie," fuhr ihre Schwester nach einer Pause fort, "ich glaube nicht, daß ich noch lange leben werde. Du scheinst es so gut, wie ich, zu wissen. Ich bemerkte zum mindesten den besorgten und ängstlichen Blick, der in letzter Zeit oft auf mir haftete. Ehe ich Dich verlasse, möchte ich Dich noch einmal bitten, Dein Herz und Deine Gefühle zu beherrschen. Das Leben ist kurz; ertrage es mit edlem und muthigem Geiste. Ich will nicht sagen, nimm Dir ein Beispiel an mir, weil unsre Lage eine durchaus verschiedene ist; aber ich möchte Dir sagen, höre mich und wisse, daß jedes Herz seine eigne Qual hat. Du hältst mich ohne Zweifel gleich allen andern für kalt; was ich auch sein mag, kalt bin ich nicht, aber die Jugend ist der Schlüssel, welcher das spätere Leben erschließt, und das meinige war sehr freudenlos. Doch habe auch ich, so ruhig ich jetzt scheine, meine Träume gehabt und Träume, denen gegenüber der wildeste Roman arm und zahm erscheinen würde."

"Ich glaubte, Du lesest keine Romane," sagte Nathalie erstaunter, denn je.

"So lange Du mich kennst, nicht; aber vor vielen Jahren, als ich jung war, las ich gar manche; denn damals lebte ich in einem Lande der Täuschung, von welchem sie einen Theil bildeten. Niemand hatte eine Ahnung davon; ich galt für apathisch und kalt. Das war das Unglück meines Lebens: ich konnte mich nicht verständlich machen. Ich fühlte es und bemühte mich nicht, Jemanden zu enttäuschen. Wer würde es geglaubt haben, daß ein Wesen, so blaß, so unschön, so ausdruckslos in Gestalt und Gesichtszügen, ein fühlend Herz besitze? Du weißt, wie ich meine Jugend in diesem Hause meiner Tante verlebte. Ihr Temperament war immer dasselbe. Sie unter-

brückte so sorgfältig jedes freie und glückliche Gefühl, daß die Zurückhaltung mir endlich zur andern Natur wurde, die ich nicht mehr durchbrechen konnte. Meine innerlich ausgeprägten Empfindungen sind nie bei mir an die Oberfläche getreten, und wenn ich litt, litt ich doppelt. Zu der Zeit, von welcher ich spreche, war ich in der Einbildung meines Herzens glücklich. Alles um mich her war rauh, streng und unangenehm; ich baute mir selbst eine Heimath und eine Welt, in der ich lebte und webte, ja wo mich Manche liebten, die mich nie geliebt und mich mit freundlichen Stimmen grüßten, wie ich sie nie gehört. Diesen Wesen der Phantasie wandte ich all' das unbestimmte Sehnen meines Herzens zu; aber dieses menschliche Herz ließ sich nicht lange täuschen; es sehnte sich nach Wahrheit; meine Seele erkrankte in dem Gefühle der Leere meiner eignen Schöpfungen; sie wandte sich mit Bitterkeit und Schmerz von ihnen ab. Es gab jedoch Tage, wo ich, von der Außenwelt zurückgestoßen, reuig und müde in meine visionäre Welt zurückkehrte; wo ich mir die idealen Wesen, die ich einst geliebt, in die Erinnerung zurückrief und mich glücklich pries, wenn ich auch nur für eine Stunde meinen Durst an diesem Wasser der Täuschung stillen konnte. Dies klingt seltsam, Nathalie, und doch hörst Du in meiner Geschichte die Geschichte manches menschlichen Herzens. Aber es ist ein Unterschied zwischen meinem Schicksal und dem von andern, namentlich von solchen, welche ich gekannt. Wenn sie, wie ich, träumten, sahen sie ihre Träume entweder zerstört oder erfüllt; sie tranken aus dem Becher der Erkenntniß in vollen Zügen Schmerz oder Segen; sie überschritten die Schwelle des Lebens und gingen auf den rauhen oder ebenen Pfaden desselben dahin; und ob sie Heil oder Verdammung fanden, sie erfüllten doch wenigstens ihre Bestimmung. Mit mir war es jedoch nicht so. Mich umschwebten Erscheinungen, welche mich quälten, weil es nicht in meiner Macht lag, ihre Unwahr-

heit oder Wahrheit zu erproben. Die Erkenntniß, die wirkliche Erfahrung, nach welcher ich so glühend dürstete, war mir für immer versagt. Andre gingen an mir vorüber, um sich in den Kampf des Lebens zu stürzen, ich saß, eine Verbannte, an dem Thore, unthätig und unbeachtet. Man konnte nicht sagen, daß ich lebe; ich glitt den Strom des Lebens hinab, ohne den Lauf meines Schiffes lenken zu können, wie die Barke ohne Ruder. Niemand schien sich darum zu kümmern. Junge Mädchen kamen und erzählten mir ihre Geheimnisse und ließen mich alles wissen, weil sie sahen, daß ich selbst keine Geheimnisse habe. Sie ahnten die Wahrheit: ich hatte keine solche Geheimnisse: ich war vom Leben ausgeschlossen. Bisweilen fragte ich mich selbst, ob es immer so sein werde? Ich wußte aber wohl, daß es immer so sein werde und der Muth sank mir in der Brust; ich bebte zurück vor der traurigen Verwandten, die meine einzige Stütze war und vor der düstern Wohnung, meiner einzigen Heimath. Du klagst, Nathalie, aber ich sage Dir, daß eine Sorge, eine wirkliche Sorge ein Segen für uns gewesen wäre, denn dulden heißt leben. Ich wurde herzkrank und sehnte mich nach dem Tode. Ich war damals nicht sehr fromm und glaubte nicht, wie jetzt, an die christliche Unsterblichkeit. Der Tod erschien mir damals als eine traurige und lethartige Ruhe, ein göttliches Mysterium; ich sah nicht über diesen ungetrübten Schlaf in dem kühlen Schooße der grünen Erde unter dem blauen Himmel hinaus. Ich flehte um den Tod, wie ich einst heiß und feurig um Glück und irdische Liebe gefleht. Ich sagte nicht zu dem Allmächtigen: „Nimm mein Leben,“ ich sehnte mich nur nach Ruhe; und jeder leidenschaftliche Wunsch, sei er nun in Worten verkörpert oder nicht, ist des Herzens wahrstes, tiefstes Gebet.“

Sie schwieg. Nathalie lehnte, die Hände über den Knien gefaltet, in ihrem Stuhle zurück und sah betrübt und erstaunt über das aus, was sie hören mußte.

„Du hättest das wohl nicht von mir gedacht,“ sagte Rose mit traurigem Lächeln, „von mir, Deiner ruhigen apathischen Schwester: aber ich bin jetzt nicht mehr, was ich damals war; ich spreche von Gefühlen, welche längst dahingeschwunden sind. Der Kummer wirkt seine eigne Heilung. Kein menschliches Herz ist zu endlosem Jammer geschaffen. Mein Kummer hat mich verlassen: ich erinnere mich des Tages und der Stunde. Ich saß allein in diesem Zimmer bei dem Fenster; es war Abend, der Tag erstarb und einige Sterne glänzten in der Tiefe des blauen Himmels über der Abtei. Mein Herz war voll. Ich kniete nieder und betete in abgebrochenen und unartikulirten Ausrufungen. „Warum bin ich allein? — Warum kümmert sich Niemand um mich? — andre werden geliebt — warum ich nicht? — O Gott, wenn ich nutzlos in dieser Welt bin — wenn die Bestimmung des Weibes mir versagt ist — so sei gnädig — und laß mich sterben.“ Meine Thränen flossen in Strömen und ich suchte sie nicht zu hemmen. Ich weiß nicht, was für ein Tag es war — doch glaube ich, der Festtag eines Heiligen, denn als ich weinte, war das alte gemalte Kirchenfenster vor mir von dem sanften Lichte vieler Lampen erhellt, wahrscheinlich zu irgend einem Abendgottesdienst und die Orgel ertönte in feierlichen Klängen und sanfte Stimmen, die sich in religiöser Harmonie mit ihnen vermischten, erhoben sich still und rein in der Abendstille. Mein rebellisches Herz schmolz in mir. Ich erinnerte mich einer Rede, die ich als Kind über den Text gehört: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir.“ Meinem gequälten Geiste enthüllte sich die Wahrheit; ich sah und fühlte meine Sünde; ich beichtete sie vor Gott. Nicht mein Schicksal war bejammernswerth, ich nur war schwach und muthlos. Mein Schicksal war das von tausend Andern: sie litten geduldig; ich wünschte zu sterben. Ich hatte sehr geirrt; ich hatte das Glück für das Ziel des Lebens gehalten; weder Dieses, noch das Dulden ist es;

die, welche dies behaupten, lästern die Güte Gottes, der mit allen freudigen Gaben verschwenderisch war. Und doch ist noch viel Kummer hier auf Erden und wäre alles lauter Glück und Segen, so würde der Mensch Unruhe und Qual in seinem eignen Herzen finden. Das Ziel des Lebens ist die Pflicht. Wir alle hören dies, aber wir wissen es nicht, bis die Wahrheit durch Thränen und Kummer erreicht ist. O! warum kann nicht eine traurige Erfahrung alle übrigen ersetzen? Warum muß die Menschheit Jahrhunderte um Jahrhunderte dieselben bitteren und niemals behaltenen Lehren wieder lernen? Von diesem Augenblick begann für mich eine neue Existenz. Ich weihte mich dem Ertragen meines einsamen Geschickes mit strenger und heiliger Freude. Der Kelch war noch immer bitter, aber ich leerte ihn mit festem, nach oben gerichtetem Blicke. Wenn ich andre Frauen, als glückliche Frauen und gesegnete Mütter sah, wenn ich meiner Einsamkeit mit einem Schmerze gedachte, den ich nicht immer unterdrücken konnte, so riß ich das neidische Gefühl aus meinem Herzen und legte es zu meinen Füßen; und ich lernte erfahren, daß dieser Sieg das wahre Leben sei."

Es entstand eine kurze Pause.

„Mon Dieu!“ sagte Nathalie endlich, „ist das Alles wahr? Du sehest mich in das größte Erstaunen. Ich hätte nicht entfernt gedacht, daß Du solche Dinge fühlen könntest. Verschwand Deine Unruhe so rasch? Bistest Du nicht mehr?“

Es dauerte einige Zeit, ehe Rose antwortete.

„Nein,“ antwortete sie endlich, „ich kann Dich nicht täuschen. Nein, meine Unruhe verschwand nicht so rasch, und ich konnte mein Herz nicht so plötzlich zum Schweigen bringen. Resignation ist eine langsame Wandererin, aber ein lange verweilender Gast. Sie kehrte spät bei mir ein; denn ich gestehe Dir, daß eine Sehnsucht die andere bei mir ablöste. Der Gegenstand hatte gewechselt,

aber noch immer verfolgte mich derselbe Wunsch, nach einem wirklichen praktischen Leben. Ich bin nicht mystisch und bloßes religiöses Gefühl genügte mir nicht. Es ist schön, wie Maria zu den Füßen des Herrn zu sitzen, aber ich hatte mehr von dem Geiste der Martha in mir. Daß ich in den Zeiten des Kampfes und der Gefahr geboren worden; in den Tagen der ersten Kirche und der siegreichen Märtyrer. Es ist hart, sich in ein ruhiges, dunkles und scheinbar nutzloses Leben zu finden; und doch mußte ich das. Es hatte der Vorsehung gefallen, mir die Erfüllung jener häuslichen Pflichten aufzutragen, für welche die Welt keine schmeichelnde Stimme hat und die in den Gedächtnißbüchern nicht aufbewahrt werden. Bei dieser Tante zu leben, die mir jeden Tag das Brod vorwarf, das ich aß und die meiner doch bedurfte — das war meine Pflicht; ich beschloß, daß es auch meine Heiligung, mein Opfer sein sollte. Nathalie ist Dein religiöser Glaube geistig, ist er mehr, als bloße Form? Ist er dies, so wisse, daß Du niemals unglücklich werden kannst; daß es kein so unglückliches Schicksal gibt, das der Glaube nicht mildern und reinigen könnte; keines, das so niedrig wäre, daß es nicht zur Würde des heiligsten Märtyrthums sich veredelte."

Sie schwieg und die leichte Röthe ihrer Wangen, das flüchtige Leuchten ihrer Augen zeigte die stille Begeisterung ihrer Natur. Nathalie war erstaunt, aber noch mehr gerührt.

"Ich achte, ich bewundere Dich," sagte sie, "ich verstehe Dich zum ersten Male. Und doch verstehe ich Dich auch wieder nicht. Du warst eine so große Träumerin, als ich, und doch so streng gegen meine leisesten Phantasieen."

"Weil ich wußte, wozu sie führen," antwortete Rose und sah auf; "überdies ist es meine Gewohnheit, ich war deshalb so streng gegen mich, als gegen Dich. Lange, ehe wir uns zum ersten Male sahen, hatte ich für all'

meine Thorheiten ein eigenthümliches Mittel in Anwendung gebracht. Ich hatte beschlossen, mein eigener Richter zu werden und mit meinem eignen Munde mein Urtheil auszusprechen. Ich machte es mir zur Regel, die Thorheit meines Herzens zu belachen und zu brandmarken. Ich fand ein grausames Vergnügen darin, meine eignen Illusionen nach und nach zu zerstören; sie vor meinen kalten Vernunftgründen, wie die letzten Blumen des Jahres vor dem Hauche des Winters vergehen zu sehen. Nathalie, sei klug, — gebiete Deinen Träumen, so lange es noch Zeit ist; warte nicht bis die Reaction kommt; warte nicht, bis Du die bittere Freude kennen lernst, Deine liebsten Hoffnungen zu zerstören.“

„O Rose!“ rief Nathalie unwillkürlich, „liegt nicht etwas ganz Entsetzliches in diesem Selbstmorde des Herzens?“

„Traurig, aber nicht entsetzlich,“ sagte Rose, mit theilnahmevollem Blicke, „es ist ein Selbstmord, der uns überlebt, mein armes Kind, und um Dir dies zu zeigen, habe ich Dir Alles erzählt und Gefühle in das Gedächtniß zurückgerufen, die für mich nur noch die bleichen Schatten der Vergangenheit sind. Möchtest auch Du so kämpfen und siegen.“

Nathalie sah ihre Schwester an, als diese sich wieder auf ihre Arbeit herabbeugte; sie dachte an den lebendigen Tod, den sie seit Jahren ertrug; ihr Muth sank bei der Aussicht auf einen so traurigen Sieg und eine unwillkürliche Stimme rief, als Antwort auf Rosens Wunsch, in ihrem Innern:

„Nein, Gott bewahre!“

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Herbst war gekommen und Nathalie wohnte noch immer als Gast in dem Hause der Madame Lavigne. Rose war jetzt so schwach, daß sogar ihre Tante es für nothwendig ansah, daß das junge Mädchen bleibe und sie die Erste war, welche sagte:

„Nathalie, Du darfst nicht gehen.“

Ein Arzt war gerufen worden: er erklärte jedoch, daß es ein ererbtes und deßhalb hoffnungsloses Uebel sei. Er hatte die Mutter Rosens behandelt und sagte zu Madame Lavigne in Gegenwart von Nathalien und Désirée:

„Sie wird sterben, wie Ihre Schwester, ruhig und ohne Schmerzen. Sie ist zu schwach, um zu leiden.“

Madame Lavigne hörte ihn mit einem gewissen apathischen Schrecken so reden. Sie dachte daran, wie einsam es in ihrem Hause sein würde, wenn ihre geduldige Nichte nicht mehr da sei und was aus ihr werden sollte, wenn sie, die blinde, hülflose Frau, der Gnade der tyrannischen Désirée anheimgegeben bliebe.

Die alte Dienerin horchte auf und sagte nicht ein Wort. Den ganzen Tag über sah sie sehr traurig und zerstört aus.

Nathalie war gleichfalls zugegen. Sie vernahm den Ausspruch des Arztes mit tiefem Schmerze. Sie hatte ihre Schwester stets geliebt, aber nie so sehr, als zur Zeit ihrer eignen Leiden, denn der Schmerz hat eine eigenthümliche Kraft, Herzen zu verbinden. Namentlich in der letzten Zeit, seitdem sie unter demselben Dache gewohnt, seitdem sie mit einander vertrauter geworden, war auch ihre Zuneigung inniger geworden. Selbst in Rosen war eine Veränderung in Beziehung auf Nathalien vorgegangen:

ihr Blick ruhte freundlicher auf ihr; ihre Stimme nahm einen milderen Ton an, wenn sie mit ihr sprach; die Kälte und Strenge ihres Charakters, welche das junge Mädchen so oft zurückgestoßen, schien vor dem nahen Tode allmählig zu schwinden, wie die rauheren Züge einer Landschaft, welche von der Weichheit und Harmonie der Abend-
schatten gemildert werden.

Wenige Tage vor ihrem Ende saßen sie in ihrem kleinen Zimmer beisammen, wo Rose sich zuletzt beinahe ausschließlich aufhielt. Es war ein ruhiger Herbstabend, voll Reinheit und Ruhe. Der Thurm der alten Abtei stieg in dunkeln und scharfen Umrissen in den blauen Himmel empor; ein Schwarm von Krähen krächzte und flatterte rund um ihn her, ehe sie sich zur Nachtruhe niederließen. Jenseits der Abtei zog sich das verlassene Kloster und der einsame Kirchhof mit seinen niedern in die Erde gesunkenen Grabsteinen und einigen vereinzelt Cypressen hin, die still und bewegungslos in der Abendruhe dastanden.

„Es wird ein schöner Morgen werden,“ sagte Rose. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück, welcher dem Fenster gegenüber stand. Ihr Auge war auf den Himmel geheftet; ihr Blick war ruhig. Nathalie saß bei ihr und hielt eine von ihren Händen fest.

„Woher weißt Du, daß es morgen schön wird?“ fragte sie.

„Sieh' die rothen Streifen am Himmel. Auch ist die Luft so klar und still. Horche und Du wirst das Brüllen des Viehs in der Ferne hören. Wie schwach es herüber tönt. Die Heerden kommen von der Weide zurück. Ja, es wird morgen schönes Wetter werden.“

Das Herz Nathaliens wurde traurig. Sie hatte ihre Schwester selten oder nie von den Schönheiten der Natur sprechen hören, ehe sie krank wurde, aber seit dieser Zeit schien das sterbende Mädchen gerne davon zu reden. Die Frische der Sommermorgen, die Wärme und das

Leben eines heiteren Mittags, die hinsterbende Lieblichkeit des Abends machten während ihres Krankenlagers einen lebhaften Eindruck auf sie. Obwohl Rose ihren Zustand genau kannte und niemals die geringste Sehnsucht nach dem Leben äußerte, glaubte Nathalie doch bisweilen, ihre Schwester sei nicht so resignirt, als sie anfangs gemeint hatte. Als Rose so von dem sprach, was bald ganz für sie verloren sein sollte, suchte das junge Mädchen ihren Gedanken leicht eine andere Richtung zu geben. Sie bemerkte jetzt:

„Madame Lavigne wünscht zu wissen, ob Du diesen Abend etwas haben möchtest?“

„Sie ist sehr freundlich, aber ich wünsche nichts. Sieh diesen großen, leuchtenden Stern an, Nathalie. Scheint er nicht langsam vor uns aufzusteigen, als wüßte er von seiner Schönheit? Und hat sein Licht nicht etwas von dem Lebensgeiste, da es trotz seines Zitterns so klar ist?“

„Er ist sehr schön,“ antwortete Nathalie; „aber ich fürchte, Du wirst frieren, Rose.“ Sie erhob sich bei diesen Worten, um das Fenster zu schließen.

„Thue das nicht,“ antwortete Rose, indem sie sie mit ihrer blassen hageren Hand zurückhielt; „die Luft ist nicht kühl und der Anblick all' dieser Schönheit thut mir wohl.“

Nathalie setzte sich wieder. Es entstand eine kurze Pause.

„Wie kannst Du das Fenster schließen,“ sagte Rose endlich.

„Das Zimmer ist dunkel: soll ich Licht holen?“

„Noch nicht. Meine arme blinde Tante mag es nicht, wenn andre Lichter brennen. Ich will sie nicht ärgern, so lange oder so kurz ich noch lebe.“

Nathalie wandte sich ab.

„O! Rose,“ sagte sie endlich, „warum sprichst Du so. Du kannst es nicht wissen.“

„Aber Du weißt es,“ antwortete Rose ernst, „und da Du es weißt, solltest Du mich nicht täuschen wollen.“

Nathalie antwortete nicht. Ihre Schwester fuhr fort:

„Du siehst, daß ich auf Alles gefaßt bin; wir können deshalb ganz offen reden; und ich wollte schon lange eine Frage an Dich richten: was wirst Du thun, wenn ich nicht mehr bin?“

„Gott weiß,“ antwortete Nathalie in leisem Tone.

„Willst Du hier bei meiner armen Tante bleiben, die sich so sehr scheut, mit Désirée allein zu sein?“

Nathalie schüttelte den Kopf.

„Du willst nicht und ich kann Dich deshalb nicht tabeln,“ fuhr Rose fort; „es wäre ein Tod bei lebendigem Leibe. Was wirst Du aber thun, mein Kind?“

„Der Vorsehung vertrauen.“

Es entstand eine Pause.

„Seltsam,“ sagte Rose endlich. „Aber es ist mir, als ob Du nicht mehr mit Deiner gewöhnlichen Offenheit sprächest. Antworte mir aufrichtig — hast Du Dir schon einen Plan gemacht?“

Sie beugte sich bei diesen Worten vor, um ihre Schwester anzusehen, deren verwirrter und abgewandter Blick ihren Verdacht bestätigte.

„Was hast Du, Nathalie?“ fragte sie ernst.

„Du sprichst von einem Plan — ich habe keinen, Rose; als jedoch kürzlich Mademoiselle Dantin hier war, fragte sie mich, ob ich nach den Ferien wieder in ihre Anstalt eintreten wolle.“

„Und du sagtest zu?“

„Nein.“

„Aber Du wirst es thun. Warum?“

„Die Stelle ist ebenso gut, wie eine andere und sie versprach mir eine Zulage zu dem Gehalte.“

Rose sah sie fest an.

„Und das,“ sagte sie endlich, „das sind Deine Beweggründe, in diese Anstalt zurückzukehren, die einem

Hause so nahe ist, das einst Dein hätte werden können? O! Nathalie, hältst Du mich für blind? Glaubst Du, ich könne nicht in Deinem Herzen lesen und seinen dauern- den Haß herausfühlen? O! Du bist die ächte Tochter des Südens — stolz und rachesüchtig.“

Eine Röthe überslog Nathaliens Stirne.

„Ja, Rose,“ sagte sie mit unterdrückter Heftigkeit, „Du sprichst wahr, ich fühle, es ist meiner Mutter südliches Blut und nur das ihre, was in mir fließt. Und wenn wir im Süden zu lieben wissen, verstehen wir auch zu hassen. Er sagte mir einst, ich hätte Energie genug zu diesem Gefühle. Ich will ihm zeigen, daß er ein Prophet war. Er sagte, er wolle Jahre wegbleiben, glaube es nicht, Rose: glaube es nicht. Er wird vielleicht bald zurückkehren; bald genug wenigstens für meinen Zweck. Er soll mich in abhängiger Stellung bei einer tyrannischen Frau sehen und sich selbst sagen müssen, daß er mir dieses Schicksal hätte ersparen können, was mir zwar gleichgültig ist, was ihm jedoch, wenn seine Tante die Wahrheit gesprochen, Schmerz und Kummer bereiten muß. Wir können nicht so nahe bei einander sein, ohne uns zu begegnen; ich werde ihn weder suchen, noch vermeiden, aber ich weiß, daß er so sein wird. Er warf mir noch einen letzten Blick zu, als wir schieden; ich war blaß und schmerzerfüllt; aber ich bin es jetzt nicht mehr; Stolz kam mir zu Hülfe und wenn wir uns wieder begegnen, wird von der Schönheit, die einst sein Auge entzückte, genug übergeblieben sein, um Bedauern in ihm zu erwecken. Er wird leiden, ich weiß es; immerhin; auch ich habe gelitten. Er wird fühlen, daß wir für immer getrennt sind, so nahe wir uns stehen; immerhin; auch ich habe es gefühlt. Es wird in seinem Herzen ein ewiges Sehnen nach einem Verlorenen entstehen, ein nutzloser Wunsch, daß die Vergangenheit nicht ausgelöscht werden könne. Möge Reue und Sehnsucht sein Herz ergreifen; auch ich kenne sie.“

Ihre Stirne war finster, ihr Blick stier, ihre Lippen fest zusammengepreßt und eine Zeitlang leuchtete ihr Gesicht in der göttlichen Schönheit der Medusa.

„Du siehst, Rose,“ fuhr sie ruhiger fort, „daß ich, wie Du sagst, rachesüchtig bin; aber ich besitze nur die passive Rache des Gefühls.“

„Was wird aus Deiner Rache, wenn er gleichgültig und kalt ist?“ fragte Rose.

„Er kann, er kann es nicht sein,“ antwortete das junge Mädchen heftig. „Gleichgültig! Ich verabscheue ihn.“

„Und wenn er bereut; wenn er Dich bittet, die Vergangenheit zu vergessen?“

„Das wird er nicht thun, Rose; aber wenn er es thut, so werde ich ihn ebenso unerbittlich zurückweisen, als er mich einst zurückgewiesen.“

Rose sah sie mit freundlichem Ernste an.

„Mein armes Kind,“ sagte sie, „kannst Du wirklich solche Gefühle im Angesichte des Todes hegen? Sieh mich an; denke daran, was ich bin und was ich bald sein werde und gestehe, daß die Gefühle Deines Herzens zu dem vergänglichem, nicht zu dem göttlichen Theile Deiner Natur gehören. Du hast Deine Sorgen als einen Fluch betrachtet und sie wurden Dir nur als Prüfung gesandt.“

„O! Rose, gib mir Deinen Glauben,“ antwortete Mathalie traurig, „und ich will meine Gefühle bannen und bekennen, daß mein Schicksal gerecht ist. Aber wie kann ich, wenn ich Dich, die Du so gut, so weich, so edel warst, von Kindheit auf zu passivem Leiden verdammt sehe? Ich war rebellisch, aber Du, Rose, bedurftest keiner Prüfung. Wozu hat Deine zerstörte Jugend geführt?“

Rose legte ihre Hand leicht auf den Arm ihrer Schwester.

„Mathalie,“ sagte sie sehr ernst, „bedenke wohl: Niemand, nein, Niemand hat vergebens gelitten. Die stummen Thränen, welche die einsame Nacht sah, waren nicht vergebens; der innere, noch unbekanntes Kampf, war nicht

vergebens; nicht mal die Träume meiner Jugend oder die Sorgen Deiner Liebe waren vergebens. Wir sind hienieden an einander gefesselt durch eine Kette, so fein, daß ein sterbliches Auge sie nicht sehen kann; so stark, daß menschliche Kraft sie nicht zu brechen vermag. Wenn die Sorgen, die wir kennen gelernt, uns ein freundlicheres Gefühl für den Leidenden gegeben; ja, wenn sie nur ein freundlicheres Wort uns entlockten, so kann es nicht vergeblich gewesen sein."

"O! Rose," sagte Nathalie düster, "das Leben ist mehr als eine Pflicht; es ist ein ewiges Opfer."

"Und warum nicht?" fragte Rose mit freundlichem Blicke, "warum nicht? Ja, ein Opfer. Es gibt mancherlei Wege: selbst der Kerker ist einer. Einige — Glückliche sind berufen zum Kampfe für Wahrheit und Recht im Angesichte Gottes und der Menschen; Ermüdung zu ertragen, und die brennende Mittagshize, bis endlich die wohlverdiente Abendruhe errungen ist. O! groß und glorreich ist ihr Schicksal — ein Schicksal, um das sie die Engel beneiden mögen. Andre, minder bekannt, minder geprüft und glücklicher nach menschlichen Begriffen, erfüllen niederere Pflichten und wandern immer auf den kühlen und schattigen Pfaden des Lebens. Sie mühen sich ab und leiden, aber der reine Glanz des göttlichen Friedens umstrahlt sie. Einer dritten Classe, die, wie der Allmächtige weiß, zum Handeln weniger geeignet und minder fähig ist, das Weh und die Sorgen anderer zu lindern, ist ein anderes Schicksal bestimmt. Sie haben," fügte sie hinzu und ihre Stimme zitterte, "durch das Leben zu gehen mit der vergeblichen Sehnsucht nach größeren Thaten; zu stagnirender Ruhe, während die Seele in leidenschaftlicher Aufregung ist; ihr Opfer ist das des Willens und auch sie haben ihren Lohn und gelangen endlich zu dem Ziel und der Vollendung aller Dinge — zu Gott!"

Aber wenn auch die Seele Rosens, lange gereinigt durch den Glauben, so hoch sich erheben konnte, so ver-

mochte die Nathaliens, welche durch irdische Schatten verdunkelt war, ihr doch nicht zu folgen.

„Und ist,“ fragte sie, ihre Schwester anblickend, „der Lohn, welcher der Tugend versprochen worden?“

„Warum sollte die Tugend einen Lohn suchen?“ entgegnete die unerbittliche Rose. „Vor Allem, warum sollte sie, was nirgend verhessen worden, — einen irdischen Lohn suchen? Wer erfand zuerst diese sündige Ruhe? Kreuz, Sorgen und unaussprechlicher Kampf des Geistes, das ist ihr rechter Lohn; möge sie keinen andern suchen. Aber Du siehst halb erschreckt aus, mein Kind, verstehe mich nicht falsch, nicht alles ist Elend: es gibt auch Freude in der Ausdauer und dem Leiden; es gibt ein Glück in der Anbetung, nicht in dem kalten Lippengebet, sondern in der freudigen Anbetung eines stummen Herzens: und ein tiefer Friede ruht über dieser Vereinigung mit Gott. Wozu ist das Gebet: es ist eine Verbindung mit Gott und der Menschheit; mit dem großen Wesen, dessen Unendlichkeit über alle irdischen Begriffe erhaben ist und mit den schwachen, endlichen Geschöpfen, welche hier im engen Kreise leiden. Ich sehe, wie Du mich bemitleidest; aber wenn ich alle diese Gefühle kenne, sollte ich mich dann noch für unglücklich halten?“

„Sehnst Du Dich nach dem Leben?“ fragte Nathalie.

„Nein, das wäre schwer,“ antwortete Rose mit einer gewissen Schwermuth; „die Natur ist schwach und ihr zu Folge war ich nicht sehr glücklich. Aber meine Sorgen haben mich auf den stetigen Standpunkt geführt, daß ich den Tod nicht fürchte, obgleich ich noch jung bin und das Licht des Lebens vor mir erbleicht. Kann die einsame Lampe, welche unbeachtet die ganze lange Nacht hindurch brannte, mit Schrecken die Dämmerung sehen, welche das Nahen eines reineren Tages verkündigt. Wir hören von dem Schatten im Thale der Todten; wir sollten von dem Schatten im Thale des Lebens hören; denn das Leben ist

ein düsteres Thal, voll Zweifel und in dunkle Nebel gehüllt. Wir steigen hinab und wissen nicht wie; Dunkel und Grauen umgeben den Pfad, den wir wandeln müssen; wir wandern und wissen nicht wohin, wenn es der Glaube uns nicht sagt; wenn wir aber hinaufsteigen, wird die Luft reiner, der Himmel klarer; und wenn wir auf der Felsenspitze stehen, so herrscht das Licht oben und die Finsterniß unten."

Sie sprach mit feurigem Ernste.

"Ich beneide Dich um Deinen lebendigen Glauben," sagte Mathalie und sah sie düster an; "ich bin nicht glücklich, mir ist, als sollte ich in diesem Leben nimmer glücklich werden; aber ich möchte dennoch das dunkle Thal noch nicht verlassen und meine Seele würde bei dem Anblicke des Todes tief innerlich erschüttert werden."

"Aber Du sollst auch nicht sterben, mein armes Kind," sagte Rose theilnehmend, und wandte sich mit einem schwachen Lächeln nach ihr hin, "es ist ganz natürlich, daß Du so fühlst. Das Fleisch ist schwach in der Jugend. Der Glaube kommt mit den Jahren des Kummers; nur wenn wir seine ersten Stunden hinter uns lassen, wird uns das Leben minder theuer. O! warum ist der Tod in jedem Alter so schrecklich? Warum hat man die Sense, das Gerippe, das häßliche Gesicht diesem freundlichen Befreier als Symbole gegeben? Ich möchte ihn lieber als Engel, ruhig, mitleidvoll und ernst, aber schön sehen, nicht als König der Schrecken. Er ist ein Befreier; löst er nicht die feine, aber schwere Kette, welche den Geist an das Fleisch, das Leben an die Scholle fesselt? Mathalie, Erinnerst Du Dich jener Stelle in der Messe, wo nach dem Hosanna der Chor die Stimme erhebt und singt: Gesegnet sei der, welcher kommt im Namen des Herrn — Benedictus qui venit in nomine domini. Von meiner frühesten Jugend machten diese Worte einen tiefen Eindruck auf mich. Als Kind hätte ich gerne gewußt, welcher glorreiche Botschafter vom Him-

mel so feierlich von der Erde begrüßt werde. Ich dachte an die besflügelten Engel, welche die Patriarchen der Wüste heimsuchten; an die Geister in weißen Gewändern mit Diademen von ewigen Sternen. O! Nathalie, solch' reiner Bote ist mir der Tod. Er kommt, der Träger herrlicher Kunde, der Herold des Ewigen, und auch ich sage: „Gesegnet sei der, welcher kommt im Namen des Herrn.“

Rose beugte das Haupt und sprach die letzten Worte in leisem Tone, als ob mehr ein innerer Sinn, und nicht ein äußerer aus ihr spreche. Der Mond war hinter dem Thurme der Abtei aufgegangen und warf jetzt seine blaffen Strahlen auf ihre ruhigen Gesichtszüge und das gebeugte Profil. Wie sie so da saß, in monumentaler Ruhe, sah Nathalie sie mit einem unheimlichen Bangen an, das nichts mit der Furcht vor dem Todten oder dem Sterbenden gemein hat. Rose war weder das Eine noch das Andere: die Barke trug sie noch nicht über die dunkle Flut, welche zu einem bessern Lande führt, aber sie stand an dem Ufer, an dem sich die Wogen brechen, und ihr klarer Blick schien bereits das unbekante Ufer jenseits zu sehen. Dies war es, was Nathalien erschreckte. Für sie war jene andere Welt, von welcher Rose sprach, in Nebel gehüllt. Sie glaubte, aber der menschliche Glaube ist schwach und sie hatte zu lange unter Träumen und Hoffnungen der Erde gewelt, als daß es ihr nicht schwer gefallen wäre, Abschied von ihr zu nehmen.

Drei Tage später starb Rose.

Es war ein ruhiges Zwiellicht; sie hatte sich auf ihr Bett gelegt, um einen Augenblick zu ruhen; Nathalie saß zu den Füßen ihres Lagers; eine nicht zu unterdrückende Schwermuth war seit jenem Morgen über sie gekommen, als Rose einen tiefen und schweren Blick nach der aufgehenden Sonne gerichtet und sich dann mit plötzlichem Schmerze abgewendet hatte. Gegen Abend hatte Nathalie zu ihr gesagt:

„Sieh den schönen Sonnenuntergang.“

„Nein,“ antwortete ihre Schwester in leisem Tone, „es ist besser, ich sehe ihn nicht,“ und sie hielt den Blick fest abgewandt, bis der letzte goldne Strahl von den Wänden des Zimmers gewichen war. Dann wandte sie sich um und blickte nach dem grauen Himmel und lächelte, vielleicht über diesen letzten Sieg. Kurz darauf legte sie sich zurück: sie fühle sich schläfrig, sagte sie, und müde, Schlaf würde ihr gut thun. Sie sprach noch einige Minuten länger mit der Schwester, dann sank sie in Schlaf. Sie erwachte nicht mehr und Mathalie wußte nicht, in welchem Augenblick der Schlaf aufgehört und der Tod eingetreten war.

„Sie schläft,“ flüsterte Désirée, als Mathalie sie in ihrer Unruhe heraufrief; „sie war immer ruhig, Mademoiselle Mathalie, sehr ruhig; man hörte sie nicht viel; sie ist ein sehr stilles Mädchen.“

Als sie jedoch sah, in welche Ruhe die stille Rose versunken war, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und weinte an dem Bette der Todten.

Wie ein Schatten war Rose durch das Leben gegangen, wie ein Schatten war sie geräuschlos verschwunden, als ihre Zeit gekommen.

Mathalie hatte nicht erwartet, aber auch nicht geahnt, welch' herzerschütternde Melancholie sich ihrer bemächtigen werde.

Der Kummer hat mancherlei Grade, alle aber führen auf ein und denselben Wege zu einem Ziele. Einmal gelitten haben, heißt immer leiden. Die Fähigkeit ist, wie der Gedanke verschieden und unendlich; sie mag sich ändern, wie sie will, sie stirbt nur mit unserem Wesen. Ist diese traurige Saite einmal berührt, so zittert sie unaufhörlich im Herzen der Menschen, bis sie der Tod zerreißt und verstummen macht. Es mag scheinen, sie schweige, aber lausche nur, Du wirst ihr fernes Gemurmel, wie das Rauschen des Wassers vernehmen. Es ist der Strom, der einmal den Damm durchbrochen hat und nun nicht

aufhört zu fließen; es ist die traurige Klage, welche einmal erwacht, und nicht wieder einschläft.

In unsrem ersten Kummer wissen wir das nicht: wir trauern über eine dahingewelkte Hoffnung, wie über das Brack einer ganzen Existenz; wir trozen dem künftigen Grame; alles ist von dem stechenden Schmerze der Gegenwart absorhirt. Aber wenn der zweite Kummer kömmt, warum ruht er nicht, bis der erste wieder aufgerüttelt und erwacht ist? Besteht zwischen den mancherlei Schmerzen des Menschen eine geheime Verbindungskette. Sind sie verwandt, Kinder derselben Eltern; stehen sie auf einer Wache, dazu verdammt, sich die ganze schwere Nacht hindurch anzurufen und die Ruhe der sehnenden Seele für immer zu stören? Es könnte so scheinen. Die Zeit schien die Wunde zu heilen, aber sie verbarg nur den Schaft, und drückte den vergifteten Stachel um so tiefer in das schmerzende Herz. Wie lebendig ist der Schmerz noch, den Du für ertragen, todt und begraben hieltst? Wie Lazarus schlief er nur; sieh, wie er die Bande und die Leinwand des Grabes zerreißt und sich aus seinem Sterbegewande aufrichtet und zu plöglichem Leben erwacht! Er kömmt, wie man ihn sah, als man ihn für todt hielt, mit seinem Gefolge von verwelkten und verblühten Hoffnungen, gleich abfallenden Herbstblättern, mit der unaussprechlichen Geistesqual, mit all' der Pein seiner früheren Leiden. Er kömmt, um die Erscheinung der früheren Jahre häßlich und widerlich zu machen, während sie einst so schön und blühend gewesen. Wenn auch der Kummer nicht noch einmal mit all' seinem Schmerze ertragen oder der Becher mit all' seiner Bitterkeit geleert werden muß, so ist doch der stille, wie sterbende Schmerz oft schlimmer als der scharfe Riß, aus dem er entsprang; die Tropfen sind bitterer, als der volle Becher des Kummers, einzelne Sorgen leichter zu ertragen, als sich daran zu erinnern; der Kampf der Leidenschaft weit besser, als der herzerschütternde Gedanke an Niederlage und Untergang.

Nathalie fand es so. Sie hatte den Verlust ihrer Eltern mit der kurzen Empfindung kindlichen Schmerzes gefühlt; ihre Liebe war ihre erste wirkliche Sorge; sie hatte jedoch nicht immer gelitten — wem geschieht das? — es hatte Momente der Zufriedenheit, beinahe des Glückes gegeben, wo sie entweder vergaß oder hoffte, aber der Tod Rosens erweckte ihren Schmerz in all' seiner leidenschaftlichen Stärke. Aber es war eine gewisse Verwandtschaft zwischen diesen Schmerzen. Warum verdunkelte der Schatten ihrer unglücklichen Liebe den Frieden dieses Todensbettes? Sie hatte geglaubt, dieser letzte Schmerz werde den ersten tödten; nun sah sie, daß sie Hand in Hand gingen und sich gegenseitig vergrößerten. Liebe ist Leben, sie schrickt vor dem Tode mit Angst und Bangigkeit zurück, und wenn Nathalie auch unglücklich war, so hatte sie doch die Tiefe der Verzweiflung noch nicht erreicht, welche den Gedanken an die Vernichtung willkommen heißt.

Sie glaubte an Unsterblichkeit, aber mit dem schwachen unvollkommenen Glauben eines Herzens, dessen Gottheit die Erde ist. Sie stand an einem traurigen und öden Ufer, aber sie erinnerte sich der grünen Thäler, durch welche sie gewandelt war; sie hoffte wieder dorthin zurückzukehren und schaute von der dunkeln See zurück, welche nach einem besseren Lande führte, denn der Tod, ach, selbst ein ruhiger, wie der von Rose, war für sie unaussprechlich schrecklich.

Ihr Herz war vielleicht gereinigt, aber auch verwundet und entmuthigt. Was wäre menschliche Liebe, wenn die Lebensdauer derer, die liebten, so kurz sein sollte? Konnte die Krankheit weniger Wochen und ein scharfer Schmerz der Zweck eines Gefühles sein, das für die Ewigkeit bestimmt schien. Starb die Liebe mit dem Leben? oder brannte die heilige Flamme fort, wenn der sterbliche Schrein, der sie in sich barg, zerbrochen und zu Asche und Staub geworden? Sie wußte es nicht und

weil sie zweifelte, sank ihr der Muth; und dieser Zweifel war bald der bitterste und quälendste Theil ihres Schmerzes. Der Schmerz ist sehr zusammengesetzter Art; es ist nicht das einfache Bedauern wegen eines uns versagten Gutes. Das ist das Gefühl des Kindischen und Unwissenden; das war der Kummer der Alten — Ernst und Lust, — aber nicht der Kummer neuerer Zeiten. Wir büßen für raffinirtere und deshalb leichter verwundbare Gefühle. Der unklare Lebensüberdruß, welcher zum Selbstmorde führt, war ihnen unbekannt. Sie kannten Liebe mit Leidenschaft, Eifersucht, Verzweiflung und Sehnsucht; aber die Liebe war bei ihnen nur Liebe, nichts mehr. Sie hatten Leidenschaften, nicht Gefühle; glühende Wünsche, aber keine unklaren Hoffnungen. Sie liebten oder haßten das Leben, waren aber nie grundlos desselben überdrüssig. Der Liebende konnte aus Kummer sterben, aber der Kummer war einfach, natürlich und wahr. Sie lebten in einem gewissen Zustande von jugendlicher Unschuld, nicht jene Unschuld, welche das, was wir Sünde nennen, nicht kennt, sondern die, welche eine einfache Beobachtung der Gesetze und Gefühle verlangt. Als die Alten jene kindliche Einfalt verloren, hörte auch ihre Kunst, Poesie, ihr Character und ihre Macht auf. Sie repräsentirten die Kindheit der Menschheit, unsterbliche, herrliche Kinder, erhaben in ihrer Weise, aber immer noch Kinder, denn für sie war das Reelle, Thatsächliche Alles. Die Geistigkeit, der Idealismus der modernen Zeiten wäre für sie eine unbekannte Sprache gewesen. Sie hätten uns nicht verstanden, aber wir verstehen sie, weil wir alle mehr oder weniger jene Phase des Lebens durchgemacht, welche für sie das ganze Leben war.

Wir sind verschieden und neigen uns entweder zum Guten oder Bösen. Ein Kummer scheint uns mit allem Kummer der Menschheit in Berührung zu bringen. Es gibt ein geheimes Band selbst zwischen den Enttäuschungen des Herzens und den Enttäuschungen des socialen

Kampfes, welches Leben heißt. Den Frauen und ihrer veränderten Stellung ist dieser Kummer mit all' seinem Jammer zuzuschreiben. Sie sind die lebendige Verkörperung der schwersten gesellschaftlichen Leiden und ihre geheime Unzufriedenheit verstärkt die Stimme der allgemeinen Klage.

Nathalie hatte keine metaphysische Richtung, sie fühlte dieß, ohne ihre Gefühle scharf zu untersuchen. Sie besaß eine geistige südliche Natur, welche sich des Sonnenscheins freut, im Schatten aber zusammenbricht. Sie sehnte sich nach Glück; sie konnte nicht geduldig leiden. Sie war jung, schön, voll warmen Gefühls und hielt ihr Schicksal darum für hart. Sie unterwarf sich ihm, aber nicht mit Resignation. Auch suchte und wünschte sie nicht zu vergessen. Weit mehr als die Vernunft, sagte ihr der Instinkt, daß ihre Liebe ein Theil ihres Wesens geworden und daß sie nie mehr sein werde, was sie gewesen, wenn sie sie von sich werfe. Der Sklave kann seine Kette brechen, aber er kann das Brandmal nicht vertilgen. Trinken wir auch von dem Trank der Lethe, wir werden doch die Reinheit und göttliche Frische der Jugend nicht wieder erringen. Nathalie fühlte dies und zog den Trank bitteren, aber lebendigen Wassers dem kühlen Trank des todtenähnlichen Kelches vor. Ihre Liebe war für sie ihr Leben; sie entsetzte sich vor dem Gedanken, daß sie sterben könne; daß sie keinen glänzenden und unsterblichen, sondern einen schwachen und sterblichen Gast bei sich beherbergt habe; ein Wesen aus Erde, Grabespeise.

Als Rose ihr einst gesagt hatte, daß ihr Kummer bald vergehen werde, hatte sie die tiefe, unaussprechliche Trostlosigkeit des Götzendieners empfunden, dessen Idol niedergeworfen wird und der seinen Tempel zerstören sieht. Sie nannte die Schwester in ihrem Herzen grausam; es war ihr wie einst bei Lesung des schrecklichen Traumes eines deutschen Dichters, dem eine Stimme aus den Tiefen der Tiefe zurief: „Es gibt keinen Gott.“ Sie

verwarf diesen traurigen Atheismus; sie hing sich an ihren Glauben mit der glühenden Anbetung der Jugend; der Gedanke, daß sie vergessen, glücklich sein und wieder lieben könne, war für sie kein Trost, sondern eine Quelle des verzweiflungsvollsten Kummers. Denn er sagte ihr, Liebe sei kein Gott, sondern ein Göze.

Sie beschloß in ihrem Stolze, daß dies bei ihr wenigstens nicht der Fall sein solle, daß die Gefühle, unter welchen sie so sehr gelitten, rein und unbefleckt erhalten werden; daß sie so lange, als ihr Leben dauern und einen Theil ihres Wesens bilden sollen; daß die Zeit wohl die Blüthen von ihren Wangen streifen, und das schwarze Haar auf ihrer Stirne bleichen könne, daß sie aber über ihr Herz und seine Gefühle keine Macht haben dürfte. Sie hatte gehört, das Alter habe die unglückselige Kraft, das warme Blut der Jugend abzukühlen, Jahre könnten die leidenschaftlichen Gefühle schwächen, der Tod triumphire über die Liebe; aber sie trotzte diesem Glauben, sie schleuderte ihn mit der ganzen romantischen Verachtung ihrer Jahre von sich. Denn wenn auch ihr Glaube eine falsche Richtung genommen, sie war doch religiös.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Trotz der Bitten von Madame Lavigne, daß sie bei ihr bleiben möge, kehrte Nathalie einige Wochen nach dem Tode Rosens in die Anstalt von Mademoiselle Dantin zurück.

Sie war ein Jahr abwesend gewesen und drei Leh-

rerinnen, welche sie ersetzt, hatten sich die Gunst der strengen Vorsteherin nicht zu erwerben gewußt. Die Eine behauptete, ihre Briefe seien geöffnet worden und verließ deshalb das Haus; eine Zweite war wegen ihres Phlegmas entlassen worden, und eine Dritte, weil sie die der Mademoiselle Dantin schuldige Ehrfurcht außer Augen gelassen; Letztere lernte durch die Erfahrung, daß so ungeduldig auch Nathalie war, sie im Ganzen doch nachgiebiger, als ihre Nachfolgerinnen sei. Sie ersuchte sie deshalb wieder einzutreten, wenn sie auch kaum hoffte, daß sie es thun werde, und war darum nicht wenig erstaunt und erfreut über die bereitwillige Zusage des jungen Mädchens, — eine Zusage, von welcher wir kaum zu sagen brauchen, daß sie den wahren Grund nicht ahnte.

Anfangs war der Chevalier entzückt über die Rückkehr seiner „südlichen Blume.“ Aber es war leider eine große Veränderung mit dieser Blume vorgegangen: sie war nicht vernichtet, aber von dem kalten, nordischen Hauche stiller Sorge angeweht. Der Chevalier sah bald mit tiefem Schmerze, daß sie sich nicht mehr um ihren Ritter kümmere. Seine Bewunderung und altmodische Galanterie ermüdete sie. Sie hielt ihn ohne Zweifel für sehr freundlich, aber doch auch für thöricht und war durchaus nicht in der Stimmung, mit ihm zu scherzen. Mademoiselle Dantin, welche immer etwas eifersüchtig gewesen war, freute sich über diese Veränderung. Ja, Nathalie stieg täglich in ihrer guten Meinung; sie ließ sich herab, ihre Temperamentsäußerungen zu Gunsten derselben zu unterdrücken. Gegen das, was sie sonst noch zu dulden hatte, war Nathalie vollkommen gleichgültig. Kummer ist eine gute Festung gegen die Pfeile scharfer und beißender Wörter. Dieser apathische Geist der Geduld hatte Mademoiselle Dantin anfangs gereizt. Sie sah darin das Resultat eines tief angelegten Planes, sie herauszufordern und deutete dies Nathalien an, welche jedoch statt aller Antwort mit den Achseln zuckte. Mademoiselle

Dantin erkannte bald ihren Mißgriff; sie sah, daß Mathalie völlig verändert war und daß hier kein Mittel mehr helfe. Die pikanten Streitigkeiten, welche ihrem Leben früher so viel angenehme Abwechslung verliehen, waren für immer vorüber. Ihr einziger Trost bei dieser Veränderung war, daß sie durch die frühere Lehrerin plötzlich einen unerwarteten Einfluß im Schlosse gewonnen habe.

Das Stiftsfräulein, dem es völlig mißlungen war, Mathalien zu bewegen, nach dem Tode Rosens bei ihr zu leben, schien anfangs sehr verletzt und beleidigt zu sein. Nach und nach aber kühlte sich ihr Zorn ab und mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit beschloß sie, Alles zu thun, um die Lage des Mädchens zu erleichtern. Sie sandte ihr Blumen, womit die Vorsteherin anfangs nicht sehr zufrieden war; dann kam ein Korb mit Obst an Mademoiselle Dantin, welche sich herabließ, ihn anzunehmen, und endlich hat sogar Madame la Chanoinesse Madegonde de Sainville eines Sonntag Abends Mademoiselle Dantin zu sich, welches Vergnügen die Vorsteherin bereitwilligst annahm. Außerlich schien sie durch diese Aufmerksamkeiten, durch dieses Entgegenkommen sehr wenig geschmeichelt; um so mehr beglückwünschte sie sich innerlich. Wenig hätte sie mehr freuen können, als Gast in dem großen Hause zu sein und steif auf einem hochlehnten Stuhle dem kleinen Stiftsfräulein gegenüber zu sitzen, die sie nach einer Bekanntschaft von einem Monate nach Herzenslust tyrannisirte. Für dieses Vergnügen zeigte sie sich bereitwillig, Mathalien so viel als möglich von den Pflichten zu entbinden, die ihr oblagen, denn wenn sie es auch um keinen Preis eingestanden haben würde, Mademoiselle Dantin sah die Gründe wohl ein, weshalb das Stiftsfräulein ihre Bekanntschaft suchte.

Aber Mathalie weigerte sich beharrlich, von der Nachsicht der Vorsteherin Gebrauch zu machen. Sie fühlte sich im Innern durch die wohlgemeinten Bemühungen des

Stiftsfräuleins verlegt, welche das Fieber, das sie lindern sollten, nur steigerten. Die Blumen erinnerten sie an eine verlorene und glückliche Zeit: sie wollte Tante Madegonde nicht durch eine Weigerung kränken, aber sie gab sie den Kindern, ohne einen Blick darauf zu werfen. Die Früchte, welche von dem Orte kamen, dessen Herrin sie einst hätte werden können, wollte sie nicht berühren, und nichts vermochte sie, von der Erleichterung der Mühe Gebrauch zu machen, welche das Stiftsfräulein auf sinnreiche Weise von Mademoiselle Dantin ausgemacht hatte. Sie war in die Schule zurückgekehrt, um ein Leben voll Entbehrung und Sorgen zu führen: sie wollte leiden. Sie war frühe auf und arbeitete bis spät; ihre Kleidung war nie strenger und einfacher gewesen; das Stiftsfräulein wollte ihr einige Geschenke machen; Nathalie lehnte sie beharrlich ab.

„Aber, Petite, ich bin es nun müde, Dich immer in dem braunen Kleide zu sehen,“ sagte Tante Madegonde einst mit leichter Ungeduld.

„Das braune Kleid paßt für die Lehrerin von Mademoiselle Dantin vortrefflich,“ antwortete Nathalie mit großem Stolze.

„O, wenn Sie seine Frau geworden wären!“ rief das Stiftsfräulein unwillkürlich, „was würde für zu kostbar und selten für Sie gegolten haben?“

„Sprechen Sie nicht so,“ rief Nathalie beinahe ärgerlich.

„Gut, Petite,“ antwortete Tante Madegonde nachgebend, aber sie kamen doch immer wieder auf diesen Gesprächsgegenstand zurück.

Von Allem, was Mademoiselle Dantin ihr zugestanden hatte, war der Besuch bei ihrer alten Freundin das Einzige, was Nathalie angenommen hatte. Sie kam nicht oft und selten anders, als am Abend, wenn der Unterricht vorüber war. Tante Madegonde hatte inständig um diese Besuche gebeten, aber Nathalie kam nicht ausschließlich, um diesem Wunsche zu entsprechen: es lag eine ge-

wisse Freude für sie in dem Schmerze, da zu sitzen, wo sie so oft gesessen, jeden Platz und Gegenstand zu sehen, den sie so wohl kannte; über der heiteren, rasch verfliegenen Vergangenheit zu brüten und sie mit der langsam dahinziehenden, traurigen Gegenwart und der leeren Zukunft zu vergleichen. Freilich konnte sie nicht jeden Ort so zu betrachten wagen. Tante Madegonde sandte sie einst nach der Bibliothek, um ein Buch zu holen; es war ein graues, winterliches Zwielicht; und als Mathalle die Thüre öffnete und eintrat, lag etwas so Kaltes und Einsames in dem Aussehen dieses einsamen Zimmers mit seinem Dämmerlicht, seinem leeren Kamine, seinen ungelesenen Büchern, den staubigen Tischen und unbefetzten Stühlen, daß sie sich mit traurigem Herzen abwandte und den Ort von da an streng vermied. So wurde der größte Theil des Winters in ihrer gewöhnlichen Lebensweise, in Träumen der Vergangenheit und stummem Ertragen der Gegenwart, verbracht.

Trotz einer Voraussage, welche das junge Mädchen Rosen gegenüber ausgesprochen, kam Herr von Sainville nicht zurück. Er bereiste den Süden von Europa und schrieb dann und wann an seine Tante, welche die Briefe regelmäßig Mathalien vorlas. Anfangs sprach er freundlich und liebevoll von dem jungen Mädchen, später nannte er den Namen desselben nicht mehr, und als seine Wanderungen sich weiter ausdehnten, wurden seine Briefe seltener und immer kürzer. Endlich schrieb er zwei Monate lang nicht und gab seiner Tante selbst nicht die leiseste Andeutung, wo er sich aufhalte.

An einem kalten Februarmorgen wurde Mathalle plötzlich aus ihrer Classe in das Zimmer der Mademoiselle Dantin beschieden, welche wegen eines rheumatischen Anfalls, den sie sich am vorhergehenden Abend im Garten zugezogen, das Bett hüten mußte. Sie glaubte nämlich, eine der Mägde habe einen fremden Mann in die geheiligten Räume eingelassen, was sie ihre Beobachtungen

zu lange ausdehnen ließ. Sie behauptete ferner, sie habe den Fremden über die Mauer klettern sehen und die Befriedigung, sich nicht in ihren Vermuthungen getäuscht zu haben, tröstete sie einigermassen über das sehr fatale Resultat ihrer Wache. Mathalie fand sie in einem Haufen von Decken begraben: die Spitze ihrer Nase drang unter den Rissen hervor.

„Sie wollten mit mir sprechen, Madame,“ sagte Mathalie, ohne sich zu setzen.

„Ja, mein liebes Kind,“ — Madame Dantin war in letzter Zeit sehr liebevoll geworden — „ich möchte mit Ihnen sprechen; aber nehmen Sie gefälligst Platz.“

Mathalie gehorchte schweigend.

Mademoiselle Dantin hustete, um das Gespräch zu eröffnen.

„Sie wissen,“ bemerkte sie endlich, „daß es schon lange meine Absicht war, mich von dem Schulleben zurückzuziehen?“

„Ja, Madame, ich weiß es.“

„Nun, ich werde Ihnen nicht zu sagen brauchen, daß ich glaube, der Zeitpunkt sei jetzt gekommen. Natürlich bin ich nicht geneigt, ein so vortheilhaftes Etablissement, wie die einzige Schule von Sainville — alle meine Rivallinnen sind mit Schulden unterlegen — für Nichts hinzugeben. Ich bin dies meinen Schülern im Gegentheil schuldig. Madame Ledru, eine Dame in Rouen, hat dem zu Folge Unterhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand mit mir angeknüpft. Diese Unterhandlungen, so ungünstig sie anfangs schienen, haben neuerdings eine andere Wendung genommen. Madame Ledru neigt sich jetzt mehr zur Talleyrand'schen Schule der Diplomatie, aber ich zeigte ihr so deutlich, daß alle Schlaueit und feinen Worte an mir verschwendet seten, daß sie sich offen für besiegt erklärte. Kurz, wir sind dem Abschlusse näher als je. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß die erste Bedingung war, alle Lehrerinnen müßten beibehalten werden.“

Nathalie ließ den Kopf in stummer Zustimmung sinken. Der beabsichtigte Wechsel war ihr vollkommen gleichgültig.

„Das ist jedoch nicht Alles,“ fuhr Mademoiselle Dantin nach einer kurzen Pause fort, „Madame Ledru, welche anfangs sich weigerte, das Haus und den anstoßenden Garten zu kaufen, hat sich jetzt dazu verstanden, beide nach mäßiger Schätzung zu übernehmen. Ich gestehe, daß Madame Ledru anfangs sich lebhaft dagegen sträubte und die Sache zu umgehen suchte, allein ich war so beharrlich, daß sie endlich in der Verzweiflung nachgab und mir eine gewisse Summe anbot, wenn ich über dieses Haus und diesen Garten zu Gunsten einer andern Person verfügen wolle; da ich jedoch sah, daß ihre Einwürfe nichtsagend und leer seien, so hielt ich Stand und brachte dem zu Folge die Sache auch zum Abschluß.“

Nathalie hörte sie offenbar mit Ungeduld an.

„Madame,“ sagte sie, „ich fürchte, meine Schülerinnen benützen meine Abwesenheit und versäumen ihre Studien.“

„Mein liebes Kind,“ antwortete die Vorsteherin mit Pathos, „die Jugend bedarf der Erholung.“ Diese Gefühlswaise war dem Charakter von Mademoiselle Dantin so fremd, daß Nathalie sich fragte, ob der Rheumatismus Einfluß auf das Gehirn habe.

„Aber, Madame —“ rief sie.

„Ich weiß, was ich sage,“ unterbrach sie Mademoiselle Dantin.

„Ja, Mademoiselle Montolieu, die Jugend bedarf der Erholung; eine Stunde Nichtsthun wird wunderbar auf die Zöglinge wirken. Ueberdies,“ fügte sie philosophisch hinzu, „kann jetzt davon nicht die Rede sein; ich bedarf Ihrer auf eine Stunde, während welcher die Zöglinge zusehen mögen, wie sie am besten ohne Sie fertig werden.“

Nathalie, welche aufgestanden war, nahm ihren Sitz wieder ein.

„Nun, wie gesagt,“ fuhr die Lehrerin fort, welche

„logischen Zusammenhang“ liebte, „ich brachte die Sache zum Abschluß; daraus folgt jedoch nicht, daß, wenn ich Madame Ledru mir verbinden kann, ich dies nicht thun werde. Im Gegentheil. Die Sache ist nämlich die: daß sich mir diesen Morgen eine weit günstigere Gelegenheit geboten, den Garten und das Haus zu veräußern; eine Gelegenheit, die wohl nie wiederkehrt, wenn ich sie mir ent schlüpfen lasse; und dennoch, frage ich Sie, Mademoiselle Montolieu, wie soll ich sie benützen, bei diesen schrecklichen rheumatischen Schmerzen, die mir keinen Augenblick Ruhe lassen; aber ich hörte Jemand über das zerbrochene Glas auf der Mauer gehen und das ist immerhin noch ein Trost; — ich versuchte vor kurzem aufzustehen, aber ich mußte mich sogleich wieder niederlegen. Ich setze jedoch großes Vertrauen auf Ihr Geschäftstalent,“ fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu, „und wenn es Ihren übrigen Talenten gleicht, so kann Ihnen nicht schwer werden, den fraglichen Gegenstand zur Erledigung zu bringen.“

„Mein Geschäftstalent, Madame!“ rief Nathalie.

„O, es ist sehr leicht,“ bemerkte Mademoiselle Dantlin; „auch wird es zu gleicher Zeit eine vortreffliche Übung für künftige eigene Angelegenheiten sein: Ihren Heirathscontract zum Beispiel; in Bezug auf diesen besonderen Gegenstand erlauben Sie mir jedoch, Ihnen aus meiner Erfahrung einige Winke an die Hand zu geben. Da Sie sich in sehr günstiger Lage befinden, so verscherzen Sie diese nicht. Seien Sie unbekümmert und gleichgültig. Dieses Haus verkaufen? Sie haben nicht entfernt Grund dazu; man drängt; Sie geben nach; man fragt sie um den Preis; zehntausend Franken. Der Verkäufer macht Einwürfe; — das thun sie immer. Sie erinnern daran, daß das Haus groß und behaglich; daß der Garten hübsch angelegt; daß die Buche wegen ihrer Schönheit berühmt und sich sogar eine Sage an sie knüpfe; daß die Pappelbäume reizend seien und daß der Preis von zehn tausend Franken billig genannt zu werden verdiene. Der Käufer

gibt nach; plötzlich aber erinnern Sie sich, daß Sie das Haus durchaus nicht verkaufen können, daß es bereits Madame Ledru versprochen ist; daß Sie über diese Täuschung in großer Verlegenheit seien und daß keine Summe im Stande wäre, Sie zum Bruche des gegebenen Versprechens veranlassen zu können.“

„O, dann kommt es auch zu keiner Einigung!“ sagte Nathalie sehr ernst, indem sie in ihre frühere Laune wieder zurückfiel.

„Keine Einigung!“ rief Mademoiselle Dantin erschrocken. „Warum, Mademoiselle Montolieu? Wozu dient alle diese Diplomatie, als die Einigung um so sicherer zu machen? Keine Einigung? Ach! wenn Sie nur etwas Erfahrung in solchen Sachen hätten, so würden Sie wissen, daß ein solches Geschäft große Aehnlichkeit mit einer Heirath hat, die niemals sicherer ist, als wenn sie nahe daran war, abgebrochen zu werden. Um jedoch wieder auf die Sache zu kommen, so kann Sie also nichts veranlassen, das der Madame Ledru gegebene Wort zu brechen. Sie seien jedoch überzeugt, sagen Sie, daß diese Dame für die mäßige Summe von tausend Franken ihr Recht aufgeben werde. Ich glaube, ich war deutlich genug. Das Uebrige muß ich Ihrem angeborenen Takte und Ihrer Kenntniß des Temperamentes und der Eigenthümlichkeiten des Käufers überlassen.“

Nathalie sah auf und erhob sich plötzlich.

„Das, was ich Ihnen gesagt, mag Ihnen als Einleitung dienen,“ fuhr Mademoiselle Dantin fort, indem sie ihr einen offenen Brief einhändigte.

Nathalie öffnete ihn. Sie las nicht den Inhalt des Briefes, sondern sah nur nach der Handschrift und dem Namen, und es war ihr, als fielen ein Nebel vor ihre Augen und der Boden zitterte unter ihr.

„Sie sehen,“ fuhr die Stimme von Mademoiselle Dantin fort, „unser Nachbar ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Er hat dieses Besizthum schon längst gewünscht,

da es früher einen Theil des alten, zum Schlosse Sainville gehörigen Anwesens bildete; ich kann sogar sagen, daß er mir früher bereits Anerbietungen in dieser Beziehung machte, aber ich hatte damals keine Lust, das Besizthum an ihn oder irgend Jemanden zu veräußern. Jetzt jedoch scheint er erfahren zu haben, daß ich mich zurückziehen will, und so vermuthet er, daß es die rechte Zeit sei, einen guten Gewinn zu machen — ein alter Geschäftsmann, wie Sie sehen; — und kaum ist er in Sainville (er kam vorgestern), so schreibt er mir darüber! Ach! wenn ich diesen Rheumatismus nur nicht hätte! aber ich kann nicht helfen: und Sie werden die Sache ebenso gut besorgen. Sie wissen jetzt, weshalb ich nach Ihnen sandte. Herr von Sainville wird um zehn Uhr kommen und ich wünsche, daß Sie die Unterhandlungen mit ihm eröffnen. Ich erwarte durchaus nicht, daß Sie den Grundsätzen der Talleyrand'schen Schule entsprechen; aber ich bin fest überzeugt, daß er einen Bonapartistischen coup-de-main versuchen wird, und ich möchte Sie deshalb bitten, auf der Hut zu sein.“

„Ihn sehen!“ rief Mathalie; „nein, Madame, das würde nicht recht — nicht schicklich sein.“

„Mademoiselle Montolieu,“ sagte die Vorsteherin mit einem erzwungenen Lächeln, „Sie wissen, wie sehr ich solche Bedenklichkeiten achte, aber erlauben Sie mir zu sagen, Sie gehen nun auf das andere Extrem. Erstlich kann man mit Jedermann Geschäfte machen; zweitens ist Herr von Sainville sehr von seinem Nessen verschieden.“

Mathalie sah erstaunt auf. Es erschien ihr wunderbar, daß Niemand ahnte, was Herr von Sainville ihr einst gewesen. Sie drückte ihre Hand an die Stirne, ohne zu antworten, und Mademoiselle Dantin sah sie sehr unzufrieden an.

„Wirklich,“ bemerkte sie mit großer Strenge, „ich sehe nicht ein, was Sie Unanständiges in meinem Vorschlage finden, Mademoiselle Montolieu. Ich glaube eben

so strenge Begriffe von der Zurückhaltung und dem Zartgefühl zu haben, welche sich für das Weib gegenüber dem andern Geschlechte ziemten. Aber ich würde durchaus keinen Anstand nehmen, mit Herrn von Sainville zu einer geschäftlichen Verhandlung zusammen zu kommen; und es erscheint mir wirklich ganz sonderbar, daß Sie dagegen Einwürfe machen. Soll ich glauben," fügte sie verlegen hinzu, „daß man Herrn von Sainville bei einem tête-à-tête nicht trauen dürfe? Sie kennen ihn sicherlich besser als ich.“

„O Madame!“ rief Mathalie, „ich meine das nicht. Sie mögen ihn recht wohl sprechen, aber nicht ich.“

„Wenn Sie darauf anspielen, daß ich älter bin,“ antwortete die Vorsteherin sehr spitzig, „so versichere ich Sie, daß es nur eine Einbildung der Jugend ist, die Männer machen hlerin einen so großen Unterschied. Ich muß gestehen, es schmerzt mich, dies von dem Charakter des Herrn von Sainville zu hören.“

„Gott im Himmel, Madame!“ unterbrach sie Mathalie, vor Ungeduld und Verlegenheit erröthend, „ist es möglich, daß Sie etwas so Albernnes sich denken können?“

„Ich sehe keine Albernheit darin,“ antwortete Mademoiselle Dantin, sich mit würdevoller Miene in ihrem Bette erhebend, — eine Würde, die durch die weiße und spitze Nachthaube, welche einem Helme glich, noch erhöht wurde; „ich fange an zu begreifen.“

Hier öffnete sich die Thüre und Marianne, noch immer schüchtern, wie früher, zeigte an, daß Herr von Sainville unten sei.

„Nun, mein liebes Kind,“ sagte die Vorsteherin, deren Bedenklichkeiten durch diese Ankündigung sogleich beseitigt waren, „seien Sie klug und bedenken Sie, daß Herr von Sainville ein ernster Mann ist, der zu allem Unschicklichen unfähig wäre. Ich würde nicht darauf bestehen, aber der Rheumatismus kann mich noch lange im Bette halten.“

„Nein, ich kann nicht — wirklich, ich kann nicht!“ rief Nathalie, indem sie ihr geröthetes und verlegenes Gesicht abwandte.

„Dann werde ich selbst gehen!“ rief die Vorsteherin ungehalten, „und wir wollen sehen, ob Herr von Sainville sich unanständig gegen uns betrügt.“

Nathalie ging unentschlossen in dem Zimmer auf und ab; als jedoch Mademoiselle Dantin aufstehen wollte, blieb das junge Mädchen plötzlich bei dem Bette stehen und sagte mit einer Bewegung, welche sie zurückhielt:

„Sie dürfen nicht, Madame, ich werde ihn empfangen.“

Ihr Gesicht war blaß, ihre Stimme leise, in beiden aber lag Festigkeit und Entschlossenheit.

„Sie wissen, daß Sie zehntausend Franken und ein tausend für Madame Ledru zu fordern haben,“ drängte die Vorsteherin, als sie weggehen wollte.

„Ja, Madame, ich weiß.“

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Mademoiselle Montolieu; ich wünsche Ihnen noch einige Instruktionen zu geben. Dies Haus ist, wie Sie wissen, sehr werthvoll. Herr von Sainville mag die Absicht haben, es niederzureißen; deshalb darf er jedoch nicht hoffen, das Besizthum für einen geringeren Preis zu erstehen. Ja, dieser Umstand erhöht sogar seinen Werth, da es meine kindlichen Gefühle im höchsten Grade verletzen müßte, wenn man dies Haus, das mein verstorbener Vater bewohnte, berühren wollte. Ich werde deshalb, — abgesehen von dem Werth des Besizthums und dem Erfolge für Madame Ledru — eine hübsche Prämie erwarten dürfen. Sie verstehen mich.“

„Ja, Madame, ich verstehe Sie,“ antwortete Nathalie ruhig; sie hatte zwar jedes Wort gehört, aber während die Vorsteherin sprach, hastete ihr Blick auf einem kleinen Spiegel gegenüber. Ein weit tieferes Gefühl, als die Eitelkeit, machte sie nach dem Bilde in seiner Tiefe

sehen und sie fragte sich unwillkürlich, ob der scharfe Blick, dem sie jetzt gegenübertreten sollte, sie wohl sehr verändert finden würde. Mathalie hätte ganz ruhig sein können: sie war etwas blässer, im Ganzen aber hatte ihre Schönheit nicht gelitten. Es lag zu viel verwundeter Stolz in all' ihrem Kummer, als daß die Quellen des Lebens hätten angegriffen werden können; ihr Schmerz war tief, aber nicht der Schmerz der Verzweiflung.

Derselbe Stolz, der ihr die Kraft gegeben, so viel in stummem Schweigen zu ertragen, verbot ihr auch, dieser Begegnung auszuweichen. Sie dachte nicht daran, er könnte sich einbilden, sie habe dies gesucht; sie wollte ihm zeigen, daß sie sich nicht scheue. Er war ohne Stolz von ihr geschieden; er sollte sehen, daß auch sie leidenschaftslos, gleichgültig und ruhig sein könne. Trotz dieses Entschlusses blieb sie stehen, als sie die Thüre des Salons erreicht hatte, und ein seltsames, erdrückendes Gefühl überkam sie; aber sie gedachte der Vergangenheit, rief ihren ganzen Haß auf und trat ein. Sie schloß die Thüre und blieb stehen — äußerlich kalt, aber mit klopfendem Herzen.

Herr von Sainville saß an dem Tische gegenüber der Glasthüre. Das dunkle Licht fiel auf seine Züge; Mathalie fand nicht, daß er blässer geworden — er war immer blaß gewesen — nur strenger und ernster sah er aus. Er erhob sich und wandte sich um; als sein Blick jedoch auf die ruhige Gestalt Mathaliens fiel, welche in dem Dunkel des Zimmers stand, blieb er plötzlich unbeweglich stehen. Sein Gesicht drückte nicht so sehr Erstaunen, als Unglauben aus.

„Er kam vorgestern zurück und wußte nicht, daß ich hier bin,“ dachte Mathalie mit einer leichten Bitterkeit. Er verbeugte sich nicht mal vor ihr; sie neigte jedoch kalt den Kopf und sagte, indem sie vortrat:

„Mademoiselle Dantin bedauert sehr, mein Herr, daß sie eine leichte Unpäßlichkeit abhält, Sie zu empfangen.“

„Es kann auch an einem andern Tage geschehen,“
antwortete er und nahm seinen Hut.

„Mademoiselle Dantin,“ fuhr Mathalie fort, „hat in
der Befürchtung, ihr Unwohlsein möchte von längerer
Dauer sein, mir den Auftrag gegeben, Ihre Vorschläge
entgegen zu nehmen und bis zu einem bestimmten Punkte
mit Ihnen zu verhandeln.“

Herr von Sainville sah langsam auf und blickte dem
jungen Mädchen fest ins Gesicht; aber die kalte, stolze
Miene sagte ihm mit deutlichen Worten: „wir sind
Fremde.“

Die Möglichkeit eines Einwandes von seiner Seite
schien ihr sehr natürlich. Sie nahm deshalb zugleich
einen Stuhl, legte Papier auf den Tisch und stellte das
Tintenzeug vor sich, um die Bemerkungen des Herrn von
Sainville sich zu notiren. Einen Augenblick lang schien
er wirklich unentschlossen zu sein. Bald jedoch verschwand
dieses Gefühl und mit einer Ruhe, die der Mathaliens
nichts nachgab, setzte er sich nieder und sagte:

„Ich habe gehört, daß Mademoiselle Dantin sich
zurückziehen wolle und schloß daraus, daß sie auch nichts
mehr dagegen haben werde, ihr Eigenthum zu veräußern.
Ist dem so?“

„Ja, mein Herr.“

„Was ist der genaue Preis, welchen Mademoiselle
Dantin für ihr Besizthum fordert?“

„Zehntausend Franken,“ sagte Mathalie ruhig.

„Zehntausend Franken!“ wiederholte er lebhaft; „das
ist sicherlich ein Irrthum.“

„Nein, kein Irrthum, mein Herr; Mademoiselle
Dantins Worte waren ganz deutlich und ich schenkte ihnen
alle Aufmerksamkeit, welche in solchen Dingen erforder-
lich ist.“

„Sie sind dessen ganz gewiß?“ sagte er mit festem
Blick.

„Ganz gewiß,“ antwortete sie mit unverminderter Fassung.

„Aber das Besizthum ist nicht fünf werth,“ rief er mit einer Entschiedenheit, die Mademoiselle Dantins Ahnung von einem bonapartistischen coup-de-main rechtfertigte.

Nathalie schüttelte den Kopf.

„Das Besizthum ist sehr werthvoll, mein Herr,“ antwortete sie ernst; „das Haus zum Beispiel —“

„Kann man nur niederreißen,“ unterbrach er sie.

„Aber der Garten ist groß.“

„Ein Streifen, nichts weiter,“ antwortete er etwas verächtlich.

„Die Buche ist sehr hübsch.“

„Dem Verfaulen nahe; sie kann nur umgehauen und als Brennholz verkauft werden.“

„Die Pappeln sind gut,“ fuhr Nathalie fort, welche nach und nach gereizt wurde.

„Ja, aber sehr jung und von der werthlosen fatigata Species.“

Seine Art und Weise zu Sprechen, war so bestimmt und kalt, daß sie Nathalien reizen mußte. Sie erhob sich und sagte lebhaft:

„Nun denn, mein Herr, so werde ich Mademoiselle Dantlin mittheilen, daß Sie das Besizthum durchaus nicht für des Kaufens werth halten.“

Sie sprach mit ihrer früheren Heftigkeit.

„Ich bitte um Vergebung,“ sagte er noch kälter, „Sie mißverstehen mich gänzlich. Auf das Haus, die Buche und die Pappeln setze ich keinen Werth, denn sie sind werthlos; aber das Land selbst ist etwas werth.“

„Wirklich?“ rief Nathalie mit schlecht unterdrücktem Grolle.

„Ja, der Summe werth, die ich geboten. Da es jedoch sehr natürlich ist, daß Mademoiselle Dantlin auf das Haus und die Bäume einigen Werth legt, so bin ich

bereit, ein weiteres Tausend beizufügen. Kurz ich werde sechstausend Franken für das Ganze geben, vorausgesetzt, daß ich in einem Monate den Besitz antreten kann. Es wird einige Zeit in Anspruch nehmen, den Ort für den nächsten Sommer anzulegen."

"So will er also in Sainville bleiben," dachte Nathalie und sie war so sehr mit diesem Gedanken beschäftigt, daß sie zu antworten vergaß.

"Glauben Sie, Mademoiselle Dantin werde auf diese Bedingungen eingehen?" fuhr er nach einer Pause fort.

"Vielleicht," antwortete Nathalie hintwerfend.

"Ich möchte wohl eine Antwort haben, ehe ich gehe," fuhr er fort, indem er nach der Uhr sah, "und ich habe um elf Uhr ein Geschäft."

"Sie lehnt dies Gebot ab, mein Herr," sagte Nathalie ungehalten; "sechstausend Franken für ein Besitzthum, wie dieses! Ich weiß nicht, ob ich Mademoiselle Dantin durch Erwähnung eines solchen Vorschlages kränken soll."

Er lächelte kalt.

"Ich versichere Sie," sagte er, "Sie dürfen es wagen, mein Gebot zu wiederholen. Ein werthloses Haus —"

"Es ist nicht werthlos für sie," unterbrach ihn Nathalie erröthend; "es ist allerdings kein prachtvolltes Gebäude, aber sie lebte seit vielen Jahren darin; ihr Vater hat es früher bewohnt; sie ist deshalb auch durchaus dagegen, daß es niedergerissen werde — durchaus dagegen."

"Für welchen Preis gibt sie diesen Anspruch auf?"

"Mein Herr!"

"Ich scheine mich nicht ganz deutlich ausgedrückt zu haben; meine Meinung war die, was fordert Mademoiselle Dantin dafür, daß sie ihre Gefühle niederkämpfe und sich entschliefse, das Haus der Erde gleich gemacht zu sehen?"

"Können Gefühle auch gekauft werden?" fragte Nathalie mit einer gewissen Verachtung.

„Ich glaube, es kommt nicht selten vor,“ antwortete er ruhig mit jenem eigenthümlichen Lächeln, das sie so wohl kannte. „Wenn Mademoiselle Dantin jedoch wirklich so ernstlich darauf besteht, daß ihr Haus nicht niedergelassen werde, so bin ich erstaunt, daß sie, die hellsehende Frau, diesen Einwurf nicht früher erwartete. Sie bildete sich doch gewiß nie ein, ich werde das haufällige Haus kaufen, um es stehen zu lassen.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Nathalie heftig.

Ohne ihre sichtliche Gereiztheit zu beachten, fuhr er fort:

„Sind Sie ganz gewiß, daß ihren Instructionen in dieser Rücksicht keine Clausel eingeschaltet war — eine Summe, welche ihre verletzten Gefühle aufwäge?“ Er heftete einen scharfen, durchdringenden Blick auf sie; sie erröthete unwillkürlich über diesen neuen Beweis seines alten Scharfblickes, antwortete jedoch einfach:

„Mademoiselle Dantin ist bereit, ihr Besizthum zu verlassen, mein Herr, sie würde sonst keinen Preis bestimmt haben.“

„Und ich glaube, die Summe, der Sie erwähnten, war zehntausend Franken?“

„Ja, mein Herr, zehntausend Franken.“

„Die ich unmöglich zahlen kann,“ antwortete er, indem er aufstand. „Sie werden vielleicht die Güte haben, Mademoiselle Dantin mitzutheilen, was zwischen uns verhandelt worden ist. Sie möge noch einmal die Sache ernstlich erwägen und ihren Entschluß ändern.“

Er verbeugte sich höflich und verließ sie. Wie Fremde traten sie einander gegenüber; wie Fremde schieden sie. Nathalie bewegte sich einige Augenblicke nicht; sie blieb auf derselben Stelle und ihre Augen hasteten auf der Thüre, die sich hinter ihm geschlossen.

„Ein Herz von Stein!“ sagte sie endlich und heiße Thränen rollten ihr über die Wangen.

Nathalie ging Abends auf ihr Zimmer, als Marianne ihr einen Brief übergab, welcher von dem Schlosse für sie gebracht worden war.

Sie kannte Handschrift und Siegel, aber sie fühlte keine Aufregung. Sie ging ruhig hinauf, legte den Brief auf einen Tisch und machte sich im Zimmer zu schaffen. Rolle fünf Minuten vergingen, ehe sie wieder zu der Stelle zurückkehrte, wo er lag.

„Ich hatte es vergessen,“ sagte sie zu sich; denn der Stolz hat seine Lieblingstäuschungen.

Sie erbrach das Siegel und las:

„Nathalie, was für ein Kind sind Sie noch! Ist es möglich, daß Sie glaubten, mich täuschen zu können und bilden Sie sich ein, ich habe Sie täuschen wollen? Ich erwartete nicht, Sie bei Mademoiselle Dantin zu finden, denn ich wußte nicht, daß Sie dort seien; als Sie jedoch so plötzlich vor mir standen, war es mir, als sei ich der Vater eines verlorenen und eigensinnigen Kindes, der sich sehnte, die Erinnerung an frühere Strenge durch eine Liebkosung und einen Kuß zu verwischen. Ich will nicht sagen, Sie kühlten diese Stimmung ab — das liegt nicht in Ihrer Macht — aber Sie drängten sie zurück. Ich sah, daß Ihr Groll noch nicht nachgelassen; daß Sie kalt und stolz sein wollten; ich scherzte mit Ihnen. Man versetzt sich leicht in den Geist der Vergangenheit, aber glauben Sie mir, es ist aus eben diesem Grunde ein Ihrer angeborenen Offenheit und meiner Erfahrung unwürdiges Spiel. Ich nahm mir mehrmals vor, Sie zu zwingen — da ich es für möglich halte — diese Zurückhaltung aufzugeben; im Ganzen aber dünkte es mir doch besser, dies nicht zu thun. Sie wünschten sich selbst und mir diese Prüfung aufzuerlegen; Sie hatten vielleicht ein Recht dazu. Aber ich wollte von etwas andrem in meinem Briefe sprechen.

„Ich schrieb Ihnen einst, daß wir einander unklug geliebt; ich widerrufe diese Worte nicht, aber ich füge

hinzu, daß wir noch unkluger waren, als wir uns trennten. Ich habe versucht, die Liebe zu Ihnen aus meinem Herzen zu verbannen, aber ich fand, daß, was einst leicht gewesen, jetzt außerordentlich schwer für mich geworden. O! wie verschieden ist die Liebe, welche in der Blut der Jugend entspringt von der, welche sich um das Herz des reiferen Mannes schlingt. Die eine ist reine Leidenschaft, die andere aber ist wie das Blut, das in seinen Adern fließt, der Stab seines Lebens, die Bedingung seines Daseins. Glücklich die, welche diese erste wahnsinnige Phase überstehen und niemals die tyrannische Macht der Zweiten kennen lernen. Wo es noch Urtheilskraft und Willen gibt, da kann die Leidenschaft leicht zum gehorsamen Sklaven gemacht werden, aber die Liebe bleibt immer Meister. Als wir schieden, erinnerte ich mich einer andern ähnlichen Trennung aus meinem Jugendleben, und glaubte nach kurzem Schmerze wieder ruhig zu werden. Ich fand, daß Jahre seitdem über mich hingegangen; daß meine Weltanschauung sich verändert hatte und daß die Elastizität meiner früheren Jahre verschwunden war. Ich sah, daß die Liebe, die ich so leicht unterdrücken zu können geglaubt, ein lebendiges Feuer in meinem Herzen sein werde. Ich suchte vergeblich, die Kleinigkeiten zu vergessen, welche Sie mir einst so theuer gemacht und mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen hatten. Mich umschwebten die Töne Ihrer heiteren Mädchenstimme, Ihr freundliches Lächeln, Ihr offener Blick. Je mehr ich Ihr Bild zu verbannen suchte, desto eifriger folgte es mir; es sah mich mit traurigen, vorwurfsvollen Blicken an; denn in diesen Träumen sah ich Sie nicht, wie Sie sind — unverändert im Aussehen — sondern blaß, abgehärmt und kummervoll; ich konnte ihm nicht entgehen, wohin ich auch fliehen mochte. Für den, der liebt, gibt es keine Einsamkeit.

„Als ich sah, wie es mit mir stand, nahm ich mir vor zurückzukehren, fest entschlossen, eine Gleichgültigkeit

nicht zu heucheln, die ich nicht fühlte, sondern Sie zu bitten, die Vergangenheit zu vergessen und meine Frau zu werden. Ich kam vorgestern an, ohne mich irgendwie angemeldet zu haben, in der Hoffnung, Sie da zu finden, wo ich Sie so oft gesehen, wo Sie immer bleiben sollten. Daß Sie nicht da waren, gab mir den ersten Beweis Ihres Grolles. Ich mag rauh gewesen sein, aber auf mir lastet nicht die Sünde, welche kein Weib vergibt: ich habe nie aufgehört zu lieben. Sie waren mir niemals theurer, als an dem Tage, da wir schieden, und ich liebte Sie seit damals wahrer, denn je."

"Ich schreibe so, weil es wahr ist, nicht um Sie zu rühren. Wenn Sie Ihr eignes Herz nicht zur Versöhnung und zum Vergessen dessen treibt, was vergangen ist, so wünsche ich beides nicht. Ich habe Sie nicht um eine Unterredung gebeten. Ich wünsche nicht, daß Sie in einem Momente der Aufregung nachgeben und es nachher bereuen. Ich habe mich nicht verändert, Mathalle; Sie erkennen es aus diesem Bekenntniß. Ich bin derselbe, wie immer; wenn Sie glauben, ich sei einmal zu streng und anspruchsvoll gewesen, so täuschen Sie sich nicht selbst, denn ich will Sie nicht täuschen: ich bin es noch.

"Was werden Sie thun? Ich weiß es nicht. Sie haben ein edles Herz, aber ein Temperament, das nicht leicht vergibt. Ich bitte Sie offen und ehrlich, zu vergessen; Sie können nicht an meiner Aufrichtigkeit zweifeln und weil Sie nicht zweifeln können, werde und will ich nicht auf Ihre Gefühle influiren. Ueberlegen und entschelden Sie: was auch Ihre Entschließung sein mag, ich verspreche Ihnen im Voraus, nicht auf ihre Aenderung hinarbeiten zu wollen. Wenn Sie sich weigern, so werde ich daraus erkennen, daß ich durch zu große Strenge mir Ihre Neigung entfremdete, und mich der Einsamkeit fügen, zu welcher mich mein eigenthümlichens Temperament und mein Charakter verdammt."

Mathalle legte den Brief nieder und ging mit un-

sicheren Schritten in dem Zimmer auf und nieder. Er liebte sie noch, aber daran hatte sie vielleicht nie gezweifelt. Sie fühlte nicht allein, daß er sie liebte, sondern auch, daß er sie vermisse und sich nach ihr sehne. Ja, er würde ein kaltes, einsames Leben führen ohne das heitere, anmuthige Mädchen, das einst den Sonnenschein ihrer Gegenwart in seinem Hause ausgeströmt; er würde sie als Frau, Gesellschafterin und Herrin vermissen. Denn sie fühlte oft, daß seine Liebe eine Mischung von vielen Empfindungen sei, daß er ihre Schönheit, ihre weibliche Anmuth und ihr pikantes Temperament liebe, daß aber bei alle dem ein tieferes und heiligeres Gefühl für sie in seinem Herzen wohne. Alles dies wußte sie und es konnte sie deshalb nicht sehr befremden, daß er zu ihr zurückkehren wollte.

Aber sie fühlte sich verletzt, daß er, wie er selbst sagte, unverändert war. Wohl mochte er so sagen! In jedem Worte, das sie las, lag mehr als sein alter Stolz und Hochmuth. Er kehrte zu ihr zurück, aber in keiner demüthigen und bittenden Stimmung. Er hatte nicht so stolz gesprochen, als er zum ersten Male mit ihr von Liebe sprach. Er hatte sich damals zu Beweisen und leidenschaftlichen Bitten herabgelassen und wußte doch, daß sie ihn von Herzen liebe und daß wenig Beredsamkeit dazu gehöre, das Gut zu gewinnen, das er suche. Warum war er jetzt so zurückhaltend und vorsichtig?"

„Es ist Stolz, kalter hochmüthiger Stolz,“ rief sie innerlich, „er will keinen Einfluß auf mich üben, weil er mich nicht um das bitten will, was er am meisten wünscht; er wollte keine Unterredung, weil er sich selbst zu verrathen fürchtete. Es sei; ich werde ihm zeigen, daß mein Stolz so stark und unbeugsam ist, als der seine nur immer sein mag.“

Sie nahm den Brief und las ihn noch einmal. Ihr Muth sank, als sie den Anfang überflog, aber sie sammelte sich wieder, als sie an das Ende kam. Sie zögerte noch,

aber ihr Entschluß war gefaßt. Sie schrieb einige Worte unten an den Brief des Herrn von Sainville, siegelte ihn und ging hinab. Sie begegnete dem Dienstmädchen im Gang.

„Marianne,“ sagte sie, „können Sie diesen Brief morgen früh nach dem Schlosse tragen?“

„Heute Abend noch,“ antwortete Marianne.

„Und warum nicht morgen?“ fragte Nathalie mit einem seltsamen Gefühl, als wollte sie den Brief zurückhalten.

„Es ist mir bequemer diesen Abend noch,“ antwortete Marianne einfach.

„Nun, auch gut,“ sagte Nathalie in leisem Tone.

„Sind Sie krank, Mademoiselle?“ fragte das Mädchen erstaunt. „Ihre Stimme zittert.“

Sie brachte das Licht näher, so daß seine Strahlen auf das blasse und zerstörte Gesicht Nathaliens fielen.

„Nein,“ antwortete Nathalie lebhaft, „ich bin nicht krank; Sie haben Recht; gehen Sie noch heute Abend; — aber rasch.“

Sie sagte ihr, sie solle rasch gehen und doch ruhte der Brief noch in ihrer Hand. Das Mädchen hatte dies nur auf sich zu beziehen. Kaum hatte sie die Thüre erreicht, als Nathalie sie zurückrief. Hatte sie ihren Sinn geändert? Nein. Sie bat sie, nicht lange wegzubleiben und versprach ihr, sie bei dem halb offenen Thore zu erwarten. In weniger, als fünf Minuten war das Mädchen zurück.

„Ich gab ihn einem Diener, der ihn sogleich hinauftrug,“ sagte sie.

„Ich danke Ihnen, Marianne.“

Nathalie kehrte nach ihrem Zimmer zurück. Sie setzte sich auf einen Stuhl und blieb dort mehrere Stunden blaß und bewegungslos, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände über dem Kniee gefaltet. Vereute oder

bedauerte sie, was sie gethan? es war schwer zu sagen; soviel aber ist gewiß, wäre der Brief noch in ihrem Besitze gewesen, sie würde ihn abgesandt haben.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Es vergingen drei Tage.

Herr von Sainville sandte keinen Brief mehr an Mathallen; aber sie erfuhr, daß er am Tage nach dem Empfange ihrer Antwort bei Mademoiselle Dantin gewesen und sich nicht mit ihr habe vereinigen können.

„Ich sah niemals einen so genauen Mann,“ rief Mademoiselle Dantin ärgerlich: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, es ist so. Aber mit seinen bonapartistischen coup-de-mains richtet er nichts bei mir aus; das versichere ich Sie, Mademoiselle Montolieu.“

Liebeenttäuschungen hatten sichtlich keinen Einfluß auf Herrn von Sainville, ebensowenig vermochten sie seinem Geschäftstalente Eintrag zu thun.

Mathalie bereute weniger, als je.

Am Morgen des vierten Tages empfing sie ein Billet von dem Stiftsfräulein, welches sie benachrichtigte, daß ihr Neffe wieder auf Reisen gegangen und sie bat, sie im Verlaufe des Abends zu besuchen. Mademoiselle Dantin, welche diese Nachricht außerordentlich aufbrachte und die deshalb nicht in der besten Stimmung gegen das Schloß war, gab keine freundliche Einwilligung und bemerkte mit einiger Strenge:

„Ich hoffe wenigstens, Mademoiselle Montolieu, daß Sie um acht Uhr wieder zu Hause sein werden.“

Nathalie versprach dies. In Folge der Hindernisse, welche ihre liebevolle Herrin ihr in den Weg legte, konnte sie ihre Freundin nicht vor sieben besuchen.

„O Petite!“ sagte das Stiftsfräulein vorwurfsvoll, als sie in den Salon trat, „ich dachte schon, Sie würden nicht kommen.“

„Ich konnte nicht früher da sein.“

Sie setzte sich nieder, während sie sprach und stützte ihren Kopf auf eine Hand, während die andere nachlässig an ihrer Seite herabhing: sie sah weder nach rechts, noch nach links.

„Sind Sie krank?“ fragte das Stiftsfräulein, die sie traurig ansah.

„Ich habe Kopfschmerz.“

„Und dennoch sind Sie gekommen; das war freundlich, Petite. Sie können sich wohl denken, wie traurig es in diesem großen Hause ist, wenn ich so ganz allein bin.“

„So sind Sie also allein?“ fragte Nathalie und sah auf.

„Nun, natürlich,“ antwortete das Stiftsfräulein, „da Armand fort ist.“

„Er ist fort?“ rief Nathalie.

„Schrieb ich es Ihnen nicht?“

„Doch.“

„Nun denn, weshalb fragen Sie?“

„Weil ich glaubte, er wolle einige Zeit in Sainville bleiben.“

„Nun, er änderte seinen Sinn,“ antwortete das Stiftsfräulein nach einer Pause. „Sie sehen, Petite, der Aufenthalt ist nicht sehr angenehm für ihn. So wenig, als für mich. O! wenn Sie mal in meine Jahre gekommen sind, werden Sie einsehen lernen, daß jeder Ort unheimlich ist und keiner so sehr, als wo wir unsere Jugendzeit verlebt.“

Nathalie sah umher. Gehörte denn eine so lange Zeit dazu, um zu dieser Einsicht zu gelangen? Auch für

sie sollte Sainville unheimlich sein? Hatte sie hier nicht die entzückenden Träume der Jugend geträumt; Träume, die rasch verschwunden waren; Blumen, die in ihrer ersten Blüthe welkten?

„Nein,“ fuhr das Stiftsfräulein fort, „der Aufenthalt ist nicht angenehm für ihn; ich sah, daß er dies fühlte, als er gestern Abend zurückkehrte. Ja die Vergangenheit stieg vor seinen Blicken auf.“

Sie sah Nathalien bedeutungsvoll an; aber ein bitteres Lächeln flog über die Gesichtszüge des jungen Mädchens.

„Ohne Zweifel,“ sagte sie, „muß sich Herr von Sainville hier an mancherlei Dinge erinnern — an seine frühere Liebe zum Beispiel.“

„O Petite,“ antwortete das Stiftsfräulein, mit kummervollem Vorwurfe, „Sie sagen, was Sie in Ihrem Herzen nicht glauben. An sie denken? Wer denkt in dieser weiten Welt an sie, als ich. Nicht der Gatte, der statt seiner kinderlosen, liebeleeren Braut ein Weib und viele Kinder jetzt um sich hat. Nicht der, den sie liebte und der sie so hart von sich stieß! Denn zwischen der Erinnerung an sie und ihm liegt, wie Sie wissen, die Erinnerung an eine zweite, weit tiefere Liebe.“

„Tiefer!“ wiederholte Nathalie.

„Ja, tiefer; ich sage dies nicht, um ihn zu rechtfertigen, denn mein Herz grollt Armand. Es lebten zwei Mädchen, das eine sanft und gewinnend, das andre gelstvoll und feurig; aber beide, ich darf es wohl sagen, obgleich Sie eines derselben sind, schön, rein und gut und mir sehr theuer. Er liebte sie, und warb um beide und was war das Ende davon? Daß er um Lucile warb, war natürlich; sie waren mit einander auferzogen worden. Aber Sie! Gott im Himmel! Konnte er denn auf kein anderes Mädchen sein Augenmerk richten? Er war weit und breit umhergereist; er war Jahre lang abwesend; er war reich; manches von den Mädchen, die er kennen

lernte, würde ihn gerne genommen haben. Konnte er nicht ein kluges Mädchen oder eine Frau von dreißig Jahren heirathen? Warum mußte er sich in Sie, warum gerade in Sie verlieben, während ich bestimmt hatte, daß Sie bei mir bleiben sollten? Warum kam er jeden Abend nach dem Boudoir, um Sie zu necken und zu quälen, wie man es mit einem Vogel macht, über dessen Picken und Zornigwerden man lacht? Warum kam er uns stets nach in den Garten, daß wir nicht fünf Minuten allein bleiben konnten? Warum machte er Sie in sich verliebt? Ich möchte noch heute wissen, wie das zugegangen, da von diesem Momente an alles verkehrt ging. Wenn ich sprach, antworteten Sie in den Tag hinein, wenn er sprach, so wußte ich, daß er immer nur um Thretwillen sprach, denn er war auf seine Weise in Sie verliebt und dachte an nichts sonst; kurz mir blieb nichts übrig, als zu schlafen oder das Zimmer zu verlassen. Aber ich legte darauf keinen Werth, denn ich sah, daß Sie beide glücklich waren."

"Er war es nicht," unterbrach sie Nathalie.

"Ja, er war es," sagte das Stiftsfräulein verbrüßlich; "ich kenne ihn besser, als Sie. Es war etwas ganz Anderes, wenn Sie da waren oder nicht. Waren Sie im Zimmer, dann bekam sein ganzes Wesen ein ganz anderes Aussehen — er war nicht mehr in sich vertieft, dachte nicht mehr nur an sich und sprach nicht bloß mit sich; — nein, dann bekam er etwas Offnes und Freundliches. O, Petite, das Weib, das einem Manne seine Selbstsucht nimmt, hat ein Wunder gewirkt."

Sie sah das junge Mädchen traurig an; aber Nathalie blieb kalt und unbewegt.

"Er konnte Sie nicht vergessen," fuhr das Stiftsfräulein fort; "er war um Sie besorgt; er wünschte, Sie hier bei mir zu sehen."

"In diesem Hause leben — in seinem Hause! sein Brod zu essen!" rief Nathalie entrüstet.

"Er wollte mehrere Jahre fortbleiben."

„Und wäre er auch eine Ewigkeit fort gewesen, das Haus hätte nichts desto weniger ihm gehört; ich hätte nicht hier leben können. Diese Wände würden mich nicht geschützt, sondern erdrückt haben. O Mairaine! Ich liebe Sie von Herzen, sonst würde ich diese Schwelle nicht überschritten haben. Ich betrat sie nicht ohne Schmerz. Ich saß nie hier an diesem vertraulichen Platze, ohne eine geheime Pein: niemals.“

„Empfindliches Mädchen!“ sagte das Stiftsfräulein schmälegend. „Und wenn er nun Kummer fühlte?“

„Das ist nicht der Fall.“

„Doch. Kennen Sie ihn, wie ich ihn kenne? Sind Sie seine Tante? Können Sie sich der Zeit erinnern, wo er geboren wurde? Haben Sie meine Beobachtungsgabe? Er ist betrübt, und das wird ihm nicht schaden,“ fügte das Stiftsfräulein bitter hinzu. „Ich sah es, als er gestern Abend nach Hause kam. „Sie sind allein, Tante?“ sagte er und warf einen seltsam reuevollen Blick im Zimmer umher, nannte jedoch Ihren Namen nicht. Ich beobachtete ihn; er sprach kaum, sah aber mit unruhigem Blicke im Zimmer umher, als suchte er etwas. Plötzlich jedoch blieb er stehen und hob das Sammtband auf, das ich gewöhnlich um meinen Hals trug; Sie hatten einst ein ähnliches; er hielt es schweigend in der Hand, aber er sagte nicht: „Gehört es ihr?“ „Ich freue mich, daß Du es gefunden,“ rief ich; er hatte noch immer den Blick darauf gerichtet und gab es mir nicht. „Es entfiel mir,“ fuhr ich fort. „Da legt er es plötzlich hin. Nach einiger Zeit ging er im Zimmer auf und nieder; seine alte Gewohnheit, wie Sie wissen, und jedes Mal, so oft sich unten die Thüren öffneten oder schloßen, konnte ich sehen, wie er stehen blieb und aufhorchte: aber niemals sagte er: „Erwarten Sie sie?“ oder „wird sie kommen?“ Als er Abends wegging, beugte er sich über die Blumen vase herab und sagte hinwerfend: „Woher sind diese Blumen?“ „Vom Gewächshause, natürlich,“ antwortete ich. „So sind Sie

also dort gewesen?" „Bei dem kalten Wetter, Armand?" „Wer hat sie aber dann geholt?" fragte er ungeduldig. „Ein Diener, ohne Zweifel." Er sah in seinen Erwartungen getäuscht aus und doch wollte er Ihren Namen nicht nennen. Den ganzen folgenden Tag blieb er zu Hause; er war müde, sagte er, aber er erwartete Sie, denn er verließ mich keinen Augenblick. Ich habe später erfahren, daß er der Dienerschaft verbot, zu sagen, er sei zurückgekehrt. Im Verlaufe des Abends sah er mich ein oder zweimal an; ich glaubte, er wolle sprechen, aber er that es nicht — und ich sagte nichts."

Das Stiftsfräulein hielt inne und sah das junge Mädchen an. Eine leichte Erregung sprach aus den Zügen Nathaliens, aber sie sagte ruhig: „Ich weiß, er leidet unter diesem Zustand; ich hätte es nicht leugnen sollen; warum Sie täuschen? Er bat mich, die Vergangenheit zu vergessen und seine Frau zu werden."

Das Stiftsfräulein sah verlegen aus.

„Er bat Sie?" rief sie endlich, „und was antworteten Sie ihm?"

„Daß vergessen nicht vergeben ist!"

„Sie weigerten sich?" rief das Stiftsfräulein in dem Tone des Vorwurfs. „O Betitel! Ich glaubte, Sie lieben mich. Sie schlugen es ab, da doch alles hätte wieder gut werden können; wenn Sie ihn geheirathet, würden wir alle drei so angenehm gelebt haben."

Nathalie antwortete nicht.

„Wenn ich es geahnt, würde ich es nicht zugegeben haben," fuhr Tante Madegonde ungehalten fort. „Ich habe ein Recht, mich einzumischen; aber wer denkt an mich? Wer kümmert sich um mich? Bitte," fügte sie mit melancholischem Tone hinzu, „wann war das?"

„Montag; er schrieb mir."

„Das sieht seinem Stolze ähnlich; er hätte Sie sprechen und nicht eher verlassen sollen, bis Sie „Ja" gesagt."

„Aber er wollte das nicht und auch ich würde meine Zustimmung nicht gegeben haben,“ antwortete Mathalie mit einem Lächeln über die Wunde, die sie sich selbst beibracht.

„Schrieben Sie ihm am Montag Abend wieder?“ fragte das Stiftsfräulein.

„Ja, am Montag Abend,“ antwortete Mathalie ruhig.

„Das war also der Brief, den er empfing, als er hier bei mir war,“ fuhr das Stiftsfräulein nachdenklich fort.

„Was sagte er? Wie sah er aus?“ rief Mathalie und legte ihre Hand auf den Arm des Stiftsfräuleins, indem sie einen brennenden Blick auf sie heftete.

„Liebes Kind,“ antwortete Tante Madegonde etwas betroffen, „wenn er etwas gesagt, würde ich ja von der Sache wissen.“

„Nun, aber wie sah er aus?“ drängte Mathalie.

„Wie gewöhnlich.“

„Nicht betrübt — nicht niedergeschlagen?“

„Wie kann ich das sagen, Petite? Er läßt selten etwas in seinem Aeußern merken; und meine Beobachtungsgabe war, da ich den Inhalt des Briefes nicht kannte, nicht auf ihrer Hut; ich glaubte, er komme von Mademoiselle Dantin. Als der Diener ihn brachte, sah er ihn an, nahm ihn von der Platte, und legte ihn hin und schien keine große Eile zu haben, ihn zu lesen. Ich erinnere mich jedoch, daß er sehr nachdenklich aussah, als er vor mir an dem Ramin, in der Nähe des Tisches, stand. Endlich nahm er ihn und las und stand einen Augenblick mit demselben in der Hand da.“

„Wie sah er aus?“

„Wie gewöhnlich. Er legte ihn ruhig zusammen.“

„Ohne noch einmal hinein zu blicken?“ rief Mathalie.

„Allerdings; er legte ihn zusammen und bewahrte ihn in seiner Briefftasche auf — und das war Alles.“

„Und das war Alles!“ wiederholte Mathalie, die in

ihre frühere Haltung zurücksauf und den Arm des Stiftsfräuleins losließ. „Nicht ein Zweifel, ob ihn seine Augen getäuscht; kein verzweifelndes Gefühl, das ihn sagen ließ: „es kann nicht sein,“ kein Ausruf, kein Blick des Bedauerns. O! wenn er so rasch glaubte, kann er mich nie geliebt haben.“

„Er liebte Sie, er liebt Sie noch, thörichtes Kind,“ sagte das Stiftsfräulein reuevoll, „und da er Sie so innig liebte, daß er seinen Stolz beugte, so würde er Sie zu einem sehr glücklichen Weibe gemacht haben. O! die angenehmen Abende, die wir an dem Kamine mit einander verlebt hätten; aber Ihr Eigensinn hat Alles zerstört,“ fügte sie hinzu, indem sie in dem Stuhle hin und herrückte; „ich muß natürlich allein bleiben; ich, die ein heiteres Alter hätte haben können; und Sie werden als eine alte Jungfrau leben und sterben, wie Mademoiselle Dantin — allein, natürlich.“

„So sei es,“ antwortete Nathalie mit einer gewissen Energie; „ich kann dieses Schicksal ertragen; die Einsamkeit soll traurig sein, aber sie soll mich nicht schrecken. Ich habe ihm wenigstens gezeigt, daß sein Reichthum und Rang die arme Lehrerin nicht verlockt.“

Das Stiftsfräulein schüttelte den Kopf und hustete trocken.

„Thörichtes Kind,“ sagte sie wieder, „kennen Sie Armand so wenig, daß Sie nicht wissen, welche gute Meinung er von sich hat? Welcher Mann hätte dies nicht? Glauben Sie, es würde ihm je in den Kopf kommen, ein Mädchen heirathete ihn nicht aus Liebe? Auch kennt er Sie sehr gut. O! thöricht, thöricht Kind!“

Sie schüttelte den Kopf und seufzte. Nathalie sah zögernd zu ihr auf.

„Was wollen Sie damit sagen: er kenne mich sehr gut?“ fragte sie endlich.

„Ich meinte, er kenne Ihren Charakter. Kurz nach jenem Abend, an welchem er mir mitgetheilt, daß er Sie

heirathen wolle, fragte ich ihn, warum er ein so junges Mädchen ausgewählt? „Weil ich sie liebe?“ antwortete er hinwerfend; er war nie ein großer Freund vom Antwortgeben. „Nun, aber warum liebst Du sie?“ Ich beharrte auf meiner Frage, denn, wenn ich auch nicht neugierig bin, so wollte ich es doch wissen. „Weil sie jung, hübsch und reizend ist,“ antwortete er. „Ich sagte, ich sei versichert, er hätte einen bessern Grund.“ „Nun denn,“ sagte er, „weil sie ein so gutes, edles Herz hat.“ „Woher weißt Du das?“ Ich fragte, um ihn zu prüfen. „Aus ihrem Blicke, ihrem Lächeln, ihrer Stimme; aus ihrer Art zu sprechen, aus ihrem Gange, wenn Sie wollen. Beruhigen Sie sich, Tante, ich habe mich nie in einem Charakter getäuscht und ich weiß genau, welche Braut ich erwählte. Sie entzückt mich, weil sie sehr hübsch ist, und ich gehöre nicht zu denen, welche vor der Schönheit zurückschrecken. Sie reizt mich mit ihrem wechselvollen Temperamente, aber ich lasse mich gerne reizen, weil ich Kraft genug in mir fühle, die Oberhand zu behalten.“

„Er sagte das?“ unterbrach sie Nathalie mit großer Entrüstung.

„Ja, Petite, aber lassen Sie mich weiter erzählen,“ antwortete das Stifftsfräulein, indem sie nach der Uhr sah. „Sie stößt mir Liebe ein,“ fuhr er fort, „weil sie ein warmes, fleckenloses Herz hat. Sie ist wie ein Sommertag Ihrer Provence — weniger heiß, aber wie hell und frisch! Wahrhaftig, Tante, wenn Sie auch noch so zweifelhaft aussehen, sie wird glücklich werden und ihren Willen haben. Ja, sie soll soviel Protégées, als sie will, nähren, erfreuen und hätscheln und das Haus mit Lieblingen füllen, wenn sie will. Ich zweifle nicht, daß man sie jeden Tag betrügen, und daß sie nie klüger werden wird — es gibt dafür kein Mittel — und die Protégées, wie die Lieblinge werden eine wahre Pest werden, aber in allem, was sie erfreuen mag — das arme Kind ist leicht zu erfreuen — in allem, was ihr heiteres Gesicht noch heiterer

machen kann, soll sie ihren eigenen Willen haben?" Nun, Petite, wie ist das?" fragte plötzlich das Stiftsfräulein, als sie Nathallen das Gesicht mit den Händen bedecken und weinen sah.

"O! Tante," rief sie, indem sie aufsaß und sich erhob, „glauben Sie, ich habe kein Herz? peinigen Sie mich nicht so! Sagen Sie mir nicht, wie sehr er mich einst geliebt. Ich weiß es, lassen Sie es mich vergessen. Warum haben Sie den ganzen Abend so gesprochen? Warum sagen Sie mir, daß er bereut? Fühlte ich nichts, als ich diesen Abend hieher kam? Sagte ich nicht zu mir selbst: „Dies ist der Ort, den er vor wenigen Stunden verließ und wo die Wärme und der Athem seiner Gegenwart noch weilt.“ Ich bin stolz, kann nicht vergeben und vergessen und schlug sein Anerbieten aus; aber ich bin aus Fleisch und Blut, ich habe das Herz eines Weibes, und wenn ich an ihn denke und mir sage, „es ist vorbei, ganz vorbei; er ist fort, vielleicht für Jahre,“ so ist es mir, als wollte mein Herz brechen.“

Sie sprach mit leidenschaftlicher Hestigkeit und vielen abgebrochenen Seufzern. Das Stiftsfräulein war seltsam bewegt; sie erhob sich von ihrem Sitze und ergriff ihre Hände; sie zitterten sichtlich; sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Petite,“ sagte sie in gebrochenem Tone, „es ist wahr, er ist fort; aber ich sagte nicht, daß er so lange wegbleiben werde. Er mag vielleicht früher, viel früher, als man denkt, zurückkommen — man kann es nicht wissen. Es ist noch ein Viertel bis zu Acht. Ich weiß nicht, ob er noch zu Nacht kommt, aber es ist möglich.“

„Sie schwieg. Nathalie achtete nicht länger auf sie. Sie hatte sich plötzlich umgewandt und stand in lauschender Stellung gegenüber dem Eingange des Salons; ein wohlbekannter Tritt ließ sich auf der Treppe hören: die Thüre öffnete sich; er trat ein.

Die Pause der plötzlichen Ueberraschung, als er sie

sah, sagte ihr nur zu deutlich, daß er nicht in den Plan seiner Tante eingeweiht sei.

„Ich werde Ihnen das nie vergeben,“ rief Nathalie, indem sie sich nach Tante Madegonde umwandte. Er sah ihr in das bleiche, entrüstete Gesicht, während sie sprach und verstand alles.

„Sie haben mich getäuscht,“ fuhr das junge Mädchen mit steigendem Zorne fort. „Ich vertraute Ihnen und sie brachten mich hieher.“ Sie sprach die letzteren Worte mit so tiefer Empörung, daß das Stiftsfräulein, welches auf ein so plötzliches Umschlagen der Stimmung nicht gefaßt war, in tiefster Seele erschrak.

„Petite,“ sagte sie bittend, „ich meinte es gut; wie konnte ich wissen, daß eine Erklärung bereits erfolgt ist? O, gehen Sie nicht,“ fügte sie hinzu, und ergriff die Hand, des jungen Mädchens, um sie zurückzuhalten.

„Lassen Sie mich gehen, bitte,“ sagte Nathalie in dem kältesten Tone, aus welchem die Gereiztheit deutlich hervorklang.

„Nein,“ rief das Stiftsfräulein entschieden; „Sie dürfen nicht gehen; soll sie, Armand?“

Sie wandte sich an ihren Neffen, als wollte sie ihn um Hilfe bitten.

Herr von Sainville, der langsam näher getreten war, sah jetzt auf und sagte bedächtig:

„Und warum sollte es Mademoiselle Montolieu nicht vollkommen frei stehen, zu kommen oder zu gehen, wie es ihr beliebt?“

Seine Tante war verlegen.

„Und warum,“ fuhr er fort, „wenden Sie sich an mich, Tante, da Sie doch wissen, daß sie nur deshalb, weil ich das Zimmer betrat, es zu verlassen wünscht.“

„O Armand!“ antwortete seine Tante vorwurfsvoll, „wußtest Du nichts anderes zu sagen?“

Er antwortete nicht, aber das Zusammenziehen seiner

Stirne, das strenge Zusammenpressen seiner Lippen, der entschlossene Ausdruck seines festen Blickes — zeugte nicht von einer demüthigen oder bittenden Stimmung.

„Und so wollen Sie also gehen?“ sagte Tante Madegonde betrübt und wandte sich an Nathalie, deren Hand sie losgelassen.

„Beruhigen Sie sich, Tante,“ bemerkte ihr Nefse mit einer leichten Bitterkeit, „ich werde bald Sainville verlassen.“

Nathalie hielt mitten im Umlegen des Shawles inne und erhob ihr geröthetes Gesicht.

„Wenn Sie damit sagen wollten, mein Herr,“ rief sie, „daß Ihre Abwesenheit mich veranlassen werde, dieses Haus wieder zu betreten, — so täuschen Sie sich.“

„Da hast Du es!“ rief das Stiftsfräulein; „Du bist daran schuldig, Armand; die Sachen standen schlecht genug; und Du hättest alles gut machen können, wenn Du sie gebeten, die Vergangenheit zu vergessen.“

„Ich bat sie bereits einmal,“ sagte Herr von Sainville in einem Tone, welcher sagte: „ich will nicht wieder bitten.“

„Petite, er bittet Sie zu vergessen,“ sagte das Stiftsfräulein eifrig mit einer leichten Wendung der Wahrheit, „antworten Sie etwas.“

„Ich habe geantwortet,“ erwiederte Nathalie kalt, und ihr Blick sagte: „Nichts soll mich diese Antwort wieder rufen machen.“

Das Stiftsfräulein sank entrüstet in ihren Armstuhl zurück, während sie von ihrem Nefsen nach Nathalien sah, welche mit abgewandtem Blicke an dem Kamine einander gegenüber standen.

„O, sie passen gut zusammen,“ rief sie zornig, „denn sie sind beide stolz und unbarmherzig, wie Luzifer selbst.“

Ein Gefühl machte Herrn von Sainville und das junge Mädchen aufsehen, als das Stiftsfräulein so sprach.

Zum ersten Male begegneten sich ihre Augen; seine Züge nahmen einen andern Ausdruck an und sie wurde blaß.

„Du, Armand,“ fuhr das Stiftsfräulein fort, „würdest lieber ein Weiberherz brechen und das Deine mit — das heißt, wenn Du eines hast, — als daß Du nachgäbest; und Sie, Mademoiselle Nathalie, würden Ihre Augen ausweinen und vor Kummer sterben, ehe Sie sagten: „Es thut mir leid.“

„Tante,“ sagt ihr Neffe kalt, „die Zeit ist längst vorüber, wo die Herzen der Männer brachen und die Frauen durch Weinen blind wurden. Wenn Frauen Schmerz empfinden, leiden, so sorgen sie, daß ihre Schönheit nicht darunter leidet. Der Kummer berührt sie nur leicht.“

Nathalie hielt plötzlich inne, denn sie wollte sich von ihm abwenden, aber diese Worte nöthigten ihr ein stolzes Lächeln ab. Sie verstand den Vorwurf, der darin lag und triumphirte.

„Und warum nicht?“ fragte sie, „warum sollte sie der Kummer nicht leicht berühren?“

„Ja,“ antwortete er mit einem Lächeln, das so kalt war, als das ihre stolz gewesen, „ich beklage mich nicht darüber; es macht das Gewissen leichter.“

„O! mon Dieu!“ rief das Stiftsfräulein traurig, „die Sache wird immer schlimmer.“

„Tante,“ antwortete der Neffe, „Sie mißverstehen diese Sache; die Lage ist einfach die, daß ich es aus Gründen, die mir damals sehr wichtig schienen, für klug hielt, namentlich im Interesse von Mademoiselle Montoilleu, unsere gegenseitige Verbindung zu brechen. Ich sage, namentlich in ihrem Interesse, weil der Gedanke an ihr Glück das überwiegende Motiv war.“

„Ein Beispiel von Vorsorge, das ich niemals vergessen werde,“ sagte Nathalie emphatisch.

„Sie waren so freundlich, dies bereits zu erklären,“ antwortete Herr von Sainville. „Doch fahren wir fort. Ich bin seitdem der Ansicht, einen Mißgriff gethan zu

haben. Ich sagte dies Mademoiselle Montolieu offen und frei; sie hat jedoch diese Ansicht von der Sache abgelehnt: es war ihr recht; ich beklage es nicht. Dies, Tante, ist die Sachlage; dies und nicht mehr."

"Das also ist es?" sagte Tante Madegonde, in welcher diese kalte Erklärung jede Hoffnung zerstörte.

"Ich glaube," antwortete ihr Nefse, nach Nathalien blickend, "die Sache offen und ehrlich dargelegt zu haben."

"Allerdings," antwortete Nathalie gelassen.

Das Stiftsfräulein sah sie abwechslungsweise mit unaussprechlicher Sorge an.

"O, mon Dieu!" sagte sie sehr traurig, "so weit ist es gekommen. Die, die vereint durch das Leben wandern sollten, sprechen so kalt; nicht mal wie Feinde, sondern wie Fremde. Und doch haben sie sich einst geliebt. Ich sah, wie Du unruhig warst, Armand, bis sie kam. Ich sah Sie unglücklich, Petite, weil Sie ihn beleidigt zu haben glaubten. Und nun, mon Dieu, nun!"

Sie hückte den Kopf und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Herr von Sainville sah verlegen aus und begann im Zimmer auf und abzugehen; Nathalie wechselte zu wiederholten Malen die Farbe und war einen Augenblick unentschlossen; sie wandte sich von Tante Madegondens Stuhl weg, als Herr von Sainville plötzlich seinen Spaziergang unterbrach und an dem Kamine vor ihr stehen blieb. Sie sahen sich einige Augenblicke schweigend an.

"Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?" fragte er endlich kurz.

Er sprach nicht mit dem Blicke eines Liebenden, nicht mit dem Tone eines solchen; sondern mit der eigenthümlichen Mischung von Aerger und Zärtlichkeit, zu welcher die tiefsten Gefühle des menschlichen Herzens oft aufgestachelt werden.

Hätte er dieselbe Frage in einem milden und vorsichtigen Tone an sie gerichtet, so würde die Verneinung so

gleich auf Nathaliens Lippen getreten sein; jetzt aber konnte sie nicht antworten; sie konnte nur zittern und blaß werden. Es lag mehr als Aufforderung in seinem heftigen Tone und festen Blicke; sie zeugten von tiefer, noch unbesiegter Liebe; eine Liebe, gegen welche Stolz und Wille lang angekämpft und, wie es schien, vergeblich angekämpft hatten.

„Ja, sie will, sie will,“ rief das Stiftsfräulein eifrig nach vorwärts gebeugt; „sie will, Armand.“

Nathalie sah auf; eine Antwort lag auf ihren Lippen; das Stiftsfräulein eilte sie zurückzudrängen, indem sie wiederholte:

„Sie will, Armand.“

„Tante,“ antwortete er, „Sie meinen es gut; aber Sie verstehen weder Nathalie, noch mich. Sie läßt sich nicht um ihre Zustimmung betrügen; und ich,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „werde mit einer so erhaltenen Zustimmung nicht zufrieden sein. Ich habe offen gefragt, und sie wird mir eine offene Antwort geben.“

„So offen, als Sie wünschen,“ begann Nathalie.

„Nein, Petite, nein,“ unterbrach das Stiftsfräulein, welche die blasse Strenge, die sich plötzlich auf dem Gesichte des jungen Mädchens zeigte, unruhig machte; „nein, Petite, thun Sie es nicht.“

„Nein, lassen Sie sie,“ bemerkte Herr von Sainville mit einiger Bitterkeit, „ich kenne sie, sie ist ein ächtes Weib, das nichts vergißt und nichts vergibt.“

„Vergessen!“ rief Nathalie in ihrem kältesten Tone. „Ich kann vergessen. Und vergeben, — ich habe, dem Himmel sei Dank, keinen solchen Schmerz erlitten, der es mir schwer machte.“

Er erhob seinen Blick langsam, bis er dem ihren begegnete.

„Ich weiß, was Sie damit sagen wollen,“ antwortete er; „aber glauben Sie nicht, mich täuschen zu können. Ich suche Sie nicht zu täuschen. Ich sage es offen,

ich habe gelitten. Sie mögen mich ansehen, wie Sie wollen; und fragen Sie sich, warum einige Monate diese Spuren auf meiner Stirne zurückgelassen? Schlagen Sie meine Bitte nochmals ab, aber heucheln Sie nicht eine Gleichgültigkeit, die Sie nicht fühlen.“

Nathalie hatte ihm mit abgewandtem Gesichte zugehört, als wollte sie dem, was er sagte, kein Ohr leihen. Als er sie jedoch bat, ihn anzusehen, erhob sie unwillkürlich ihren Blick. Er sah blaß und kummervoll aus. Einen Moment lang sah sie ihn mit ruhiger Fassung an, plötzlich aber zitterte sie und ihre Augen füllten sich mit Thränen: sie schüttelte sie aber ebenso bald wieder weg, als schämte sie sich ihrer Schwäche.

„Ich werde nicht nachgeben!“ rief sie leidenschaftlich, „nein, ich will nicht vergessen und vergeben, woran ich denken werde, so lange die Erinnerung in mir lebt. Sie haben in einem Punkte wenigstens Recht: nein, ich bin nicht gleichgültig; nein, ich bin nicht kalt; ich bin, wie Sie sagen, ein Weib, das nicht vergeben und vergessen kann, weil es verletzt worden und dies in tiefster Seele fühlt. Sie haben mich rauh zurückgewiesen. Ich konnte nicht gehen und sagen: Lieben Sie mich noch? Ich war in Ihren Händen und Sie ließen mich dies fühlen. Ich habe die Zurücksetzung ertragen, die nur einem Weibe werden kann; ich will nun auch den Stolz des Weibes haben und leiden, wie es auch kommen mag.“

Sie ließ sich nicht Zeit, zu überlegen, nachzudenken oder zu bedauern, sondern wandte sich plötzlich ab und verließ das Zimmer.

„Bleiben Sie, Petite, bleiben Sie,“ rief das Stiftsfräulein und stand eilig auf.

Aber Nathalie hörte sie nicht und ihr Neffe gestattete ihr nicht, zu folgen. Er legte seine Hand auf den Arm von Tante Madegonde und sein Griff war fest wie Stahl. Er ließ sie nicht los, bis die Thüre sich hinter

Nathalien schloß; dann erst begann er wieder, wie gewöhnlich, im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„So ist also Alles verloren,“ dachte das Stiftsfräulein verzweiflungsvoll. „Der Himmel stehe mir bei!“ fügte sie bei sich hinzu; „was nur eine Trennung war, machte ich zu einem entscheidenden Streite. Der Himmel stehe mir bei.“

Nachdem Herr von Sainville beinahe eine Stunde im Zimmer auf und niedergegangen war, blieb er plötzlich stehen und wandte sich dann mit so ernstem Gesichte und so strenger Stirne an seine Tante, daß das Stiftsfräulein sichtlich zitterte.

Dieser Anblick ihres Schreckens brachte ihn wieder zu sich, denn obwohl er sehr ungehalten war, wußte er doch nicht, wie weit man es ihm ansah, und war weit entfernt, seinen Groll an dem harmlosen, wohlmeinenden Geschöpfe auszulassen.

„Tante,“ sagte er freundlicher, als er beabsichtigte, „beunruhigen Sie sich nicht, ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Sie haben sehr unrichtig gehandelt, aber Sie meinten es gut. Es ist nicht Ihre Schuld, wenn ich mich zum Narren machte. Die Liebe ist an sich schon eine Thorheit und Weichheit, aber die größte Thorheit war nicht das, was heute Abend geschehen ist — sondern das, was mich zuerst trieb, ein eitles und herzloses Mädchen zu lieben.“

„O Armand!“ unterbrach ihn das Stiftsfräulein, welches nicht im Stande war, dies zu ertragen.

„Ich weiß, Sie lieben sie, aber sie ist, was ich sie genannt. Sie hält sich für stolz, aber sie ist mehr rachsüchtig, als stolz, und mehr eitel, als beides. Hätte sie aufgehört, mich zu lieben, so hätte ich sie bewundert; aber sie konnte das nicht, denn sie liebt mich noch in diesem Augenblicke; und sie hat nicht den Muth, die Ehrlichkeit, ihrer Liebe treu zu sein. Sie suchte vergeblich, meinem Blicke zu trotzen oder ihn auszuhalten. Ich glaube, sie

zögerte einige Augenblicke; die weibliche Schwäche war bald überwunden; sie sah mich unflät an, wandte sich ab und ging. Das arme Mädchen jauchzt sich nun Beifall zu, sie weiß nicht, daß ihr Triumph sein Ende erreicht, nachdem sich die Thüre hinter ihr geschlossen, denn im selben Augenblick hat sie mein Herz für immer verbannt und ausgestoßen.“

Das Stiftsfräulein faltete die Hände und weinte. Sie hatte diese unerbittliche Stimme schon einmal gehört. Sie erkannte die Töne wieder, in welchen das unwider-
russliche Urtheil über Lucile ausgesprochen worden.

„Ich erwähne dies,“ fuhr ihr Neffe nach einer kurzen Pause fort, „weil es mein ausdrücklicher Wunsch ist, daß Sie einen Versuch, wie diesen Abend, nie mehr machen. So wenig ich mich auch jetzt um sie kümmern, so würde es mir doch leid thun, einer Dame einen Verdruß, wenn er auch verdient wäre, zuzufügen. Ich will sie weder sehen, noch sprechen, noch hören. Ich wünsche, daß ihr Name nie in meiner Gegenwart genannt werde. Es würde mich nicht schmerzen, aber es wäre mir auch nicht angenehm. Ich wünsche sie zu vergessen, wie Jemand, der nie existirt hat. Sie verlor meine Achtung und ich bin nicht stolz darauf, daß ich sie je geliebt. Wenn es nur eine vorübergehende Laune — die Begeisterung für ein hübsches Gesicht gewesen wäre, so könnte ich mir die Schwäche vergeben; aber es war ein tieferes Gefühl. Sie hat mich verwundet, wie nur sie mich verwunden konnte; denn Niemanden habe ich diese Macht über mich eingeräumt. Aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen. Ich wußte zum Voraus, daß der Mann, der sein Herz einem Weibe enthüllt, es durchbohrt zu sehen gefaßt sein muß; denn das Weib wird es behandeln, wie das grausame Kind den Vogel oder das Insekt, die in seine Hand fallen. Ich hatte Vertrauen auf sie, hielt sie für besser und edler als die andern. Ich mußte meinen Glauben büßen. Tante, wenn diese Thränen für mich sind, sparen

Sie sie. Ich bedarf ihrer nicht; ich war krank und bin nun wieder gesund. Gelten sie ihr, so drängen Sie sie zurück, denn Lucile war zu schwach, um zu leiden; sie ist zu eitel.“

Er wünschte ihr gute Nacht und verließ sie.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Verschiedenheit des Charakters soll zu Liebe führen. Personen von gleicher Stimmung dagegen gleichen Parallellinien; sie wandeln gemächlich den Weg des Lebens zu gleicher Zeit dahin, aber ihre Wege laufen nie zusammen; sie folgen derselben Spur, begegnen einander aber nicht. Herr von Sainville und Nathalie waren gegenseitig durch die große Verschiedenheit ihrer Naturen angezogen worden. Ihre Offenheit hatte ihn entzückt; sie aber war unwiderstehlich durch das Geheimnißvolle seines Charakters — was freilich mehr in ihrer Einbildung existirte — zu ihm hingezogen worden. Aber so verschieden sie auch waren, hatten sie doch manche Berührungspunkte. Beide waren stolz, anspruchsvoll und etwas eifersüchtig. Beide waren unabhängig im Denken, Sprechen und Handeln und kümmerten sich wenig um die Meinung der Welt oder um ihre Achtung. Beide vor Allem wünschten, fühlten oder thaten das, was sie wünschten, fühlten und thaten — ganz: der eine mit der vollen Thätigkeit des Kopfes und der Kraft des Willens; die andere mit der ganzen Lebendigkeit ihres Temperamentes und der Wärme des Herzens.

Hier aber hörte auch ihre natürliche Aehnlichkeit auf und begann jene eingebildete Gleichheit, welche immer

zwischen denen eintritt, die ein tiefes Gefühl vereinigt und ein Dach schützt. Diese Ähnlichkeit hatte sich weit genug ausgedehnt, um Uebel anzurichten, und unglücklicher Weise nicht weit genug, um Gutes zu wirken. Herr von Sainville hatte manche Verkehrtheit von Nathaliens Charakter ertragen; der Schatten seines Scepticismus und seiner Kälte war auf ihre belebende Wärme gefallen. Nathalie empfing und nahm mehr, als den ihr zukommenden Theil an diesem unglücklichen Austausch. Sie hatte oft ihres Geliebten kalte Festigkeit bewundert; sie vergaß aber, daß sie durch den Verstand und ein tiefes Pflichtgefühl gemäßigt wurde. Sie gestand es sich nicht, daß sie ihn nachzuahmen wünschte, und doch war es so; und als sie ihn unerbittlich zurückwies, lebte in ihrem Herzen der geheime Gedanke, ihn zu zwingen, die zu bewundern und zu achten, die er immer wie ein Kind behandelt hatte. Als sie von dem Stiftsfräulein erfuhr, — die sie bald besuchte und die sie gar mancherlei fragte — welche ganz verschiedene Folge ihre „Festigkeit“ gehabt; wie sie in der Achtung ihres Geliebten gesunken, statt zu steigen; wie er in dem, was sie für Energie und Charakterstärke gehalten, nur die Schwäche eines eigensinnigen und leidenschaftlichen Charakters gefunden, — war sie wie vom Blitze gerührt. Denn sie hatte leider nur einen Gedanken gehabt, — sei es im Guten oder im Bösen — ihm etwas zu sein.

Es war dies jedoch nicht der einzige Beweggrund für sie gewesen, zu handeln, wie sie gehandelt. Sie war in tiefster Seele durch den kalten Stolz in Herrn von Sainville's Nachgiebigkeit oder vielmehr Rückkehr zu ihr verletzt. Sie war eine Nothwendigkeit für sein Glück; hätte er aber ohne sie existiren können, er würde sich sicherlich keine Mühe um sie gegeben haben. Sie erinnerte sich der Worte seines Briefes: „ich schrieb Ihnen einst, daß wir uns unkluger Weise geliebt: ich nehme diese Worte nicht zurück.“ — „Es sei,“ dachte sie, „wenn auch die Wunde

so tief dringen sollte, als ich sie bei ihm eingedrungen sehe."

Das erste Kosten der Rache ist süß, aber die Tropfen werden zuletzt unaussprechlich bitter; und selbst die Tochter des Südens, Nathalie, fand es so.

Herr von Sainville wurde krank. Der gefühlvolle Leser möge sich jedoch nicht einbilden, sein Liebeskummer stehe in irgend einer Verbindung mit dieser Krankheit. Es herrschte damals ein gefährliches Fieber in der Gegend; es ergriff ihn, wie manchen Andern, und wie für manchen Andern kam für ihn ein Tag, an dem der Arzt den Kopf schüttelte und sagte:

„Es ist keine Hoffnung mehr.“

„Mademoiselle Nathalie,“ sagte der kleine Chevalier eines Abends zu ihr: „Sie wissen wohl, daß Herr von Sainville das Fieber hat und man die Hoffnung aufgibt.“

Sie hatte noch nichts von seiner Krankheit gehört. Die Stunde war vorüber, sie stand am Fenster und arbeitete bei dem Dämmerlichte. Sie wurde nicht ohnmächtig, sie schrie nicht auf, sie wurde kaum blaß. Sie legte nur ihre Arbeit hin, eilte nach dem Zimmer von Mademoiselle Dantin, öffnete die Commode, in welcher sie den Gartenschlüssel wußte, nahm ihn, eilte in den Garten, öffnete die Thüre und trat in den Park von Sainville. Sie hatte rasch überlegt, daß ein offenes Eintreten unvermeidlichen Verzug durch Diener und Anmelden herbeiführen würde; und was sie wollte, war, rasch zum Ziele zu kommen. An den wahrscheinlichen Zorn von Mademoiselle Dantin dachte sie gar nicht. Sie trat ungeschrien in das Schloß, eilte nach dem Salon und erschien so bleich und plötzlich wie eine Erscheinung vor dem Stiftsfraulein.

„Sie, Petite!“ rief Tante Madegonde, ihre Hände faltend.

„Marraine,“ sagte Nathalie lebhaft, indem sie näher trat, „ist es wahr? ist keine Hoffnung?“

„Wenig Hoffnung, Petite, sehr wenig,“ antwortete das Stiftsfräulein traurig.

„Marraine,“ sagte Nathalie und wurde sehr blaß, sprach jedoch mit festem Tone: „ich muß ihn sehen; aber sagen Sie mir zuerst, weiß er, daß es so übel mit ihm steht?“

„O ja; er fragte den Arzt, der wußte, daß er nicht getäuscht sein wolle, und ihm Alles sagte.“

„Was sagte er?“

„Er sagte bloß: „„wirklich““ und sah gedankenvoll aus.“

„Er verlangte nicht, mich zu sehen? er nannte meinen Namen nicht?“

Das Stiftsfräulein schüttelte den Kopf.

„Marraine,“ sagte Nathalie, während Thränen über ihre Wangen flossen, „ich muß ihn sehen; er ist nicht so krank, der Doktor täuscht sich, aber ich muß ihn dennoch sehen. Sagen Sie es ihm.“

„Petite, ich wage es nicht.“

„Marraine, Sie müssen. Sagen Sie ihm, nicht die, welche einst seine Braut, seine Frau hätte sein sollen, bitte um diese Gunst, sondern das arme Mädchen, das er unter diesem Dache beschützt, die er seine Mündel nannte und die er wie sein Kind behandelt. Sagen Sie ihm das und er wird mir den Zutritt nicht verweigern.“

„Armes, kleines Ding,“ antwortete das Stiftsfräulein theilnahmevoll, „glauben Sie, das werde ihn rühren?“

„Versuchen Sie, Marraine, versuchen Sie, ich bitte Sie. Glauben Sie mir, er kann es nicht verweigern.“

„Nun, Petite, warten Sie hier und ich will sehen.“

„Marraine,“ sagte Nathalie, indem sie ihr zur Thüre folgte, „lassen Sie mich mit Ihnen gehen.“

„Nein, nein, Sie dürfen nicht!“ rief das Stiftsfräulein in großer Unruhe.

„Marraine, bitte, lassen Sie mich.“

„Ich sage Ihnen, nein; er möchte ungehalten werden.“

„Er braucht es nicht zu erfahren. Lassen Sie mich nur vor der Thüre stehen und lauschen, während Sie mit ihm sprechen. Wenn er es erlaubt, komme ich dann; wenn nicht — so ziehe ich mich still zurück.“

Das Stiftsfräulein weigerte sich noch immer, Nathalie aber bat so inständig und versprach so feierlich, nicht in das Zimmer eintreten zu wollen, wenn Herr von Sainville es nicht ausdrücklich wünsche, sie zu sehen, — daß Tante Madegonde endlich nachgab. Sie gingen nach dem kleinen Thurme hinauf, welchen Herr von Sainville bewohnte. Das Stiftsfräulein trat in das Zimmer und ließ die Thüre halb offen, so daß ein Strahl des Lichtes der Nachtlampe auf den dunkeln Corridor fiel, wo Nathalie stumm und blaß wartete. Nachdem sie ihren Neffen gefragt, wie es ihm gehe, erwähnte Tante Madegonde den Namen Nathalie und sagte:

„Sie hat nach Dir gefragt, Armand; sie ist sehr bekümmert um Dich.“

Er antwortete nicht.

„Armand,“ fuhr seine Tante mit zitternder Stimme fort, „warum willst Du das arme Kind nicht sehen?“

„Tante, erlauben Sie mir die Frage, warum sollte ich sie sehen?“

„Um ihr zu vergeben, Armand.“

„Ich versichere Sie, daß ich ihr längst vergeben. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie herzlos ist, so wenig als es Luciles Schuld, daß sie schwach war. Ich wünsche Mademoiselle Montolieu alles Glück, das einem menschlichen Wesen werden kann; aber ich will sie nicht sehen; sie erinnert mich an eine Periode meines Lebens, auf die ich mit Schmerz und Bedauern zurücksehe und auf die ich in der That keinen Grund habe, stolz zu sein.“

„Wenn sie aber im Hause wäre, Armand?“

„Tante, wenn sie an der Thüre dieses Zimmers wäre, möchte ich sie nicht sehen.“

Er sprach ungeduldig, und mehr, als sei er der Sache

überdrüssig, nicht als ahne er die Gegenwart Nathaliens. Seine Tante wagte nicht, noch ein Wort hinzuzufügen.

Nach einiger Zeit stand sie auf und ging nach der Thüre.

Sie brauchte das junge Mädchen nicht an ihr Versprechen zu erinnern, nicht einzutreten. Jedes Wort des Herrn von Sainville war bis zu ihr gedrungen, während sie mit gesenktem Kopfe und mit gefalteten Händen draußen stand, wie die Verbrecherin, über die das unwiderrufliche Urtheil ausgesprochen war. Als Tante Madegondes betrübtes Gesicht an der Thüre erschien, winkte ihr Nathalie still, dieselbe zu schließen und schlich sich leise die Treppe hinab. Sie verließ das Schloß, ohne auf die verwunderten Blicke der Diener zu achten, die sie nicht hatten kommen sehen; sie schlug einen Gartenweg und dann den Pfad nach der Thüre ein; sie stand noch halb offen, wie sie sie verlassen, nur zu bereit, sie durchzulassen und sich für immer hinter ihr zu schließen. Hier blieb sie stehen. Sie sah zurück; ihre Augen umschleierten sich mit Thränen und ihr Blick ruhte auf dem Orte, dessen Herrin sie einst hätte werden können, von welchem sie nun für immer verbannt war. Sie konnte das schwache Licht in dem Thurmzimmer des Herrn von Sainville brennen sehen und blickte noch immer unverwandten Auges dahin. O! welcher Zauber hielt ihre Schritte fest oder führte sie vielmehr zu alle dem zurück, was sie verlassen und verloren — Glaube, Liebe, Hoffnung! Wie das erste Weib nahm sie Abschied von dem, was einst das Eden ihres Lebens gewesen. Aber Eva war doch wenigstens nicht von dem verstoßen worden, der gleich ihr gesündigt, und Nathalie fühlte in ihrem Herzen, daß sie nicht allein gesündigt hatte. Er, der ihren Fall getheilt, theilte auch ihr Exil und als sie aus dem Paradies verbannt wurde, blieb sie nicht zurück.

Sie ging endlich fort, schloß die Thüre und legte den Schlüssel dahin, wo sie ihn gefunden. Sie war eine

halbe Stunde fortgewesen. Niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt und niemand erfuhr etwas davon.

Trotz der Prophezeiung des Arztes erholte sich Herr von Sainville.

Nathalie hatte ihn zu strafen gedacht, wenn sie in der Nähe seiner Wohnung bliebe; bei ihrem gewöhnlichen Mangel an Ueberlegung hatte sie nicht bedacht, daß sie damit auch sich selbst strafe. Sie erfuhr bald, daß sie sich eine bittere und sich immer erneuernde Qual geschaffen. Die Leidenschaft, welche Charles Marceau früher für sie genährt, hatte niemanden ahnen lassen, in welchem Verhältnisse sie zu Herrn von Sainville stand, da ihrem Wunsche gemäß das Geheimniß streng bewahrt worden war. Niemand vermied es deshalb, seinen Namen in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Sie hörte ihn täglich; selten mit Liebe oder Lob. Seine Strenge, Härte und sein mürrisches Temperament wurden beständig in ihrem Beisein besprochen und hart getadelt. Mademoiselle Dantini sprach mit unverhülltem Grolle von ihm; die Zöglinge nannten ihn einen strengen und abschreckenden Mann; selbst der sanfte Ritter hatte ein Wort des Tadel's und bemitleidete die lebenswürdige Dame, Madame la Chanoinesse de Sainville, daß sie einen so mürrischen Neffen habe. Und während Fremde so frei von dem Manne sprachen, der einst ihre Hoffnung, der Mittelpunkt und das Ziel ihres Lebens gewesen, sah Nathalie ruhig aus und verrieth nicht, welches Fieber jedesmal in ihrem Herzen kochte, so oft sein Name genannt wurde.

Sie begegneten sich bisweilen, aber immer nur in einiger Entfernung. Einmal jedoch waren sie nahe genug, daß ihre Blicke sich begegnen mußten. Herr von Sainville sah sie kalt an und ritt weiter. Ihr Blick hatte nur kurz auf ihm geruht, doch lange genug, um sie sehen zu lassen, daß er sich sehr verändert habe: er sah jedoch nicht traurig oder unwohl aus; keineswegs; wohl aber düster, melancholisch und streng. Und so war er wirklich

geworden, wie Tante Madegonde ihr mittheilte. Er war immer ein strenger Herr gewesen, jetzt aber war er tyrannisch; immer ein herrschsüchtiger Grundherr, jetzt aber ein mitleidloser. Kein Vergehen, kein Versäumniß, so gering sie auch sein mochten, fanden Gnade vor seinen Augen.

„Ich fürchte mich vor ihm,“ gestand das Stiftsfräulein einst dem jungen Mädchen, das sie dann und wann besuchte. „Ja, ich, seine Tante, fürchte mich wirklich vor ihm, Kleine; er ist so streng und sarkastisch geworden, selbst gegen mich und sogar gegen meine arme Strickeret. Jedes Wort aus seinem Munde ist bitter und hart.“

Nathalie hörte sie mit schwerem Herzen an. Keine härtere Strafe hätte sie treffen können. Es war einst ihr Ehrgeiz gewesen, ihren Geliebten zu einem besseren Manne zu machen. Jetzt fand sie, daß sie im Guten nichts über ihn vermocht, wohl aber im Bösen. O, wie bitter ist der Gedanke, Wesen, die wir lieben, etwas Schlimmes — ein moralisches Leid, zugesügt zu haben! „Und ich habe dies gethan!“ dachte sie, „ich habe dies gethan. Er hat mich einst, die bösen Geister des Willens und des Stolzes zu beschwören und ich beschwor sie zu Legionen mit dem ganzen Gefolge von Härte, Despotismus und Tyrannet.“ Sie weinte bitterlich. Und sie täuschte sich nicht, denn sie hatte wirklich großes Unheil angerichtet. Herr von Sainville war ohne Mitleid gegen andere, weil er sich den Mißgriff und die Schwäche nicht vergeben konnte, denn dafür hielt er, was ihn in ihre Macht gebracht. Und das wußte Nathalie. Sie hatte es ihn selbst sagen hören. Sie konnte die Worte nicht vergessen: sie klangen ihr immer in die Ohren, dieses Urtheil ihres Schicksals. „Ich will sie nicht sehen; sie erinnert mich an eine Periode meines Lebens, auf die ich mit Schmerz und Bedauern zurücksehe und auf die ich in der That keinen Grund habe, stolz zu sein.“ Dahin war es zwischen ihnen gekommen! Ihre Gesundheit, die

einer Abwesenheit getrogt hatte, brach unter der Qual seiner Rückkehr. Sie beschloß einst, die Schule zu verlassen und in der Ferne eine Heimath zu suchen; als jedoch der entscheidende Augenblick kam, fehlte ihr der Muth dazu. Es war schrecklich für sie, zu bleiben, noch schrecklicher aber, zu gehen. Doch niemand, selbst Tante Madegonde nicht, wußte, was sie litt. Der Stolz hielt sie äußerlich aufrecht; aber er hatte seine sonst gepriesene Macht über ihr Herz und ihre schmerzlichen Erinnerungen verloren.

Eines Sonntag Nachmittags, in den ersten Tagen des Frühlings saß sie mit Mademoiselle Dantin, dem Chevalier und einigen andern Personen in dem düstern Spechzimmer, das wir auf dem ersten Blatte dieser Geschichte beschrieben. Das Gespräch war auf Herrn von Sainville gekommen. Niemals war er unbarmherziger behandelt worden. Nathalie hatte oftmals die, welche so sprachen, der Uebertreibung angeklagt, aber sie konnte dies jetzt nicht, denn man theilte Thatsächliches mit. Der kleine Chevalier war ungehaltener, denn je.

„Er ist ein Menschenfeind,“ sagte er mit großer Wichtigkeit: „er hat einen unnatürlichen Abscheu vor dem weiblichen Geschlechte. Mademoiselle Beaumont erzählte mir, daß sie ihn vor einigen Tagen begegnet und ihn um die Richtung des Weges befragt habe, da sie verirrt war, er antwortete jedoch, er wisse nichts von dem Orte, wohin sie gehe; und das sagte er, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen oder die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit zu zeigen.“

Mademoiselle Dantin lächelte verächtlich. Sie wußte noch weit Schlimmeres, als das. Herr von Sainville war ein jämmerlicher Mensch, ein Geizhals. Einer armen Wittwe hatte er die Erneuerung ihres Pachtens verweigert, weil ein reicher Landwirth ihm eine höhere Summe versprochen.“

„Wissen Sie,“ sagte ein gefetzter Bourgeois von Sainville ruhig, „ich kann das nicht glauben. Wenigstens weiß ich eine Geschichte, welche diesem durchaus widerspricht. Herr von Sainville wurde kürzlich auf eine allerdings sehr rohe Weise von einem Bauerburschen angesprochen. Er gebot ihm, ruhig zu sein; der Bursche lachte. Herr von Sainville, ohne sich vorher zu besinnen, schlägt ihn mit der Peitsche. Die Mutter erhob ein lautes Jammergeschrei; er lächelte höhnisch, warf ihr eine handvoll Silber zu und ritt weiter.“

„Das kann nicht wahr sein,“ rief Nathalie ungehalten; „es ist unmöglich.“

„Ich sah es,“ antwortete der Bourgeois ruhig.

„Da haben Sie es!“ rief Mademoiselle Dantlin triumphirend; „hörten Sie je von einem solchen Tyrannen? Ich hasse Herrn von Sainville, wie ihn jedermann haßt.“

„Es kommt Niemand in das Schloß,“ bemerkte der Chevalier; „es wird, scheint es, nie eine Dame zugelassen. Ich bedaure das lebenswürdige Stiftsfräulein und Sie, Mademoiselle Montolieu.“

Aber Nathalie war gegangen. Sie schritt in ihrem Zimmer heftig auf und nieder und weinte laut in ihrem tiefen Schmerze. Der Kelch, den ihre eigne Hand gefüllt, war voll und das Gewissen sagte ernst: „Du mußt ihn trinken.“ Das war die Macht über Armand von Sainville — das die hochgehaltene und theuer erkaufte Rache. Er, der stolze Edelmann, der so eifersüchtig auf sein Zartgefühl und seine Ehre war, hatte ein Kind geschlagen und Verletzung zu Beleidigung gefügt. Sie fand einen Trost in dem Gedanken, daß die ganze Geschichte eine plumpe Uebertreibung, daß der Schlag ein Zufall, und die Handvoll Geld ein einziges Silberstück sei; sie glaubte es, denn jeden Abend hörte sie solche Erzählungen und die meisten derselben waren, wie sie nur zu wohl wußte, keine Uebertreibungen, sondern bittere Wahrheiten. „Gott helfe mir!“ rief sie jetzt bei sich. „Gott helfe mir!“

ich war ein schwaches, treuloses Weib; ich wußte nicht, daß die Liebe ein heiliges Vertrauen und ein religiöses Vertrauen sei. Ich überließ mich all' den Thorheiten der Leidenschaft, aber die wahre Zärtlichkeit des Weibes wohnte nicht in meinem Herzen. Wenn ich die Gözendienerei eines Liebenden wünschte, warum nahm ich nicht Charles Marceau? Mit wenigen freundlichen Worten hätte ich ihn als Sklaven zu meinen Füßen gesehen. Wenn ich aber eine ernstere, höhere Liebe wünschte, warum begnügte ich mich nicht mit der, die ich gewonnen? Warum ermüdete ich sie durch meine Launen? Wohl mag er mich herzlos nennen und dafür halten! Wohl mag er sich schämen, mich je geliebt zu haben! Wohl mag er sich selbst von den Menschen abschließen und ein einsames Leben führen, da das Wesen, dem er sein Herz öffnete, nicht an mildes Vergeben dachte, sondern einzig darauf sann, wie sie ihm eine tiefere Wunde beibringen könnte!"

Sie setzte sich an das offene Fenster, von Schmerz und Kummer niedergebeugt. Sie dachte an Rose, die ihr dies vorausgesagt und sie vor dem vergifteten Kelche der Rache gewarnt hatte. „O, daß sie hier wäre und mir einen Rath geben könnte;" sie stützte die Stirne auf die Hand; ihre vom Weinen schweren Augen schlossen sich unwillkürlich. War das, was folgte, nur ein Traum, die Fortsetzung eines früheren Todes oder der wirkliche Verkehr mit der Todten? Sie glaubte auf dem kleinen Kirchhofe von Sainville neben dem Grabe ihrer Schwester zu stehen und Rose plötzlich zu Häupten des Hügel's ruhig sitzen zu sehen; die Schwester sah sie mit mildem Ernste an. Nathalie fühlte, wie das gewöhnlich im Traume geschieht, weder Furcht noch Bangigkeit bei dem Anblicke der Erscheinung. Sie sprach mit Rose und erzählte ihr all' ihren Kummer, ohne ihr jedoch den geheimen Wunsch ihres Herzens auszusprechen: Rose aber, ohne auf das Uebrige zu achten, sagte lächelnd zu ihr: „Versuchel!"

„Ich wage es nicht, Rose, ich wage es nicht.“

Aber ihre Schwester lächelte noch immer und sagte:
„Versuche!“

Und ihre Stimme war so deutlich und klar, daß Nathalie sie noch zu hören glaubte, als sie plötzlich aus ihrem Traume aufwachte. Sie sah rings-umher; ihr kleines Zimmer war still; die Sonne ging mit leuchtender Glut im Westen unter und blendete die Augen des jungen Mädchens. Ihr schwindelte und ihr Herz pochte stürmisch. War es ein Traum oder eine Offenbarung? Nathalie war nicht abergläubisch. Sie war zu sehr Südländerin, um mystisch zu sein; keine geheime Schwäche machte sie für den Glauben an das Uebernatürliche empfänglich. Aber einmal wollte sie glauben, einmal wollte sie nicht auf die bloßen Vernunftgründe hören; einmal wollte sie nicht warten, zögern, bedenken; sie wollte sich keine Zeit lassen, zu überlegen und vielleicht zu bereuen. Sie verließ sogleich das Haus, ging nach der Allee des Schlosses, an dem Diener vorüber, der sie einließ, ohne ein Wort zu sprechen und während er noch fragte, ob sie nicht das Stiftsfräulein zu sprechen wünsche, hatte sie bereits die Thüre zur Bibliothek geöffnet und geschlossen. Jetzt sank ihr der Muth; sie wußte sie, was sie gethan.

Er saß an einem der Fenster und las; er hörte nicht, daß die Thüre geöffnet und geschlossen wurde; er sah sie nicht, bis sie ihm gegenüberstand und ihr Schatten auf den Boden vor ihm fiel. Er erhob langsam seinen Kopf, sah sie fest an und sein Gesicht überflog eine Wolke.

„Sie wünschen mich zu sprechen,“ sagte er, indem er aufstand; sein Ton war höflich und kalt.

Nathalie konnte anfangs nicht antworten; sie stand blaß und stumm vor ihm.

„Sie werden wohl meine Tante suchen?“ bemerkte er mit leichter Ungeduld.

„Nein, mein Herr, ich kam hieher, um mit Ihnen zu sprechen.“

Er bot ihr einen Stuhl an und setzte sich wieder.

Sein Gesicht verkündete den unabänderlichen Entschluß, sie anzuhören, aber in nichts nachzugeben. Nathalien sank der Muth.

„Mein Herr,“ sagte sie endlich, stammelnd: „Ihre Tante hat mich oft, zu ihr als Gesellschafterin zurückzuführen; sie sagte, es sei ihr Wunsch, daß ich bei ihr bleibe; soll ich es jetzt thun?“

Er sah sie erstaunt an und antwortete kalt:

„Wie lieb müssen Sie meine Tante haben, Mademoiselle Montolieu?“

„Soll ich bleiben?“ fragte Nathalie.

Er runzelte die Stirne und schien sehr verlegen.

„Sie versehen mich in eine seltsame Lage,“ antwortete er endlich; „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wenn Sie sich vielleicht in einem Irrthume befinden, daß Sainville stets mein Wohnort bleiben wird. Wenn Ihnen deshalb jemand mitgetheilt, daß ich für eine unbestimmte Zeit diesen Ort verlassen werde, so hat man Sie getäuscht.“

„Niemand hat mir dies gesagt,“ antwortete Nathalie mit einer gesetzten Ruhe, welche von einer Resignation zeugte, die viel zu ertragen im Stande sei.

Er sah verlegen aus. Es entstand eine Pause.

Sie fuhr fort:

„Soll ich bleiben?“ Ihr Ton war bittend und leise. Ihre Beharrlichkeit schien ihn zu reizen.

„Ihr Betragen ist seltsam und indiscret,“ sagte er endlich. „Sie werden mich zu einer höchst unangenehmen Offenheit zwingen.“

„Bitte, sprechen Sie frei und offen,“ antwortete sie ruhig.

„Nun denn, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, wie wir beide in einem und demselben Hause wohnen können?“

Seltsame Frage von seinen Lippen! Sie preßte ihre Hand an ihre Stirne; sie sah sich wieder an jenem Abende in der Bibliothek; sie hörte ihn sagen: „Bleiben Sie, mein Kind, bleiben Sie!“ Als sie aber aufblickte, ge-

wahrte sie sein kaltes, verändertes Gesicht und seinen frostigen Blick."

"Mein Herr," antwortete sie sehr ruhig, "glauben Sie nicht, daß ich Ihnen lästig fallen will. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zu begegnen suchen werde, denn ich weiß, daß es Ihnen nicht, wie ehemals, angenehm wäre. Aber auch wenn wir uns durch Zufall begegneten, bin ich Ihnen jetzt ja so gleichgültig, daß es Sie sicherlich nicht berühren wird; auch brauchen Sie nicht zu sprechen. Ich kenne Ihr Gesicht, seine Veränderung, seine Bedeutung. Ich weiß, wann ich etwas wagen darf, wann ich mich zurückziehen muß. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie gleichgültig sein, und sich nicht darum kümmern werden, ob ich da bin, und wenn uns dann der Zufall zusammensührt, wird es mir vielleicht doch gelingen, Ihre Gedanken aufzuheltern und zu zerstreuen. Der Himmel weiß es, ich spreche nicht anmaßend und wenn Sie jetzt auch noch so kalt lächeln, so scheue und schäme ich mich doch nicht, zu sagen, ich sehne mich, etwas zu thun, was Ihre reizlose Einsamkeit erhellen könnte. Glauben Sie keinen Augenblick, ich bilde mir ein, Sie sehnten sich nach mir, aber sagen Sie mir auch nicht, Sie seien glücklich; ich würde Ihnen nicht glauben. Ich war in letzter Zeit etwas traurig, aber es gibt Tage, wo ich fühle, daß ich noch sehr jung bin. Ich habe nicht alle Heiterkeit meiner Jahre verloren, jene Heiterkeit, welche Sie einst erheitern und lächeln machen konnte. Um Ihetwillen möchte ich sie ganz zurückrufen, um Ihetwillen möchte ich heiter und freundlich sein. O! lassen Sie es geschehen."

"Mademoiselle Montolieu, wünschen Sie als Gesellschafterin meiner Tante oder als die meinige hierher zu kommen?" fragte er kalt.

"Ich verstehe diesen Spott," sagte sie und wurde blaß, "aber ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich spreche nicht mit dem, dessen Frau ich einst hätte werden

sollen — das ist vorbei — ich spreche mit Herrn von Sainville, meinem Wirth, Vormund, Freund, meinem Schutze vor dem Unglück, wenn ich sonst niemand hatte; meinem Berather, wenn ich irrte; dem Mann, der zuweilen streng, aber doch immer freundlich in seiner Strenge war. Ich suche nicht die Erinnerung an eine Zeit aufzufrischen, als fieberische Leidenschaft uns verwirrte und mit Täuschungen umgaukelte, wo das Zusammensein immer zu kurz, zu selten schien; wo die Tage wie Stunden verflohen oder wie Jahre dahinschlichen; wo Zweifel, Qual und Hoffnung Entzücken war. Aber ich wollte an die wenigen ersten Wochen erinnern, wo ich Ihnen nichts war, als ein verlassenes Kind, das Sie beschützten; wo Sie mein freundlicher, nachsichtiger Wirth waren — nicht mehr; wo wir uns begegneten, ohne uns gesucht zu haben und offen sprachen; wo wir uns trennten, ohne an den folgenden Tag zu denken; wo die Zeit ruhig und eben von Tag zu Tag dahin floß. O! ich denke so gerne, es bestände zwischen uns ein anderes Band, als jenes anspruchsvolle unklare Gefühl, das uns das Leben verbitterte; daß wir einst Freunde waren! Warum waren wir jemals mehr oder vielmehr, warum waren wir immer weniger? Wir stehen auf derselben Stelle von damals, als wir uns zum ersten Male sprachen. O! daß, was seit damals geschehen, ein Traum wäre! daß ein Zauber uns in jene Stunde zurückführte! daß Sie wieder der Wirth wären, welcher fragte und ich das sorgenlose Mädchen, das so achlos antwortete und Sie so oft lächeln machte."

Seufzer unterbrachen ihre Worte. Die Erinnerung, die innige Sehnsucht nach Freundschaft, die Liebe, die Achtung und das für immer verlorene Vertrauen beugten sie nieder und erfüllten ihr Herz bis zum Ueberströmen.

„Ich bedaure,“ sagte er endlich, „einen wesentlichen Unterschied hervorheben zu müssen, der Ihnen entgangen ist. Ich war Ihr Freund und wollte es immer sein, aber es konnte keine Freundschaft zwischen einem Manne meines

Alters und meiner Gefühlsreife und einem Mädchen von Ihren Jahren und Ihrem Temperamente bestehen. Die Gefühle, welche ich für Sie hegte, hatten keine Aehnlichkeit mit der Freundschaft; Sie wissen, welcher Art dieses Gefühl war, wie es ihm ergangen und was aus ihm geworden ist."

Sie senkte das Haupt und faltete die Hände; die Liebe war längst schiffbrüchig geworden, aber die Freundschaft konnte nicht untergehen, denn sie hatte nie bestanden.

"Mein Herr," antwortete sie in gedämpftem Tone, "es gibt ein Gefühl, an das ich bis jetzt noch wenig dachte, das Sie jedoch nicht unterdrücken können: es ist die Dankbarkeit. Ich will dankbar gegen den Mann sein, der mir die Hand reichte, um mich vor Schande zu retten; gegen ihn, der mich vor seiner Schwester und seinem Neffen schützte, obwohl er sich jetzt, wie es scheint, nichts mehr um mich kümmert; gegen ihn, der edler und uneigennütziger war, als ich jemals geglaubt."

"Und woher wissen Sie, daß er uneigennützig war?" fragte er bitter. "Woher wissen Sie, daß nicht vom ersten Augenblicke an, da Sie vor ihm standen, ein junges, liebliches Mädchen, die Reinheit des Vorsatzes, der Edel-muth, von dem Sie sprachen, verschwand?"

Ein seltsames Geständniß vergangener Liebe! Sie sah lebhaft auf, eine Röthe ergoß sich über ihre Wangen, aber ein kaltes Lächeln erinnerte sie an die Gegenwart und ein scharfer Schmerz durchzuckte ihr Herz.

"Da Sie mir also keinen andern Anspruch lassen," rief sie fast leidenschaftlich, "so spreche ich im Namen des Leides, das ich Ihnen zugefügt. Ich habe Sie tief verletzt und verwundet; ja tief, ich weiß es, trotz all' Ihres Stolzes. Nicht im Namen der Freundschaft, die nie existirte, nicht im Namen der Liebe, welche bald verging, aber im Namen des Kammers und des Leides, welche bleiben, bitte ich Sie."

"Sie haben Muth," sagte er und blickte sie fest an;

„und auch Edelmuth, ich zweifle nicht daran, beide aber nützen in diesem Falle nichts. Sie wünschen nicht die Gesellschafterin meiner Tante, sondern die meine zu werden. Glauben Sie, die Welt würde dies nicht bald bemerken? Glauben Sie, man würde es nicht bald im schlimmsten Sinne auslegen, daß ein Mann von meinem Alter ein junges Mädchen, wie Sie, zur Gesellschafterin und Freundin habe?“

Er sprach in dem Tone eines unabweißlichen Einwurfs, aber sie antwortete lebhaft:

„Nun denn, so lassen Sie sie nicht Ihre Begleiterin oder Freundin, sondern Ihr Kind sein.“

Aber seine Mäßigung, die er bisher beobachtet hatte, verließ ihn, als er sie immer dreister werden sah.

„Mademoiselle,“ antwortete er kurz, „ich sagte Ihnen einst, mein väterlicher Instinct habe sich nicht recht entwickelt. Ich machte seit damals keine Fortschritte.“

„Und doch nannten Sie mich damals Ihr Kind,“ antwortete sie traurig.

„Wie ich Sie Petite und sonst noch thörichter Weise nannte.“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen; Sie erinnerte sich jener liebkosenden Namen, ja selbst des leisen Tones, in welchem sie gesprochen wurden, während jetzt eine kalte und völlig veränderte Stimme mit ihr sprach.

„Ich bat nicht um eines Vaters Liebe,“ fuhr sie fort, „welchen Anspruch hätte ich darauf? sondern nur um den Schutz, den der Name des Vaters gewährt. Sie würden es einst nicht verschmäht haben, mir den Namen Ihrer Frau zu geben und ich habe nichts Unrechtes, nichts Unwürdiges seit jener Zeit begangen.“

Er antwortete nicht, aber sein Gesicht verfinsterte sich sichtbar.

Sie fuhr fort:

„Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß ich Ihnen gleichgültig geworden. Ich weiß es und kann es ertragen.“

Manches Kind ist um seiner Thorheit und seiner Fehler Willen aus dem Herzen des Vaters verstoßen worden. Ich will denken, ich sei ein solches Kind und werde still im Hause umhergehen, bis man mir endlich vergeben und mich wieder zu Gnaden aufgenommen hat. Ich war einst stolz, zu stolz; jetzt aber spreche ich aus der Fülle meines Herzens, lassen Sie mich Ihr Kind, Ihre Tochter sein."

"Ich würde einen hübschen Vater abgeben," sagte er ironisch; „freundlich, nachsichtsvoll und liebenswürdig."

Es lag jedoch in seiner Ironie bereits ein Schwanken. Ein Hoffnungsstrahl fiel plötzlich in ihr Herz.

"Lassen Sie mich Ihre Tochter sein," drängte sie. „Ich werde geduldiger als Tochter sein, wie ich es als Geliebte, ja als Frau gewesen. Sie sagen selbst, Sie seien rauh; ich will alles ertragen, aber lassen Sie mich Ihre Tochter sein."

„Thörichtes, thörichtes Mädchen!" rief er bitter; „wie können Sie meine Tochter sein? Haben Sie vergessen, daß Sie einst meine Frau werden sollten?"

„Vergessen! nein; aber ich bin nicht die Götzendienerin, die ich sonst war. Ich glaube nicht mehr, daß es in der Liebe nur einen Weg gibt; der Nebel der Leidenschaft ist von meinen Augen gefallen, aber glauben Sie mir, Liebe, unsterbliche Liebe glüht noch eben so wahr in meinem Herzen. Sie wissen, ich spreche nicht so, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Sie wissen, ich thue es nicht. Sehen Sie mich an? Ich bin kein schamloses Weib, das um verweigerte Liebe wirbt. Sie wissen, ich bin das nicht. Deshalb sage ich noch einmal, lassen Sie mich Ihre Tochter sein, hier bei Ihnen leben. Mag die Welt sich verwundern; sie kennt Ihre Ehre; sie wird es nicht wagen, daran zu zweifeln."

„Vielleicht benehme ich mich anfangs etwas linksch, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit in mir aufsteigt; aber ich werde diese falsche und sündhafte Schaam unterdrücken. Ich werde die Worte der Liebe und Leidenschaft

schaft vergessen, die einst meinem Ohre schmeichelten, vergessen, daß Sie mich einst Ihr Kind nannten und vielleicht mich nie mehr liebten, als wenn Sie mich so nannten. Ich werde vergessen, daß ich einst erröthete, zitterte und eine Liebkosung scheute, denn jetzt bin ich es, die ihren Vater sucht und an seiner Seite sich niederläßt, wenn er es duldet. O! lassen Sie mich Ihr Kind sein — lassen Sie mich Ihre Tochter sein.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank auf ihre Kniee vor ihm nieder, gebeugten Hauptes und weinend. Endlich sah sie auf: obwohl sein blaßes Gesicht leicht bewegt schien, war doch seine Auge ernst und unerbittlich. Aber ein Vertrauen, wie sie es nie zuvor gekannt, wohnte in ihrem Herzen. Sie glaubte und hoffte mit einer Glut und Innigkeit, die nicht enttäuscht werden konnten. Sie nahm seine nicht widerstrebenden Hände, legte sie auf ihrem Kopfe zusammen, und sagte wieder:

„Lassen Sie mich Ihr Kind sein.“

„Mein Kind, mein Kind, ja!“ rief er in gebrochenem Tone.

Sie erhob ihren Blick und lächelte zwischen den Thränen durch; er beugte sich und hob sie auf; seine Arme hatten sie umschlungen und hielten sie fest; er drückte sie an sein Herz und küßte sie. Sie fühlte, daß er zitterte; daß die Thränen auf ihren Wangen nicht von ihr allein geweint worden; daß der kalte, ernste Mann erweicht war; daß die reine Liebe triumphirte; daß der Glaube den Sieg davon getragen. Und als sie ihre Arme um seinen Nacken schlang und ihren Kopf an seine Schulter legte, mit der ganzen Hingebung der heiligsten Liebe einer Tochter, zitterte jene Freude tiefer und reiner, als sie sie je gekannt, durch das Herz, das jetzt dem seinigen so nahe schlug.

„Gott segne Sie, mein Kind,“ sagte er endlich, indem er ihr zärtlich in die Augen blickte, „Sie haben ein freundliches Herz.“

„So ist es also wirklich Ihr Ernst,“ rief sie freudig, „ich soll wirklich Ihr Kind sein.“

„Armes, kleines Ding! Was ist das so Kostbares?“

„Das Kostbarste für mich. Glauben Sie, ich würde mich nicht für Ihr Kind ansehen? Ja, ich will Sie verehren, ich will Ihnen gehorchen, wie einem Vater; ja, ich will Sie um alles bitten, was ich brauche. Ja, ohne Scham.“

Er sah sehr bewegt aus, antwortete jedoch nicht.

„Ich bin so glücklich,“ fuhr sie fort, während ihre Wangen dunkelten. „O! wenn dieser Augenblick doch ewig währte! Könnte ich Leben, Zeit und Dasein stille stehen heißen; aber Sie sehen so traurig und ernst aus! Oh, mon Dieu! Ich fürchte, wenn ich Sie nur verlasse und aus dem Zimmer gehe, werden Sie bereuen, wieder streng werden und mich verstoßen.“

Er lächelte.

„Herr von Sainville!“ rief sie mit plötzlichem Schrecken, „geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nicht widerrufen wollen.“

„Nein, Kind,“ antwortete er, „ich verspreche Ihnen Alles, was Sie wollen; aber nennen Sie mich nicht Herr von Sainville.“

„Und wie soll ich Sie denn nennen?“ fragte sie mit entzücktem Blicke, denn sie erwartete, er werde sagen „Vater“.

„Armand!“ antwortete er ruhig.

Mathalie zitterte und wandte den Blick ab.

„Armand! Armand!“ wiederholte sie in stammelndem Tone, „welche Tochter nennt ihren Vater bei diesem Namen?“

Es entstand eine kurze Pause.

„Und welche Frau nennt ihren Mann nicht so?“ antwortete er endlich. „Sehen Sie nicht so erschrocken aus!“ fügte er hinzu und hielt sie zurück, als sie ihn verlassen wollte; „aber hören Sie mich zu Ende. Ich

weiß, Sie ließen sich das nicht träumen, als Sie eintraten, aber was thut es? Unsre alte Liebe ist vorbei, werden Sie sagen; gut. Die Ihre war mehr romanhafte Phantasie der Jugend, als wahre Liebe, und als ich Sie liebte, sah ich wohl zu viel auf Ihre Jugend und entzückende Schönheit. Ich sehe kalt aus, aber ich bin es nicht! und ach! ich war nie gleichgültig gegen solche Dinge. Aber jetzt, mein Kind, ist Ihre Liebe wahr — die meine rein.“

Nathalie weinte; ihr Herz konnte sich der Furcht nicht erwehren; sie schmiegte sich fest an ihn, als hätte er von Trennung, nicht von Vereinigung gesprochen.

„D lassen Sie mich Ihr Kind sein,“ sagte sie bittend.

„Petite, Sie sprechen wie ein Kind; ich werde ein vertrauender und nachsichtiger Ehemann, aber, glauben Sie mir, ein anspruchsvoller und zu eifersüchtiger Vater sein. Ich werde fordern, daß Sie keinen Andern so lieben, wie Sie mich einst liebten. Ich will Ihre Liebe mit keinem Andern theilen. Bedenken Sie das!“ Und einen Augenblick preßte er sie inniger mit einer gewissen Festigkeit an sich.

„D, ich werde natürlich nicht heirathen,“ sagte Nathalie, indem sie erröthete und sehr eifrig sprach.

„Und bilden Sie sich ein,“ antwortete er ernst, „daß ich, abgesehen von jeder andern Rücksicht, — das Opfer Ihres Lebens annehmen würde? sollten Sie allein von der Bestimmung des Weibes ausgeschlossen sein? Sollten Sie allein keine feste Stellung, keine Heimath, keine Zukunft, keinen Gatten haben, der Sie beschützte, keine Kinder, die Sie liebten und liebkosten? Welcher Vater würde sein Kind zu einem so freudelosen Dasein verurtheilen?“

Aber sie weinte noch und hatte nur den einen Wunsch, sein Kind sein zu dürfen.

„Es soll sein, wie Sie es wünschen,“ antwortete er, während seine Gesichtszüge einen andern Ausdruck annah-

men. „Ja, Sie sollen meine Adoptivtochter werden, bei mir leben, mich Vater nennen und meinen Namen tragen. Aber täuschen Sie sich nicht, nach diesem ersten Augenblicke der Rührung muß unser ganzes Verhalten kalt und gemessen sein. Sie sind nicht von meinem Blute oder Geschlechte: ich habe Sie nicht als Kind gekannt, Sie nicht zu dem aufwachsen sehen, was Sie jetzt sind. Sie waren gereift, als wir uns zum ersten Male begegneten, als reifes Mädchen habe ich Sie geliebt und diesen ersten Eindruck kann ich nie mehr ganz verwischen. Glauben Sie mir, die vollkommene Freiheit, das Vertrauen, die ungezwungenen Liebkosungen können nicht zwischen uns vorkommen, denn sie existiren nur zwischen denen, die ein Blut vereinigt. Und doch, wie gesagt, wenn Sie wünschen, soll es so sein, aber ich fühle, daß dieser reine, entzückende Augenblick nie mehr wiederkehren wird, ist er einmal vorüber. Sie weinen; und ich thue Ihnen weh, armes Kind! Wenn es sein muß, verlassen Sie mich ohne ein Wort, ruhig, stille; ich werde Sie verstehen. Wenn nicht, so bleiben Sie: mein Kind — meine Frau.“

Er sagte ihr, sie möge ihn verlassen, aber im unwillkürlichen Drange hielt er sie nur um so fester. Er beugte sich über sie herab; ihre Stimme war bewegt und leise; ihre Hände lagen gefaltet auf seiner Schulter und ihr Gesicht hatte sich an seiner Brust verborgen. Er hörte, er fühlte, daß sie weinte, aber sie bewegte sich nicht; er glaubte, sie willige ein; ein Segen trat auf seine Lippen; er beugte sich herab, um ihre Wange zu küssen, aber sie scheute vor der Umarmung; sie erhob langsam den Kopf von seiner Schulter, aber ihr Blick blieb noch immer gesenkt; sie machte sich von den Armen los, die sie noch immer umschlungen hielten, und löste sich sanft aus seinen Händen, bis sie frei vor ihm stand. Er suchte sie nicht zurückzuhalten — er sprach nicht; aber er beobachtete sie schweigend und mit einem seltsamen Weh im Herzen. Sie

legte ihre gefalteten Hände an ihren Busen und sah ihn ruhig an.

„Herr von Sainville,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ich glaube nicht, daß ich viel werth bin, und doch, wenn sie mich wollen, so mögen Sie mich haben. Ich glaube nicht, daß ich ein großer Preis bin, aber wenn Sie einzigen Werth auf mich legen, — hier bin ich.“

Er sah erfreut, verwundert aus, aber sie kannte das Privilegium ihres Geschlechtes zu wohl, um nicht das Zeichen umzukehren, das er gewählt hatte — um nicht seine Seite zu verlassen, als sie sich für das Leben hingab — um nicht als Braut die vertraulichen Liebkosungen zurückzuhalten, die sie als Tochter und Kind frei gewährt haben würde.

Er nahm die Hand, die sie nach ihm ausgestreckt. Er gelobte, sie sein Lebenlang treu, zärtlich und wahr zu lieben, und sie zu schützen und hochzuhalten mit aller Fürsorge eines Vaters und aller Liebe eines Gatten.

„Und ich, Armand,“ sagte sie, indem sie ihm ernst in das Gesicht blickte, „ich gelobe, Sie zu lieben, zu achten und Ihnen zu gehorchen, nicht mit dem Worte der Lippe vor dem Maire oder Priester, sondern von ganzem Herzen und in jeder Handlung des täglichen Lebens.“

Dies war ihre zweite Verlobung. Das Versprechen ewiger Liebe, das sie einst verlangt hatte, kam jetzt ungesucht. Dieser Gedanke erwuchs ihnen zu gleicher Zeit; ihre Blicke begegneten sich.

„Die neue Liebe ist vertrauensvoller und anspruchsloser, mein liebes Kind, als die alte,“ sagte er etwas traurig.

Aber ihre Wangen bedeckten sich mit einer dunkeln Blut.

„Nein, nein, sagen Sie das nicht,“ rief sie lebhaft. „Ich kann mich nicht von einer Vergangenheit trennen, die mir mit ihren Irrthümern so theuer und entzückend ist. Ich möchte nicht, daß sie aus meiner Erinnerung verwischt würde und seine Liebe todt und vergessen wäre;“

mein Herz hängt an ihnen, als an einem Theile meines Daseins. Sprechen Sie nicht von einer neuen Liebe; es gibt nur eine; ein Strom lebendigen Wassers, der niemals zu fließen aufhört, er ist noch immer frisch und bewegt. Was ist geändert? Sprechen, sehen, fühlen wir anders? Ich sitze wieder an Ihrer Seite, wie sonst gar oftmals; das Gesicht, auf welchem jetzt mein Blick ruht, ist nicht minder freundlich, als ehedem. Wäre auch eine Veränderung vorgegangen, sagen Sie es mir nicht; meine Augen und mein Herz sind blind; ich sehe und fühle es nicht. Ueber Ihre Lippen komme nicht der Hauch eines Zweifels. Ich träume einen göttlichen Traum; schrecken Sie mich nicht auf. Lassen Sie mich den Strom des Geschickes hinabschwimmen; lassen Sie mich das Buch des Lebens langsam, Seite um Seite lesen. Droht mir Kummer, Treulosigkeit und Gleichgültigkeit des Herzens, so lassen Sie mich wenigstens einige Jahre glücklich sein; ich werde eines Sonnenstrahles mich gefreut haben, und manche, Gott helfe ihnen, sehen nur eine und dieselbe graue Wolke vom Anfang bis zum Ende ihrer Wanderschaft; sprechen Sie nicht von Veränderung; ich erkenne sie nicht an."

"Wollen Sie damit sagen, Sie hätten sich nicht gebessert?"

Sie sah ihn lächelnd an.

"Nein, nicht im Geringsten. Und Sie?" fügte sie nach einer Pause hinzu.

"Mein armes Kind, ich will Sie nicht täuschen, ich habe mich allerdings nicht gebessert."

"Ich weiß es wohl; die ganze Stadt ist voll von Geschichten Ihrer Lebenswürdigkeit. Sie gelten für eine Art Blaubart, der sich in seinem Schlosse verpallisadirt."

"Ja, ich war mürrisch geworden."

"Ich sah es in Ihrem Gesichte, als ich eintrat; — ja, sehr mürrisch, aber ich werde Sie aufheitern."

„Und erbittern, Petite?“

„Ich bin ja so liebenswürdig! Sie sehen sehr zweifelnd drein? Nun, ich war allerdings in der letzten Zeit nicht sehr liebenswürdig, aber ich will Ihnen sagen, weshalb; einer Ihrer bösen Geister — der Geist des kalten Stolzes — war bei mir. Er ist jetzt fort, fort für immer. Ich versuchte Sie zu sein und machte mich selbst sehr unglücklich. Ich muß wieder selbst zurückkehren, es gibt kein anderes Mittel. Ich muß wieder das thörichte Mädchen werden, das mit Mademoiselle Dantin zankte und beinahe mit Ihnen zankte, als sie zum ersten Male in diese stille Bibliothek trat. Sie hat viele Fehler; — ich weiß es, und doch hat sie auch ihre guten Seiten. Wenn sie verkehrt ist, haben Sie Geduld mit ihr, und wenn sie thörichter Weise zu vertrauensvoll ist, fühlen Sie ihren Glauben nicht durch kalte Lehren ab, denn es ist ihre Natur — sie muß vorwärts, wenn auch getäuscht, aber noch immer voll Hoffnung und Vertrauen.“

Anfangs antwortete er nicht, aber er drehte ihr geröthetes Gesicht nach dem matten Lichte und sah sie aufmerksam an.

„Petite,“ sagte er, „Sie haben einen eigenthümlichen Reiz für mich. Durch welchen geheimen Zauber haben Sie sich um mein Herz geschlungen, — ich brauche Ihnen nicht zu sagen, es ist sehr zärtlich oder sehr nachgiebig von Natur, — so daß es fast scheint, als müßte ich Sie immer lieben, was Sie auch thun mögen? Ich liebte einst ein anderes Weib, das sehr schön, sehr edel und gewinnend war, aber sie besaß nicht diese Macht über mich, und als ich sie nicht mehr lieben wollte, konnte sie mich nicht dazu zwingen. Wie kommt das?“

Nathalie lächelte so heiter und strahlend, daß ihr Gesicht selbst in dem Dunkel des Zimmers leuchtete und wie Unas Engel einen Augenblick ausah.

Wie Sonnenschein im Schattendunkel.

„Weil,“ antwortete sie, „weil ich mit meiner ganzen Seele, meinem ganzen Herzen liebe — das ist das Geheimniß. Sie wissen es, darin liegt der Zauber.“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Stiftsfräulein saß in ihrem Boudoir allein. Sie hatte in ihrem Gebetbuche gelesen, jetzt aber lag es geschlossen auf dem Tische neben ihr. Sie weinte langsam: Thränen strömen im Alter nicht in so raschem Flusse, wie in der Jugend. Sie fühlte sich einsam und traurig. Ihre Taubheit hatte in der letzten Zeit zugenommen, und als sie so dem Fenster gegenüber saß, den Rücken nach der Thüre gekehrt, wußte sie nicht, daß Jemand eingetreten sei, bis ihr Nefse an dem Tisch stand. Er nahm ihre Hand, küßte sie und setzte sich neben ihr nieder. Ihr Benehmen gegen einander war in der letzten Zeit kalt und zurückhaltend gewesen; sie empfand diesen Beweis wiederkehrender Liebe, denn ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Wie freundlich, daß Du kommst, Armand! Ich hatte so große Langeweile.“

„Ihr Leben ist traurig, Tante; Sie brauchen Jemand, — eine Gesellschafterin.“

Das Stiftsfräulein schüttelte den Kopf; ihr Gesicht wurde finstler. „Sie brauche keine Gesellschafterin.“

„Doch, Tante, Sie brauchen eine, und ich habe eine für Sie gefunden.“

„Wirklich,“ antwortete sie kurz.

„Ja, Sie werden mit der Person meiner Wahl außerordentlich zufrieden sein.“

„Ich kann selbst für mich wählen.“

„Gut: so werde ich ihr sagen lassen, daß sie nicht zu kommen brauche.“

Er streckte die Hand nach der Klingelschnur aus; seine Tante hielt ihn zurück.

„Bleibe, Armand,“ bemerkte sie zögernd; „man muß etwas Derart nicht sagen lassen; was ist es denn für eine Person?“

„Ein sehr angenehmes Wesen, Tante.“

Bei dem Worte angenehm nahm die Tante ihre aufmerksame Haltung an, hustete und rückte in dem Stuhle hin und her.

„Jung?“ fragte sie, und that, als sehe sie gerade vor sich hin, warf aber einen verstohlenen Blick nach ihrem Neffen.

„Nicht zwanzig, glaube ich.“

„Hübsch?“ fragte sie mit demselben Blicke.

„Sie ist sehr hübsch.“

„Dann will ich sie nicht haben!“ rief das Stiftsfräulein entschieden: „ich will sie nicht haben.“

„Aber, Tante, —“

„Es hilft Dir nichts, Armand; ich will sie nicht haben; nicht um die Welt.“

„Meine liebe Tante!“

„Nicht um die Welt!“ rief das Stiftsfräulein wieder, welche nach und nach gereizt wurde.

„Aber warum, Tante?“

„Du bist sehr neugierig, Armand.“

„Ich will blos den Grund Ihrer Weigerung wissen.“

„Nan denn, ich weigere mich, sie anzunehmen, — weil die ganze Sache nicht Dein Geschäft ist, Armand,“ lautete der kurze Entscheid.

„Tante, sehen Sie die Person. Sie hat ein reizendes Gesicht, wie Sie es gerne haben.“

„Und Du auch,“ murmelte das Stiftsfräulein.

„Ihre Gesellschaft würde Ihnen Vergnügen bereiten.“

„Und Dir ohne Zweifel auch,“ bemerkte sie in demselben Tone.

„Sie würde mit Ihnen in den Garten gehen.“

„Oder meinem Neffen dort begegnen.“ Dies wurde sotto voce geäußert.

„Und die Abende mit Ihnen in dem hübschen Bouvoir zubringen.“

„Was natürlich dann weit hübscher wäre, als jetzt,“ antwortete das Stiftsfräulein trocken und laut, denn sie war gereizt.

„Kurz,“ sagte Herr von Sainville ruhig, „der Plan ist so erwünscht, daß Sie gewiß Ihre Zustimmung geben werden.“

Seine Tante wandte sich ungehalten nach ihm um.

„Armand,“ sagte sie und richtete sich mit gekreuzten Armen in dem Stuhle hoch auf, „bin ich ein Weib von Scharfblick oder nicht?“

„Meine gute Tante.“

„Keine Schmeichelei; bin ich ein Weib von Scharfblick oder nicht?“

„Ich habe es nie geleugnet, Tante; was soll das aber jetzt?“

„Nur soviel, Armand; wenn Du wieder Pläne erfinnst und mich zu Deinem Werkzeuge machen willst; so mache die Sache nicht so handgreiflich. Nicht so handgreiflich, sage ich, Armand,“ fügte sie hinzu.

Herr von Sainville fragte sie mit ernster Miene, wie sie das meine. Aber sie schüttelte den Kopf, schloß die Augen und zog die Lippen zusammen. „Sie wisse es wohl, habe aber durchaus nicht Lust, es ihm zu sagen; nicht die geringste Lust.“

„Ich sehe, Tante, Sie sind zum Voraus gegen das arme Mädchen eingenommen.“

Das Stiftsfräulein lehnte in ihren Stuhl zurück und lächelte ironisch.

„Wie ungerecht; und sie hat eine so große Zuneigung zu Ihnen.“

„Zuneigung!“ Tante Madegonde schien sehr ungehalten.

„Sie hegt keinen lebhafteren Wunsch, als den Rest ihrer Tage bei Ihnen zuzubringen.“

Tante Madegonde wurde verwirrt.

„Sie sagte, sie wüßte, daß Sie ihrer Gesellschaft bedürften.“

„Gesellschaft! — ihrer Gesellschaft! Das impertinente kleine Ding!“

„Ja, sie schien Ihrer Sache sehr gewiß zu sein.“

Das Stiftsfräulein legte die gefalteten Hände auf ihre Kniee und wandte sich mit verwirrtem Blicke von der Rechten zur Linken.

„Kleine Intrigantin!“ rief sie. Mehr konnte sie nicht sagen; sie war, um uns eines französischen Ausdruckes zu bedienen, „suffoquée!“

„Wirklich,“ fuhr ihr Neffe ruhig fort, „ihre freundlichen Gesinnungen gegen Sie gewannen mein Herz.“

„Gewannen sein Herz!“ Das Stiftsfräulein sah ihn mit stillem Vorwurfe an.

„O Nathalie, Petite, mein gutes Kind, mein liebes kleines Ding,“ sagte sie traurig. „Ich weiß, Du bist vergessen. Aber ich wußte nicht, daß Du so bald ersetzt sein würdest.“

Zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. Herr von Sainville sah etwas bewegt aus.

„Tante,“ sagte er ruhig, „sehen Sie hinter sich.“

Das Stiftsfräulein wandte sich langsam um und stieß einen schwachen Schrei aus; in dem Schatten des Zimmers hinter ihrem Stuhle stand Nathalie, die sie ansah und zu gleicher Zeit lachte und weinte. Das arme Stiftsfräulein blieb stumm; aber das junge Mädchen trat rasch um den Tisch herum, kniete nieder, küßte die Hände ihrer alten Freundin und schlang ihre Arme um die schlanke kleine Taille.

„Ja, Mairaine,“ sagte sie lachend, aber ihre Augen und Wangen glänzten noch von den kaum vergoffenen Thränen: „hier ist das impertinente kleine Ding, die kleine

Intrigantin! Nun, warum schicken Sie sie nicht gleich wieder fort?"

Das Stiftsfräulein schüttelte die Thränen weg, die sich in ihren Augen sammeln wollten; sie legte die Hände auf beide Schultern des jungen Mädchens, beugte sich herab und küßte sie herzlich; ihr Gesicht leuchtete vor Freude. Herr von Sainville hatte sich an den Rücken des Armstuhls seiner Tante gelehnt; er lächelte bei diesem Anblick mit reinerer Freude und sanfterer Rührung, als er sie seit vielen Jahren empfunden. Glück zu empfangen ist entzückend; zu bereiten — Seligkeit."

Es waren keine fünf Minuten vergangen, als alle drei in der behaglichsten Stimmung waren. Mathalie saß auf einem niederen Stuhle zu den Füßen des Stiftsfräuleins und Herr von Sainville auf einem niederen Sofa zur Seite seiner Tante. Das Stiftsfräulein, als eine praktische Frau, hatte, als die erste Rührung vorüber, von Mathalien ein feierliches Versprechen verlangt, sie nie wieder zu verlassen, welches Versprechen das junge Mädchen mit einem Lächeln gab und mit einem Kusse besiegelte. Obgleich hierbei Tante Madegonde ganz glücklich hätte sein sollen, schien dies doch nicht der Fall. Sie sah Herrn von Sainville an, der in seinen gewöhnlichen Ernst versunken war; sie blickte nach Mathalien, auch das junge Mädchen schien sehr nachdenklich geworden. Das Stiftsfräulein lächelte mit großer Schlaueit vor sich hin, denn sie sagte sich selbst, daß, wenn sie nicht ins Mittel trete, die Sache nicht recht in den Gang kommen werde. Sie nahm zögernd die Hand ihres Neffen und hielt sie fest zwischen ihren zarten kleinen Fingern, deren Griff er mit einer Bewegung hätte entschlüpfen können; dann nahm sie auch Mathaliens Hand und legte sie sanft in die seine; so hielt sie beide in der ihren und sah den Neffen und die Nichte mit traurigem und bittendem Blicke an.

„Kinder,“ begann sie, aber ihre Stimme zitterte und

erstarb auf ihren Lippen, während ihre Augen von Thränen überflossen —

„Tante,“ sagte Herr von Sainville ruhig, „beruhigen Sie sich, Petite und ich sind Freunde.“

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte das Stiftsfräulein, in ihrem Innern sehr erleichtert und andächtig. Aber nach wenigen Augenblicken schon kehrten ihre Befürchtungen und Zweifel zurück. Sie sah den Neffen und Nathallen fragend an. Sie sahen zwar ruhig und glücklich aus, aber mit ihrem gewöhnlichen Scharfblicke erkannte Madegonde, daß noch nicht alles richtig sei.

„Armand,“ sagte sie sehr ernst, „hältst Du mich für eine Frau von Erfahrung und willst Du meinen Rath annehmen?“

„Das hängt von dem Rathe ab, Tante,“ antwortete er mit einem Lächeln.

„Armand,“ sagte das Stiftsfräulein entschlossen, wenn auch ihr Herz bei dem kühnen Wagniß heftig pochte; „Armand, heirathe Du Petite.“

Ihr Muth verließ sie, er antwortete nicht; und sie deutete seinen Ernst für Mißfallen.

„Armand,“ sagte sie sehr bewegt, „heirathe Du sie; sie liebt Dich von Herzen, wirklich, von Herzen. Ich sagte Dir nie zuvor davon. Aber ich will es Dir jetzt sagen, daß sie blaß und zitternd an der Thüre stand, als Du krank warst, und als ich ihr zuflüsterte, daß Du sie nicht sehen wollest, senkte sie den Kopf und ging mit einem Blicke auf die Schwelle, die sie nicht betreten sollte, einem Blicke — der mir beinahe das Herz brach. Ich will nicht schweigen,“ sagte sie, die Hand wegziehend, welche Nathalie lebhaft auf ihre Lippen legte, „ich will nicht schweigen! Glauben Sie, ich habe nicht auch etwas von ihm zu sagen? glauben Sie, er habe sich nicht gesehnt, seine liebe Petite wieder bei sich zu haben? ach, wie oft! Glauben Sie, er würde nicht alles darum gegeben haben,

Sie wieder neben sich sitzen zu sehen, wie ehemals? Er soll es leugnen, Kind, wenn er kann: es war so!"

Er leugnete nicht. Das Stiftsfräulein, welche ihn aufmerksam betrachtete, fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war. Sie erhob sich von ihrem Sitze, blaß und zitternd; sie nahm Nathaliens Hand und hob sie auf; sie führte sie zu ihrem Neffen und das junge Mädchen that erröthend und geduldig, was sie wünschte.

„Warum bringen Sie mir dieses eigenfinnige kleine Ding?“ fragte Herr von Sainville, welcher versuchte, die Stirne zu runzeln, als seine Tante und das junge Mädchen vor ihm standen; er zog jedoch Nathalien alsbald liebevoll an sich und ließ sie auf dem Sopha neben sich sitzen; umschlang sie mit seinem Arme und hielt sie fest. Sie löste sich sanft von ihm los und sah ihm mit halb schelmischem, halb triumphirendem Lächeln ins Gesicht.

„Sie brauchen dieses eigenfinnige kleine Geschöpf nicht zu haben, wenn Sie nicht wollen, mein Herr,“ sagte sie in leicht spottendem Tone. Sie machte eine Bewegung, ihn zu verlassen, aber wer würde glauben, daß sie wirklich gehen wollte, oder daß er sie fortgelassen. Er that es nicht, sondern strich ihr sanft und schmeichelnd eine Flechte ihres schwarzen Haares zurück, während sie, neben ihm sitzend, die eine Hand leicht auf seine Schulter legte und ihre alte Freundin mit glücklichem und erröthendem Stolze sie ansah.

Das kleine Stiftsfräulein stand vor ihnen, mit Thränen der Freude in den Augen. Bis zu ihrem Lebensende wird dieses gute Geschöpf glauben, daß sie, nur sie allein, beide versöhnt habe; und bis zu ihrem Lebensende werden Herr von Sainville und die, die jetzt seine Frau ist, sie in dieser angenehmen Täuschung lassen.

„Ach! wie der kluge Mann sie so zärtlich liebt?“ dachte Tante Madegonde, als sie sich wieder setzte und sie beobachtete, während ihr ein Lächeln bei diesem Beispiel von der Macht des Weibes über die Weisheit des Man-

nes um die Lippen spielte. „Nun, Herr Armand und Mademoiselle Petite,“ bemerkte sie laut, „das haben Sie mir zu danken.“

Beide sahen auf, und lächelten zuerst sich und dann sie an.

„Ich wünsche,“ sagte ihr Neffe, „Sie würden Mademoiselle Petite auffordern, ihren Shawl abzunehmen.“

„Mademoiselle Dantin würde unzufrieden sein, wenn sie zu lange bliebe,“ bemerkte das Stiftsfräulein zögernd, da sie immer noch einige Scheu vor ihrer sauertöpfischen Nachbarin hatte.

„Wer kümmert sich um Mademoiselle Dantin?“ lautete die unehrerbietige Antwort.

„Nein, Armand, aber Petite.“

„Petite müßte sich sehr geändert haben, wenn sie irgend etwas oder irgend wen fürchtete,“ unterbrach sie Herr von Sainville.

Um ihn zu überzeugen, daß keine wesentliche Veränderung in ihrem Charakter vorgegangen, löste Mathalie ihren Shawl los und gab dadurch ihren Entschluß zu erkennen, daß sie bleiben wolle, selbst auf die große Gefahr hin, den Zorn von Mademoiselle Dantin dadurch herauszubeschwören. Das Stiftsfräulein schüttelte den Kopf und sagte: „wenn Mademoiselle Dantin böse werde —“

„So wird sie sich darüber freuen,“ unterbrach ihr Neffe.

Tante Madegonde sah zweifelnd aus. „Mademoiselle Dantin würde sehr ungehalten über solche Dinge sein.“

„Was für Dinge, Tante?“ fragte er ernst

Tante Madegonde richtete sich auf. „Die Leute möchten Geheimnisse haben, wenn sie wollten, andre Leute seien aber weder taub, noch blind.“ Er lächelte.

„Nun, Tante,“ sagte er, „Ihnen einen Gefallen zu erweisen —“

„Mir einen Gefallen zu erweisen, Armand?“

„Ich meine Ihnen und Petite einen Gefallen zu erweisen.“

„Uns einen Gefallen zu erweisen. Armand, was meinen Sie?“

„Nichts, Tante, wenn es Ihnen nicht Recht ist.“

Das Stiftsfräulein sah verlegen aus. Sie liebte Erklärungen und kleine Scenen pathetischer Art: ihr Nefse scheute und haßte sie. Nathalie, welche ihren alten Platz wieder eingenommen, flüsterte ihr zu: Armand scherze nur.

„Ein sehr unpassender Scherz,“ sagte Tante Madegonde steif.

Herr von Sainville erklärte jedoch ernsthaft, es sei kein Scherz, sondern der Schluß einer nicht sehr geschäftsmäßigen Unterredung, welche früher zwischen ihm und Mademoiselle Montolieu in Angelegenheiten von Mademoiselle Dantin stattgehabt. Nathalie bat um Verzeihung und bestätigte, daß die Unterredung allerdings einen sehr geschäftsmäßigen Charakter gehabt. Er erinnerte sie mit einem Lächeln, daß sie von dem beabsichtigten Ankauf von Madame Ledru nichts gesagt, so wenig als von der Entschädigung, welche diese in ihren Erwartungen getäuschte Dame verlange und sprach die Hoffnung aus, sie werde nicht unterlassen, der Vorsteherin mitzutheilen, daß er seine Gesinnungen geändert, und im Vertrauen auf ihr großes Geschäftstalent sich entschlossen habe, die verlangte Summe für das haufällige Haus und den Streifen Garten zu bezahlen.

„Ich werde davon nichts sagen,“ antwortete Nathalie, die ganz so aussah, wie ehemals, wenn er etwas gesagt, um sie zu reizen.

Alles, was das Stiftsfräulein verstand, war, daß es mit Mademoiselle Dantin leicht zu einem Streite kommen könne, den abzuhalten höchste Zeit sei.

„Armand,“ sagte sie mit großer Feierlichkeit, „ich bin das Haupt der Familie, nicht wahr? Nun denn, sage mir Deine Absichten in Beziehung auf Petite.“

„Tante, Welch' unnütze Frage!“

„In der That, nein. Bei Erklärungen wird angenommen, man wisse gar nichts und so gestehe ich denn, gar nichts zu wissen. Hast Du die Absicht, sie zu fragen, ob sie Deine Frau werden will?“

„Ja, Tante.“

„Nun, Petite,“ sagte das Stiftsfräulein, auf Nathalien herabsehend, „was werden Sie antworten?“

„Ich werde antworten, wenn ich gefragt werde,“ lautete die spröde Antwort.

„Aber, Petite, er will Sie fragen.“

„Ich will auch antworten.“

Das Stiftsfräulein sah sehr ungehalten aus. „So geht es, wenn man es mit Liebenden in ihren Streitigkeiten zu thun hat,“ sagte sie heftig. Sie würden noch immer mit gezogenen Dolchen dastehen, wenn sie nicht gewesen, und statt dafür dankbar zu sein, hätten sie sich verabredet, sie zu ärgern. Ihr Nefse meinte, sie solle noch einmal bereuen; aber sie wies das mit Entrüstung zurück. „Sie möchten nun ihre Sache selbst führen.“ Als jedoch Herr von Sainville trotz ihres leichten Widerstrebens ihre Hand küßte, und Nathalie ihre Lippen auf die abgewandte Wange drückte, ließ sich die leicht versöhnliche Canonistin bereden und gab nach. Sie sagte: „sie sei zu nachgiebig, aber es müsse einmal aufhören;“ sie forderte deshalb den Nefsen auf, „nicht zu lachen und Petite, nicht so thörlcht zu sein“ und machte den zweiten Versuch, der denselben Erfolg hatte, wie der erste. Herr von Sainville meinte, er würde fragen; Nathalie, sie würde antworten.

„Wieder!“ rief das Stiftsfräulein unwillkürlich aus und es bedurfte einer Schmeichelei von fünf Minuten zu beiden Seiten des Stuhles, um ihre beleidigte Würde wieder zu versöhnen. Endlich kam sie auf ein Auskunftsmittel.

In feierlichem und bedächtigem Tone und mit klaren Worten verlangte sie Nathalien im Namen des Herrn

Armand von Sainville Mathalie Montolieu zur Ehe, worauf sie — nach einer Pause, welche sie der bescheidenen Ueberlegung passender Weise gönnte — das deutlichste und unzweideutigste „Ja“ aussprach, das je ein Mädchen auf diese Frage geantwortet. Sie wartete einen Augenblick, um zu hören, ob sich irgend eine protestirende Stimme vernehmen lasse, aber es herrschte die tiefste Stille.

„Da seht!“ rief sie mit einem Seufzer und einem triumphirenden Blicke, da sie fühlte, die schwierige Sache sei glücklich geordnet. „Jetzt ist Alles richtig; aber ich möchte wissen, wie Ihr ohne mich zu Stande gekommen wäret. Ach! Ihr könnt freilich lachen und vergnügt aussehen, thörichte Kinder. Aber Ihr dürft nicht glauben, daß Alles vorüber sei. Ihr müßt mich hören.“

Beide lächelten über die erwartete Predigt. Das Stiftsfräulein dachte nicht daran: sie sah mit wohlgefälligem Lächeln bald ihren Neffen, bald das junge Mädchen an und nickte ihr mit der Mischung von Bonhomie und unschuldiger Eitelkeit zu, welche die Basis ihres Charakters bildete und sagte dann zu ihnen:

„Kinder, es ist wohl gut zu heirathen und in einander verliebt zu sein, aber das ist noch nicht genug.“

„Wie können Sie das sagen, Tante?“ fragte ihr Neffe, „Sie waren ja nie verheirathet.“

„Aber ich habe beobachtet, Armand, viel beobachtet. Bitte, unterbreche mich nicht. Du siehst,“ fuhr sie fort: „kleine Streitigkeiten sind gefährlich; die Liebe stirbt an solchen Nadelstichen. Ich sage Ihnen nicht, Kleine, gehorchen Sie Armand; ich halte es für sehr lächerlich, daß Männer befehlen und Frauen gehorchen sollen: aber Sie sehen, meine Liebe, er ist älter, als Sie. Er hat mehr Erfahrung und Beurtheilungsgabe. Es wird wohl gut sein, bisweilen nachzugeben, denn wenn ein Mann eine junge Frau nimmt und von ihren Launen abhängt, so verliert er die Achtung der Welt. Jetzt, Petite, müssen Sie auf den Ruf und die Ehre Ihres Gatten eifersüchtig

sein, Beide sind auch die Ihren; vergessen Sie das nicht. Was dich betrifft, Armand, so sage ich nur dies: eine Frau ist nicht ein Stein, sondern ein Wesen mit einem Herz. Sei freundlich und sie wird thun, was Du willst: befehl und sie wird Dir trocken oder Dich hintergehen. Kurz," fügte Tante Madegonde hinzu, die durch diese Rede warm geworden war, „behandle sie wie ein Christ und Edelmann, nicht wie ein Türke."

Mit diesen energischen Worten schloß die Predigt der Tante Madegonde.

Schl u ß.

Sechs Wochen waren verflossen: zum großen Erstaunen der Stadt Sainville und der ganzen Nachbarschaft hatte Nathalie Montolieu die Anstalt der Mademoiselle Dantin mit dem Schlosse, und ihren Mädchennamen mit dem der De Sainville vertauscht.

Diese Mésalliance wurde verschieden beurtheilt. Die allgemeinste und gewöhnlichste Erklärung war, Herr von Sainville habe sich trotz seiner Jahre und Erfahrung durch ein hübsches Gesicht fangen lassen; ergo, er sei ein Narr, Mademoiselle Montolieu aber habe trotz ihrer Jugend und ihres scheinbaren Leichtsinnes die größte Erfahrung in der schweren Kunst, einen reichen Mann in ihr Netz zu ziehen. Namentlich bewunderte man den Tact, mit welchem sie ihre Pläne von dem Neffen auf den reichen Oheim übertragen. Einige thörichte und überspannte Leute meinten sogar, Herr von Sainville sei vielleicht so klug als Herr von Chateaufort, der eine bürger-

liche Mitgift von fünfmalhunderttausend Franken, eine hübsche Person und ein mürrisches Temperament geheirathet habe; sie wagten sogar hinzuzusetzen, es sei kein wirkliches Verbrechen, hübsch und jung zu sein: und ein Weib könne einen Mann lieben, der zufälligerweise reich und etwas älter, als sie sei; aber diese Leute wurden behandelt, wie dergleichen Leute bis ans Ende der Tage stets behandelt werden: mit der tiefsten Verachtung.

Jedermann aber bewunderte die vollkommene Gleichgültigkeit, mit welcher Herr von Sainville und seine Frau das ironische Erstaunen behandelten, das ihre Heirath hervorgerufen, und man mußte allgemein anerkennen, daß sie dabel wirklich eine sehr feine Sang-froid an den Tag gelegt. Zu unserem Bedauern müssen wir gestehen, daß sie auf dieses Lob durchaus keinen Anspruch hatten, weil sie von den Glossen, zu denen ein Ereigniß, das ihnen so einfach und natürlich schien, Veranlassung gegeben, nicht das Mindeste wußten.

Herr von Sainville hegte für sein Urtheil, seine Klugheit und seine Vorsicht jene Art von Achtung, mit der die meisten Männer reichlich ausgestattet sind: es fiel ihm gar nicht ein, daß er etwas Thörichtes thun könnte; deshalb meinte er auch nicht im Entferntesten etwas Thörichtes begangen zu haben, als er Nathalien heirathete, und consequenter Weise konnte er sich nicht denken, daß die Welt anderer Meinung sein werde. Nathalie kam zu demselben Schlusse, nur aus andern Gründen. Sie hatte eine so aufrichtige Achtung vor ihrem Gatten — abgesehen von der Liebe für ihn — er stand ihr in jeder Beziehung so hoch über den jüngeren Männern, die sie hatte kennen lernen, — diese aber waren weder zahlreich, noch ausgezeichnet — daß sie es mit ungläubigem Erstaunen aufgenommen haben würde, wenn man sie eigennütziger Motive angeklagt hätte. Nach ihrem Dafürhalten konnte es nur einen Grund für ihre Heirath mit Herrn von Sainville

geben, und dieser eine Grund mußte Jedem so einleuchtend sein, als ihr selbst.

Diese sechs Wochen hatten sich durch kein wichtiges Ereigniß ausgezeichnet. Es war allerdings von einer jener Flitterwochenreisen die Rede gewesen, welche von England nach Frankreich eingeführt, in den letzten Jahren so durchherrschend geworden: Tante Madegonde aber machte eine so unzufriedene Miene bei dem Gedanken, allein zu bleiben, Herrn von Sainville schien so wenig an dem Reiseglück in den Honigmonden zu liegen, und Mathalie gestand so offen, daß es keinen Ort gebe, den sie so sehr liebe, als Sainville, daß man den Plan wieder fallen ließ.

Wir wissen, daß eine Erzählung eigentlich kein Recht hat, über den Abschluß des Geschickes der Heldin, das heißt die Heirath, ausgedehnt zu werden; und doch müssen wir den Leser bitten, mit uns auf der Schwelle des alten Salons zu weilen, der so oft uns aufgenommen und ein letztes Bild mit uns zu betrachten.

Der Abend ist hereingebrochen. Das fröstelnde Stiftsfräulein sitzt in ihrem tiefen Armstuhl an dem Kamine; Mathalie hat sie in einen großen Shawl gehüllt und ein warmes Kissen unter ihre Füße gelegt: sie sind allein.

„So,“ sagte Mathalie mit ihrer wohlklingenden Stimme: „jetzt habe ich Sie gut gebettet und Sie können ruhig schlummern.“

„Schlummern, Petite; ich kann nicht begreifen, wie Sie so kindisch sprechen mögen,“ lautete die etwas gereizte Antwort; „wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich nach dem Essen nicht schlummere, sondern nur meiner sinnenden Stimmung mich überlasse.“

„Aber, Tante, warum schließen Sie Ihre Augen?“

„Weil mich das Licht belästigt, kleines, thörichtes Ding.“

Mathalie wandte das Gesicht ab, um ein verstoßenes Lächeln zu verbergen, als ihre Tante die Augen schloß

um sich ihrer sinnenden Stimmung zu überlassen; ihr regelmäßiges Athmen deutete bald an, daß diese Reflexionen wenigstens sehr erfreulicher Natur waren. Nathalie stand einen Augenblick an dem Kamine und schlich sich dann langsam zum Fenster. Es war ein ruhiger und kühler Abend. Der Mond stieg am Horizonte empor, aber sein Licht war grau und matt, und die Bäume der Allee warfen einen schwachen und undeutlichen Schatten auf den Boden. Drüben erhob sich das massive Eisenthor, und weiterhin zog sich die weiße, einsame Straße zwischen grünen Feldern und einsamen Häusern hin. Dieser Straße folgten die Blicke Nathaliens, als sie in der Fenstervertiefung stand, die Stirne an die kalte Scheibe gedrückt und von den schweren Vorhängen verhüllt.

Sie träumte; nicht jene fieberischen Träume, welche einst ihre Wangen geröthet und das Herz des feurigen Mädchens umgaukelt hatten. Die ruhigen, heiteren Bilder des Weibes umschatteten sie jetzt, denn sie war glücklich. Das Glück ist nicht so selten, als man wohl oft behauptet hat, es ist da und wird uns oft zu Theil, freilich von Zweifeln und Besorgnissen begleitet, welche keine reinsten Freuden stören, und von süßen, berausenden Hoffnungen, welche uns noch weit heftiger aufregen. Nur das reine, friedliche Glück weilt seltener und kürzer auf Erden; es ist der Gast, der nur einen Tag bleibt und wird nicht so oft durch wirklichen Kummer, als durch den Ueberdruß des menschlichen Herzens verbannt, das zu bald durch die reine und entzückende Gegenwart übersättigt ist. Diese stille Freude weilte nun in Nathaliens Herzen und goß ihren göttlichen Frieden über all' ihre Träume. Sie kannte die Hoffnung nicht, denn Hoffnung schließt immer ein Verlangen in sich, und jeder Wunsch des Herzens war erfüllt; sie fühlte nicht mehr, wie sonst, die Sehnsucht, das versiegelte Buch der Zukunft zu öffnen und zu lesen; sie hatte ihr Schicksal auf Erden durch feierliche und unwiderrufliche Gelübde festgestellt, und obwohl sie nicht sagen konnte,

ob Kummer oder Glück ihrer harre, so wußte sie doch, daß es für sie nur einen Kummer, wie nur ein Glück geben könne.

Wovon träumte sie denn?

Von den ruhigen häuslichen Freuden des Weibes; von der Abwesenheit ihres Mannes und seiner Rückkehr, welche sie am andern Tage erwartete; von freundlichen Worten und süßen Schmeicheleien, von Winterabenden am Kamine, von langen Sommermorgen im Garten, und von einem ganzen Dasein, das mit der gleichen Ruhe und Behaglichkeit dahinfließe.

Es dauerte einige Zeit, ehe sie das Fenster verließ und an den Kamin zurückkehrte. Das Stiftsfräulein lag in tiefem Schlafe; das Feuer strömte eine behagliche und lebhafteste Wärme aus. Mathalie setzte sich auf einen niederen Stuhl; sie lächelte vor sich hin und gedachte der Winterabende, wo sie mit einem Buche auf dem Schooße saß, das jetzt noch ungelesen war. Dann erinnerte sie sich der Zweifel und Sorgen und der Trennung, des Schmerzes, den sie am Busen einer Schwester ausgeweint, der Stimme, welche sie immer mit reinem und frommem Rathe getröstet, des ruhigen Sterbebettes und des einsamen Grabes auf dem kleinen Kirchhof von Sainville. Sie war so tief versunken in diese Erinnerungen, daß sie von Hufschlag eines Pferdes in der Allee und einen Augenblick später das Deffnen der Salonthüre nicht hörte. Es war Herr von Sainville, welcher eintrat. Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und betrachtete eine Frau. Das Kaminfeuer fiel auf ihr Gesicht, das trotz ihres augenblicklichen Ernstes jugendlich erschien, und auf ihre schlanke Gestalt; ihre Haltung verrieth mehr denn ihre leichte, mädchenhafte Anmuth. Mathalie sah sehr hübsch aus, und doch durchzuckte ein seltsamer Schmerz die Brust des Herrn von Sainville, während er sie anblickte. Er stand noch in der ersten Kraft und Blüte des

Lebens, aber sie strahlte in der ersten Frische der Jugend. Er wünschte keineswegs, ihrem noch so kurzen Leben einen Tag zuzusetzen oder eine strengere Linie auf ihrer jugendlichen Stirne zu sehen; sie gefiel ihm so und gefiel ihm nur zu sehr, wie er sich zugestehen mußte; aber trotz alledem schlich sich der Zweifel bei ihm ein, es möchte ein Tag kommen, an welchem Nathalie ihre Wahl bereue und wünsche, einen jüngeren Mann geheirathet zu haben.

Er schloß die Thüre; Nathalie sah auf, eilte ihm lebhaft entgegen, und in dem Erröthen ihres freudigen Erstaunens, das ihr Gesicht aufheiterte, in der unaussprechlichen Freude, die aus jedem ihrer ausdrucksvollen und belebten Züge sprach, lag etwas, das einen weit reizbareren Geist besänftigt, und weit peinlichere Zweifel verbannt hätte. In der Jugend, wenn das Herz von Natur freigelegter, weil es reicher, ist die gegebene Liebe oft die Quelle größeren und gewiß auch reineren Glückes, als die empfangene Liebe; aber wie die Jahre vergehen, wie das Herz, gleich einem üppigen Verschwender, arm, selbstsüchtig und müde wird, kann nichts die Wonne übertreffen, mit welcher es die kleinsten Zeichen einer reinen und aufrichtigen Neigung aufnimmt. Es ist eine Weichheit, gegen welche der Verstand wenig vermag und frühere Erfahrung noch weniger. Wenige hatten stärker an menschlicher Liebe gezweifelt, als Herr von Sainville; Wenige hatten gegründeteres Recht auf ihren Zweifel, und doch gab vielleicht Niemand bereitwilliger sich dem Vergnügen hin, jede Regung der Liebe zu beobachten, die er anfangs unbewußt eingestößt und dann sorgsam in dem Herzen des jungen Mädchens gepflegt hatte, die jetzt seine Frau war.

Als er sich still niedersetzte, um seine Tante nicht aufzuwecken, und Nathalie auf dem niederen Stuhle zu seinen Füßen Platz nahm, sagte sie zwar nicht, seine unerwartete Rückkehr freue sie, aber ihre gerötheten Wangen und leuchtenden Augen, der Fluß ihrer pikanten Rede und die Unruhe ihrer Bewegungen verriethen ihre Freude,

die zwar nicht ausgesprochen wurde, für ihn aber lesbar war in dem strahlenden Gesichte, das nun zu ihm aufsaß! Und nicht bloß die Freude über seine Rückkehr that ihm wohl, weit mehr noch die Leichtigkeit, mit welcher diese provencalische Natur sich jedem angenehmen Eindrucke hingab und stets jene Offenheit für das Glück an den Tag legt, die ihm vom ersten Augenblicke an aufgefallen war und ihn entzückt hatte.

Für Diejenigen, welche viel gelebt haben, ob vor der Zeit, oder im natürlichen Verlauf der Jahre, liegt ein großer Reiz in der Lebhaftigkeit und der Elasticität jüngerer Geister und Herzen. Ein sanftes, ruhiges und weit vollkommeneres Wesen als Mathalie würde weit nicht den Eindruck auf Herrn von Sainvilles Gefühle gemacht haben, der selbst so ruhig war, daß er des besänftigenden und etwas abkühlenden Einflusses nicht bedurfte. Mathalie war für ihn, was die Sommerluft für einen Reisenden, — kräftig, frisch und belebend, aber nicht kalt, die heiße Blut des Mittags dämpfend, und die Mädigkeit des Körpers und des Geistes am Abend bannend.

Sie hatte aufgehört zu sprechen, vielleicht weil sie das schlafende Stiftsfräulein zu erwecken fürchtete, vielleicht weil andere Gedanken in ihr aufgestiegen waren. Herr von Sainville beugte sich herab und sah ihr in das Gesicht; das Kaminfeuer beleuchtete ihr Gesicht; es war etwas ernst, aber keine traurigen Gedanken schienen sie zu beunruhigen, als sie am Kamine saß, ihr Blick auf die glühenden Kohlen fiel, und die Hände sich um die Kniee falteten.

„Woran denkst Du?“ fragte ihr Gatte, indem er seine Hand leicht auf ihre Schulter legte.

Sie sah langsam auf und lächelte.

„Ich dachte daran, daß es jetzt zwei Jahre ist, seit ich dieses Haus betrat — dieses Zimmer — und mich hier niederließ, wo ich jetzt sitze; wunderbar, daß es zwei voller Jahre bedurfte, um mich so glücklich zu machen.“

„Du bist also glücklich.“

„Sehr glücklich.“

„Und Du hegst keinen Zweifel, keine Furcht?“

„Nein — warum sollte ich auch?“

Er sah sie traurig an, aber ihr Lächeln blieb heiter, vertrauensvoll und ungetrübt.

„Du bist immer dieselbe,“ sagte er, „zu hoffnungsvoll. Gestehe, daß Du das Leben, namentlich das ehliche, für einen ewigen Sonnenschein ansiehst.“

„Das denke ich nicht,“ lautete die trockene und entschledene Antwort; „im Gegentheil, ich halte es für sehr stürmisch.“

„Wirklich!“

„Ja, wirklich; aber ich habe mich zu etwas entschlossen.“

„Und wozu denn?“

„Daß Du die Stürme alle allein für Dich behalten sollst. Du brauchst nicht ironisch zu lächeln; so ruhig Du auch bist, Du weißt doch, daß ich das Mittel gefunden, Dich außer Fassung zu bringen.“

„Ja, Petite; aber anfangs warst Du selbst sehr außer Fassung; wenn also die Stürme sich einstellen, welche Du voraus sagst, so wirst Du —“

„Eine Grise! — lauter Geduld, sanfte Demuth und pflichtmäßiger Gehorsam.“

Ein skeptisches Lächeln verrieth den Zweifel, mit welchem Herr von Sainville diese Versicherung behandelte; aber Nathalie blieb dabei.

„Wahrhaftig, es wird geschehen, wie ich sage; und dies nur, weil ich weiß, daß ich Dich damit ärgern kann.“

„Das klingt aufrichtig, aber woher weißt Du, daß es mich ärgern wird?“

„Weil Du den Widerstand liebst; vorausgesetzt, daß Du ihn zuletzt doch überwinden kannst; weil Du wünschen würdest, ich möchte stürmen, toben, streiten, während Du kalt wie ein Eisapfen und folglich immer Herr bleibst. Aber ich bin entschlossen, Dir diese Gunst nicht zu erzei-

gen, und besitze eine Dosis Geduld, die für das ganze Leben ausreichen wird."

"Nun, da Du den lebenswürdigen Grund eingestehst, weshalb Du mich ärgern willst, so fange ich an, zu glauben, daß es wahr sei."

"Und Du würdest mir doch aus keinem andern Grund Glauben schenken?" fragte Nathalie etwas ernst. "Du glaubst nicht, ich könnte aus Vernunftsgründen geduldig sein, wenn Du einmal streng und anspruchsvoll wärest; Du glaubst nicht, ich könnte Liebe vom Temperamente trennen, und während ich der einen traute, das andere leicht ertragen."

"Würdest Du das thun, Petite?"

"Ja, Armand, das würde ich; denn Du kannst mir glauben, meine Liebe ist nicht schwach und vergänglich. Ich weiß, daß Du ein Mensch bist und menschliche Schwächen besitzest; aber ich weiß auch, daß Du aufrichtig und wahr bist; und wenn ich Dich innig liebe, so habe ich doch auch ebensovieler Hochachtung vor Dir. Du brauchst mich nicht so traurig anzusehen; ich kann, ich will nicht zweifeln. Ich sagte es bereits, meine Liebe ist keine vergängliche Liebe; sie wird nicht enden mit wenigen Jahren; sie wird nicht durch Kummer und Tod überwunden; sie ist ebenso sehr ein Theil meines Wesens, als der unsterbliche Geist in mir; sie wird gleich diesem die Stürme und Prüfungen des Lebens überdauern und durch das dunkle Thor des Todes gehen, um sich an dem Leben und Lichte eines reineren Tages zu erfreuen."

Sie schwieg — Thränen flossen aus ihren dunkeln Augen und ihre lächelnden und geöffneten Lippen zitterten leicht. Er gab ihr keine Antwort, aber er beugte sich über sie, legte seine Hand schmeichelnd auf das glänzend wogende Haar und zog das gebeugte und ergebene Haupt näher an sich.

Wir lassen sie so. Das Stiftsfräulein war in ihre tiefste, nachdenklichste Stimmung versunken; eine Stimmung, die jeden Abend tiefer wurde und länger dauerte; das Kamin-

feuer brannte hell; es beleuchtete das Zimmer mit warmer Glut; das Zwielficht war in Dunkel übergegangen; dieser rothe Vorhang ist noch nicht zugezogen; durch die klaren Fensterscheiben sieht man die dunkeln Bäume der Allee; sie steigen zum tiefsten Azur des Nachthimmels auf; über alles scheint der Mond — groß, voll und hell; sein sanftes, klares Licht gleitet herein durch das Fenster und fällt auf den Boden: im Widerspiele gegen das rothe Kaminfeuer, ohne sich mit ihm zu vermischen.

Und kein anderes Licht scheint für den Schlaf des Alters oder die Träume der Liebe und Jugend nöthig. Aber ach! nur eine Person träumt noch: Herr von Sainville sieht mit wahrer und ernster Zärtlichkeit auf seine Frau herab; er liebt sie und glaubt an ihre Liebe; aber er hat nicht vergebens gelebt; er kennt das Trügerische der Hoffnung, die Schwachheit des Menschen; die vergängliche Natur der tiefsten Gefühle; die Frische der Hoffnungen Mathaliens, die Innigkeit ihres Glaubens können für ihn nicht existiren, und doch ist er glücklich, denn er kann sagen: jeder Tag hat seine Plage; und während die heitere Gegenwart über ihm strahlt, wird er sie nicht durch den Gedanken an den kommenden Tag verbüßern.

Sie aber, die jetzt zu seinen Füßen sitzt, mit der reinen Stirne, dem hoffnungsvollen Lächeln und dem Blicke, der die glänzendsten Bilder zu erschauen scheint — hegt sie solche Zweifel, solche Besorgnisse? Nein.

„Hoffnung mit so schönen Augen“

hatte kein feierlicheres Aussehen, als der arme Dichter, der aus Kummer starb, sie zuerst erblickte. Und Hoffnung umschwebt sie noch; ihr Blick ist nicht durch Thränen getrübt; ihr Leuchtturm nicht durch die schweren Schatten der Nacht umdunkelt. Mathalie ist jung, kaum hat sie zwanzig Sommer gesehen; sie hat gelitten, aber sie vergißt ihren vergangenen Kummer, um der Zukunft ins Auge zu blicken; sie ist schön und heiter: sie sieht sie so klar, wie das Licht in dem Spiegel vor ihr. Sie hat gehört,

daß das Glük vergänglich ist, daß die Liebe täuscht, wie der Traum eihre Macht; aber die Stimme des Herzens spricht eine andere Sprache. Wo andere Schmerz fanden, wird sie Freude haben, denn Mathalle glaubt; ihr Blick, ihre Haltung zeugen von ihrem Glauben; nicht ein Schatten des Zweifels ruht auf dieser Stirne, nicht das entfernteste Mißtrauen in diesen aufwärts gerichteten Blicke. Sie ist glücklich und glücklich in der That sieht sie aus, wie sie hier zu seinen Füßen sitzt, sicher in der Macht und dem Glauben ihrer nie verbenden Liebe.

Mögen diese glänzenden Hoffnungen und warmen Gefühle sie noch lange umschweben; mögen sie bei ihrem häuslichen Herde wellen und ihn mit ihrer reinen Gegenwart heiliger!

E n d e.













